

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Hauptartikel aus Jahrgang
Dezember 2019 bis November 2020

Jahresthema
„Mit den Psalmen ...“

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Dezember 2019

Mit den Psalmen
sehen

Gott, mein Gott bist du, dich suche ich,
es dürstet nach dir meine Seele.

Psalm 63, Vers 2

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Verkündigung an die Hirten

Gebrüder Limbourg, Très Riches Heures du Duc de Berry,
Paris, 1410–1416,

Chantilly, Musée Condé, ms. 65, fol. 48r,

© bpk / RMN-Grand Palais / René-Gabriel Ojéda

Jean de France, Duc de Berry, war einer der herausragenden Auftraggeber für prachtvolle Handschriften im Spätmittelalter. Um 1404 nahm er die Gebrüder Limbourg in seine Dienste, begnadete junge Buchmaler, die aus der holländischen Provinz Limburg stammten und die heimische Maltradition mit der französischen Gotik und modernen Impulsen aus Italien verbanden. Paul, Hermann und Jean hießen die Brüder, deren persönliche Anteile am Gesamtwerk nicht zu unterscheiden sind und die wie ihr Auftraggeber während der großen Pest 1416 starben, nachdem sie um 1410 für ihn das berühmteste Stundenbuch der Welt, die Très Riches Heures, zu illuminieren begonnen hatten.

Unvollendet blieb das große Stundenbuch (nach kleinen Ergänzungen um 1440 durch Barthélemy d'Eyck), bis Herzog Karl I. von Savoyen, der das Manuskript durch Erbschaft erhielt, es 1485 an Jean Colombe übergab, der die restlichen Miniaturen im Stil seiner Zeit ausführte. So ist der Codex, dessen 206 Blätter feinsten Kalbpergaments im Format 29,4 x 21 cm mit 131 häufig ganzseitigen Miniaturen und ca. 3000 Goldinitialen ausgestattet sind, heute eine der prächtigsten illuminierten Handschriften, die uns erhalten sind. Berühmt sind vor allem die 12 Kalenderblätter, die Leben und Arbeiten, Feste und Architektur der damaligen Zeit dokumentieren.

Unser Titelbild zeigt die Verkündigung der Geburt des Erlösers an die Hirten vor der Stadt Betlehem. Die Hirten werden aus ihrem Alltag gerissen, schauen noch oben, wo himmlische Chöre ihnen die frohe Botschaft bringen.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Mit der Dezember-Ausgabe 1994 erschien das erste deutschsprachige MAGNIFICAT – ein Vierteljahrhundert, auf das wir mit großer Dankbarkeit zurückblicken (siehe dazu S. 6 und S. 381–387). Unser Dank gilt insbesondere unserem Schirmherrn Bischof Heinrich Janssen, der uns stets mit großem Interesse und persönlicher Anteilnahme begleitet hat, seit unsere Redaktion Anfang 2004 die Arbeit aufnahm. Er hat sein Amt nun an Regionalbischof Rolf Lohmann übergeben, den wir in unserem Kreis herzlich begrüßen. Wir freuen uns sehr, dass Sie mit dabei sind! Ihnen, lieber Bischof Janssen, alles Gute und Gottes Segen auf Ihrem weiteren Lebensweg!

Im Jubiläumsjahr 2020 wenden wir uns den Psalmen zu, dem biblischen Kernbestand der Tagzeitenliturgie. *Mit Psalmen* lässt sich christliches Leben gestalten, darum haben wir diesen Jahrestitel gewählt. In den kommenden Ausgaben werden wir zusehen, *wie* sich mit Psalmen leben lässt. Mit Blick auf den Advent haben wir *Mit Psalmen sehnen* an erste Stelle gesetzt. Psalm 84 – Was für ein Sehnsuchtspsalm! – steht dabei mit seinem Unterwegssein *zum* Tempel *hin* nur scheinbar quer zur Erwartung des *kommenden* Erlösers. Lässt der Advent sich doch als Wallfahrt zur Krippe hin auffassen, sodass man sich all die wundervollen Sehnsuchtsbilder (V. 2 f.6–8!) gut zu eigen machen kann. Aber es geht um noch mehr. Meine Geschichte mit Ps 84 begann, als ich mit 16 zufällig vom Radio den gregorianischen Kommuniongesang *Passer invenit* aufnahm, der sich auf Sperling und Schwalbe (V. 4) bezieht. Wieder und wieder hörte ich diesen Gesang. Eines Tages ging mir auf: „Selig, die wohnen in deinem Haus, die dich allezeit loben“ (V. 5) muss sich nicht erst auf Tempel oder Kirche beziehen. Wer Gott zu *loben* versteht, dem kann sich an einem Vogelnest *die Schöpfung* als Haus Gottes auftun.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Liebe Leserinnen und Leser!

Es muss in den frühen 1990er-Jahren gewesen sein, als ich auf MAGNIFICAT gestoßen bin. Fasziniert hat mich die Grundidee, die Pierre-Marie Dumont, Gründer und Herausgeber von MAGNIFICAT und Chef der Groupe Fleurus-Mame, Paris, entwickelt hat: den über Jahrhunderte gewachsenen Gebetsschatz für Menschen von heute neu zu erschließen und zur Grundlage für ein lebendiges Glaubensleben zu machen. Damit war das gemeinsame Fundament geschaffen, das uns Christen eint, zusammenführt und hoffnungsvoll in die Zukunft geleitet.

25 Jahre betreut der Verlag Butzon & Bercker GmbH mit der Groupe Fleurus-Mame die deutschsprachige Ausgabe. Gerne erinnere ich mich an die kollegialen und vertrauensvollen Gespräche mit M. Dumont und der Redaktionsleiterin Frau Fröhnel. Einige Jahre später haben die Verlage entschieden, die Redaktionsleitung in die Hände von P. Ambrosius Leidinger OSB aus der Abtei Maria Laach zu legen. Wo immer Menschen am Werk sind, gibt es auch Schwierigkeiten, die gemeistert werden müssen. So wurde 2004 unter der Schirmherrschaft von Weihbischof Heinz Janssen die Redaktion neu aufgestellt. Redaktions- und Schriftleitung übernahmen Johannes Bernhard Uphus und Friedrich Lurz.

Die Jahre hinterlassen ihre Spuren. So hat Weihbischof Janssen die Schirmherrschaft nun an Weihbischof Rolf Lohmann übertragen. Ich selbst habe die Verantwortung des Verlages in die Hände meines Sohnes Markus gelegt in der Hoffnung, dass das hohe Gut unseres Glaubens trotz der großen Schwierigkeiten mit und in unserer Kirche weitergegeben wird.

Mir verbleibt, Ihnen allen, die Sie bis heute an MAGNIFICAT mitgewirkt haben, herzlich zu danken. Mein Dank gilt ebenso den vielen Leserinnen und Lesern, die tagtäglich aus dem geistlichen Schatz unserer Kirche leben.

Ihnen allen ein herzliches „Vergelt’s Gott!“

Ihr Dr. Edmund Bercker

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Ausgerichtet nach oben

Lk 2, 1–14

Die Miniatur mit der Verkündigung an die Hirten leitet in den Très Riches Heures die Terz zu den Marienhoren am Anfang der Handschrift ein. Unter der Miniatur beginnt der Text des Tagzeitengebets am Vormittag mit einer floral gefüllten D-Initiale und weiteren kleineren Initialen und Zeilenfüllern (*s. Innenkarte*).

Die Darstellung folgt der Fassung des Lukasevangeliums, wie es in der Heiligen Nacht verkündet wird.

Arme Hirten

Im unteren Teil der Miniatur sehen wir drei Hirten, die ärmlichst gekleidet sind. Ihre Kleidung ist zerrissen und durchlöchert, selbst die Schuhe sind ramponiert. Trotz der Winterzeit (die Bäume sind entlaubt) tragen sie keine Strümpfe. Auf diese Weise hat der Maler die Armut der Hirten gezeigt, die in der Tat zur untersten Schicht der damaligen Gesellschaft gehörten. Dem linken Hirten hat der Bauch das Wams aufgeknöpft. Alle drei schauen nach oben, der vordere, ältere Hirt beschattet die Augen mit der rechten Hand, um den Himmelsglanz genauer sehen zu können. Der mittlere Hirt ist in Rückenansicht gezeigt. Er spielt einen Dudelsack und trägt eine Flasche am Gürtel. Der rechte, jüngere Hirt ist der Einzige, der die himmlische Erscheinung schon genau orten kann. Vor Aufregung hat er seinen Hirtenstab fallen lassen. Er zeigt mit dem Finger nach oben und fasst seinen Nachbarn an der Kapuze, um ihn darauf aufmerksam zu machen.

Zu Füßen des mittleren Hirten liegt ein schwarz-weißgescheckter Hund. Links von der Hirtengruppe grasen weiße und schwarze Schafe an einem kleinen Bach mit einfachem

Holzsteg. Ein geschecktes Schaf trinkt Wasser aus dem Bach. Er wird gespeist von einer Quelle, die links aus einem für die Gebrüder Limbourg typischen Hügel austritt und von einem Becken gefasst wird, wohl um die Herden dort zu tränken. Rechts oberhalb der drei Hirten sind weitere Schafe zu sehen. Sie sind auf den Rücken farblich gekennzeichnet, um den Besitzer anzuzeigen. Der Bach durchschneidet ein sanftes Tal, das zu beiden Seiten des Bildes ansteigt. Eine scharfe Abbruchkante gibt den Blick auf eine weite Ebene frei, die auf einer kleinen Anhöhe von einer mittelalterlichen Stadt gekrönt wird. An der Kante sehen wir zwei weitere Hirten (mit einer Schafherde in der Ebene), die nach oben schauen; einer zeigt mit weit ausladendem Arm nach oben, der andere ist schon auf die Knie gesunken.

Das mittelalterliche Poitiers

Jean Duc de Berry war auch Graf von Poitiers. Viele seiner Besitzungen sind in den Très Riches Heures „porträtiert“, so auch die mittelalterliche Stadt Poitiers, die auf unserer Miniatur im Hintergrund zu sehen ist und ohne Zweifel Betlehem darstellen soll. Die Miniaturen sind somit ein wichtiges Dokument, das uns zeigt, wie französische Städte, Burgen und Schlösser um 1410 ausgesehen haben. Poitiers fällt hier durch ein Schloss mit runden Ecktürmen, zwei Kirchen, einem Stadtturm und einer Stadtmauer auf. Den großen Stadtturm gibt es heute nicht mehr, ebenso wenig wie den Turm der Kirche St. Hilaire, die dem wichtigsten Heiligen der Stadt, Bischof Hilarius von Poitiers (um 315–367), geweiht ist. Mit ihren vielen Türmen wirkt die mittelalterliche Stadt sehr viel eindrucksvoller, als man sich das biblische Betlehem vorstellen kann, das zur Zeit Jesu wohl kaum mehr als ein Dorf war.

Der Chor der Engel

In einem nach oben den Bildraum weitenden Halbkreis sehen wir einen Chor von fünf halbfigurigen Engeln, die sich um ein ausgerolltes Notenblatt gruppieren und offensichtlich das „Gloria“ singen (vgl. Lk 2, 14). Dabei schaut ein Engel nach oben, ein anderer fasst den vor ihm stehenden Engel an den Schultern und die blau-goldenen Flügel passen sich in den Halbkreis ein. Nach unten begrenzt ein blauer Wolkensaum die Gruppe.

Dagegen sind drunter vier weitere Engel ganzfigürlich zu sehen. Sie spielen mittelalterliche Musikinstrumente, und zwar von links nach rechts eine Laute, eine um den Hals hängende Trommel, eine Trompete und eine Fidel. Die Beine der Engel sind von ihren Gewändern ganz umgeben, welche schon fast die Bäume der Landschaft und Häuser der Stadt streifen.

Die Engel sind der Grund für die Ausrichtung der Hirten nach oben. Diese haben etwas Außergewöhnliches wahrgenommen. Sie zeigen nach oben und weisen die anderen darauf hin. Sie schauen genau hin und versuchen zu erkennen, was da über ihren Köpfen passiert. Dass es um Musik geht, können wir natürlich nicht hören, aber der Maler hat uns durch das Notenblatt, durch die geöffneten Münder der oberen Engel und durch die Musikinstrumente gezeigt, dass die Hirten auch etwas hören und nicht nur sehen. Der Hirt mit dem Dudelsack scheint sogar in die himmlische Melodie einstimmen zu wollen.

Wenn wir die lukanische Geburtsgeschichte zugrunde legen, ist hier nicht die erste Erscheinung eines einzelnen Engels dargestellt (vgl. Lk 2, 9–12), sondern die zweite Erscheinung eines „großen himmlischen Heeres“ (vgl. Lk 2, 13–14). Es geht um das Lob Gottes, das die Engel singen, aber es geht auch um den Frieden auf Erden, den die Engel verkündigen. Vielleicht waren dafür gerade die Hirten die richtigen Adressaten. Hirten galten als friedfertig, ihr bedürfnisloses, friedliches Leben wurde oft als beschauliches Bild zur Idylle gesteigert. In der Bibel ist das

Bild vom Hirten ein echter Sympathieträger, denken wir nur an den Psalm 23 („Der Herr ist mein Hirt“) oder an das Bild vom guten Hirten, mit dem Jesus sich selbst gleichsetzt (vgl. Joh 10, 11). So stehen die Hirten hier als diejenigen, welche die Botschaft vom Frieden aufnehmen und in die Welt tragen können. Gerade sie werden ausgewählt als erste Zeugen der Menschwerdung Gottes. Diejenigen, deren Zeugnis in der damaligen Gesellschaft nichts galt, sollen die frohe Botschaft, dass Gott einer von uns wurde, in die Herzen der Menschen bringen. Gerade sie werden zur Krippe gerufen, um das Kind in Windeln anzuschauen. Mir tönt da die Bergpredigt im Ohr: „Selig, die rein sind im Herzen; denn sie werden Gott schauen. Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden“ (Mt 5, 8 f.).

Heinz Detlef Stäps

Meine Seele verzehrt sich in Sehnsucht

Sehnen nach Gott im 84. Psalm

Der 84. Psalm (*Text siehe Seite 174f.*) ist in seiner Auslegungsgeschichte oft als Liturgie am Tempeltor gedeutet worden. Ein rituelles Wechselgespräch zwischen eintreffenden Pilgern und diensthabenden Tempel-Priestern wurde als „plot“, als Bauplan des Psalms, vermutet. Angekommen! Endlich! Ein Haus voll Glorie schauet ... Und aus seinen Fenstern schauen wir, endlich, endlich, heraus. Ist es aber nicht vielmehr die Farbe der Sehnsucht, die diesen Psalm prägt?

Fern vom Tempel

Fern vom Tempel wird die Sehnsucht nach dem fern-nahen Gott übermächtig. Die Sehnsucht nach dem Haus Gottes, die Sehnsucht nach Gott. Drei Strophen und damit drei inhaltliche Akzente lassen sich an diesem Psalm unterscheiden. Sie bauen aufeinander auf, sie markieren den Weg. Die Verse 2–5 sind eine einzige Liebeserklärung an den Tempel. (Erste Strophe) Die folgenden Verse 6–8 sprechen von der staunenswerten Kraft der Sehnsucht nach Gott. Nach dem großen Gott, der dennoch nicht fern und unzugänglich, sondern in besonderer Weise in seinem Tempel nahbar ist. (Zweite Strophe) Die dritte Strophe zeigt die Macht des Zions-Gottes auf, und sie schaut zugleich auf die Menschen, denen der Herr Zutritt zu seinem Hause und ebendort liebendes Gehör gewährt.

Wie liebenswert ist deine Wohnung

Die Wohnung Gottes, im Hebräischen steht hier ein Plural, der uns auch aus den Abschiedsreden des Johannes-Evangeliums vertraut ist (Joh 14,2), wird in der ersten Strophe gerühmt. „Liebens-

wert“ ist Gottes Wohnung, denn hier wird Gottes Liebe sichtbar und hörbar, erfahrbar. Hier können sich Menschen einfinden und Gottes Gegenwart finden, hier können sie einander und miteinander zur Ruhe finden – wie die Vögel, die dort nisten, in Frieden und Geborgenheit. Doch die Spannung zwischen „schon“ und „noch nicht“, zwischen „endlich angekommen!“ und „unendlich bist du!“ bleibt in der Erfahrung des Beters bestehen: „Meine Seele verzehrt sich in Sehnsucht / nach den Höfen des Herrn.“ (V. 2)

Wohl den Menschen

Mit einer Seligpreisung beginnt die zweite Strophe. Sie gilt allen Menschen, die sich auf den Weg machen. „Wohl den Menschen, die Kraft finden in dir“ (V. 6). Der Pilger-Weg mag ganz real sein, er mag bergauf, bergab gehen, über Stock und Stein. Er mag sich aber auch durch eine innere Haltung und durch ein Verhalten verwirklichen, das dem inneren Verlangen, diesem unüberbietbaren Kompass, mitten in den Anforderungen des Alltags, entspringt und entspricht. Sehnsucht nach Gott! Und der Psalm wagt sich weit, weit vor: Wenn solche pilgernden Menschen, Menschen der Sehnsucht, durch Regionen des Todes, der Trockenheit, der inneren und äußeren Dürre gehen, da verwandeln sich diese Wüsteneien, ja da verwandeln sie diese Wüsten in Oasen, denen Wasser des Lebens entspringen. Der letzte Vers der zweiten Strophe gibt sich selbst damit nicht zufrieden, sondern fügt hinzu: „Sie wandern dahin mit wachsender Kraft; / dann schauen sie Gott auf dem Zion.“ (V. 8) Statt nach langer Reise ausgelaugt zu straucheln und zu stolpern, gar entkräftet liegen zu bleiben, setzt die Sehnsucht nach Gott in den Sehrenden selbst ungeahnte Kräfte frei. Ein Reservoir, von dem nicht einmal sie etwas wussten, und gewiss kein Mensch sonst.

Lieber an der Schwelle stehen

Was für ein Gott ist es, der den Menschen so aufhilft, der sie wider alle Wahrscheinlichkeit, wider alle Lebenserfahrung, mit schöner Lebenskraft und neuer, mit ungeahnter Energie versorgt? Der aller Geschöpfe gedenkt und ihnen Raum lässt in seinen eigenen Wohnungen? Der Beter, die Beterin des 84. Psalms nennt diesen Gott in der dritten Strophe dankbar „Sonne und Schild“. Im alten Orient ist die Sonne die täglich neu erstrahlende Quelle des Lebens und Quell von Recht und Gerechtigkeit. Der Gott, der auf dem Zion thront, ist dies alles, und er schirmt und schützt gerade so vor tödlicher Bedrohung. Solche Gottes-Erfahrung hat Folgen: im täglichen Leben. Gottes Liebe steckt an, sie animiert, sie belebt die Seele zu einem Lebensweg in Gerechtigkeit. Dem Leitstern seiner Sehnsucht treu, bekennt der Psalmist hier: „Lieber an der Schwelle stehen im Haus meines Gottes / als wohnen in den Zelten der Frevler.“ (V. 11) Ein Leben auf der Schwelle? Unbequemer geht es nicht! Der Psalm sieht das anders. Die liebende Bereitschaft zur Schwellenposition, der Mut zur Sehnsucht, „schenkt Gnade und Herrlichkeit“ (V. 12).

Susanne Sandherr

Von Sehnsucht und Sucht

Sehnsucht heißt im Lateinischen „desiderium“. Die „sidera“ – das sind die Sterne. Die „Sternseherin Lise“ in dem bekannten Gedicht von Matthias Claudius beobachtet sehnsuchtsvoll die Sterne und sucht sie in der Nacht, wenn alle anderen schlafen: *Ich sehe oft um Mitternacht, / wenn ich mein Werk getan, / und niemand mehr zu Hause wacht, / die Stern am Himmel an.* Der Blick zu den Sternen weitet ihr Herz und Sinn und lässt sie zur Seherin, zur Weisen, zur Philosophin werden. Doch die

Sehnsucht ist auch ein ambivalentes Gefühl, das in sich erfüllendes Glück und ziehenden Mangel vereint: *Ich werf mich auf mein Lager hin / und liege lange wach, / und suche es in meinem Sinn / und sehne mich danach.*

Sehnsucht nach dem Anderen

Sich sehnen – in der schönen Literatur finden wir dieses Gefühl am häufigsten in Verbindung mit dem Verlangen nach der oder dem Geliebten. Aber auch die Sehnsucht nach einer Landschaft, einem anderen Ort, einem Ander-Ort, einem wie auch immer garteten „Sehnsuchtsort“, wird beschrieben: ein verheißungsvolles Anderswo. Oder ist es ein Nirgendwo, eine bloße Utopie? Die Sehnsucht nach Erkenntnis: in der „blauen Blume“ der Romantik findet sie ein schönes Bild. Die Sehnsucht nach dem Anderen, ja nach dem ganz Anderen, findet in vielen Kulturen und besonders in religiösen Traditionen Raum: Sehnsucht nach Gott.

Was wirklich wichtig ist

Die Züricher Psychologieprofessorin Alexandra Freund weist darauf hin, dass Sehnsüchte unterschiedliche Funktionen im Leben von Menschen haben können; vor allem aber können sie Hinweise sein darauf, was im Leben wirklich bedeutsam ist. Sehnsüchte lassen sich begreifen als Leuchttürme und Leuchtfeuer, die uns helfen, zu einem sinnerfüllten Leben zu finden. Anders als Süchte – das Wort leitet sich von einem alten germanischen Wort für „Krankheit“ ab (vgl. „siech“, „Siechtum“, englisch: „sick“) – sollten Sehnsüchte also nicht bekämpft, vielmehr ins Leben integriert, zunächst überhaupt wahrgenommen werden. Zumeist aber leben die meisten Menschen an den eigenen Sehnsüchten vorbei, diese werden abgetan, vergessen oder verdrängt. Doch ebendies, die Verarmung eines Lebens ohne Sehnen, kann in die Enge der Sucht führen. Es stimmt, auch in Sehnsucht steckt das

Wort Sucht. Doch während das Ernstnehmen der eigenen Sehnsucht, das Nachspüren und Entdecken, das Suchen und Zulassen des Sehns ein Leben weiten und öffnen kann, für anderes und andere, führt Sucht immer und unvermeidlich in die Enge, in die Sackgasse der Abhängigkeit.

Dimension der Unerreichbarkeit

Was meint denn eigentlich: sich sehnen? Sich sehnen beinhaltet zentral eine Differenz zum Gegenwärtigen, zum hier und jetzt Vorfindlichen. Wenn ich mich nach etwas oder jemandem sehne, dann weiß oder spüre ich, dass ich das Ersehnte – noch – nicht habe. Die Sehnsucht beschreibt genau diesen Schwebезustand, dieses besondere Gleichgewicht zwischen der Erfahrung des Mangels und der Freude der Erfüllung. Zur Sehnsucht gehört, dass eben dieses Empfinden in der Schwebе bleibt. Die Glückserfahrung und das schmerzliche Gefühl des Mangels: aus beidem bildet sich die Sehnsucht. Es bleibt ein Spalt, eine Schwelle, eine Differenz. Genau diese Differenz macht das ziehende, schwebende Gefühl des Sehns aus. Die Sehnsucht ist wie ein Symbol, sie steht für etwas Größeres. „Man ist sich häufig dessen bewusst, dass das Ersehnte, wenn man es erlangen würde, niemals so wunderbar wäre, wie in unserer Vorstellung von Sehnsucht“, so Alexandra Freund weiter. Es bleibe eine „Dimension der Unerreichbarkeit“.

So gesehen, passt Sehnsucht eigentlich in keinen Alltag, in dem es ja zumeist um konkretes Handeln, Leisten, Erledigen geht. Und vor Veränderungen haben wir ja auch Angst, denn wir sind Gewohnheitstiere. Wie viel Sehnsucht können oder wollen wir uns eigentlich noch leisten? Sehnsucht ist beunruhigend und scheint nicht eben zielführend zu sein. Leben wir nicht in einer Wunscherfüllungs-Gesellschaft? Materielle Wünsche können online jederzeit befriedigt werden, und selbst die Tochter im fernen La Paz oder der Freund in Christchurch können per Handyklick

zu jeder gewünschten Tages- oder Nachtzeit herbeigezaubert und live und in den schönsten Farben gesehen werden.

Vom langsamen Verschwinden der Sehnsucht

Es gibt was Bessres in der Welt / als all ihr Schmerz und Lust – diese Worte legt Matthias Claudius der Sternseherin in den Mund. Doch eben dieses Empfinden, dass es noch etwas anderes, *was Bessres in der Welt* gibt, scheint unter uns rar zu werden. Es scheint eben nichts anderes, nichts Besseres zu geben als das, was hier und jetzt vorhanden ist; höchstens noch mehr davon, und in der neuesten Version, „2.0“. So lässt die Gegenwart die Vergangenheit alt und die Zukunft blass aussehen. Unsere Wünsche erfüllen wir uns überwiegend selbst, denn wir können es. Wir müssen uns nicht endlos, gar ziellos sehnen, nicht darauf warten, beschenkt zu werden. Wozu warten? Worauf warten? Wozu gar das Unerwartete erwarten? Doch gerade solche Sehnsucht kann Leuchtturm und Leuchtfeuer des Lebens sein. Solche Sehnsucht kann den Weg ins Weite und zum anderen weisen und zugleich den Weg nach innen. Vielleicht wagen wir es, unserem tiefsten Sehnen Raum zu geben, in dieser Adventszeit. Trauen wir dem Licht der Sehnsucht etwas zu. Kein Irrlicht. Folgen wir unserem Stern.

Dorothee Sandherr-Klemp

O komm, o komm, Emmanuel

Sehnen und Sehen

Den Text des Liedes finden Sie auf den Seiten 173f.

O komm, o komm, Emmanuel“ ist ein Adventslied meiner Kindheit, und es hat, so könnte man sagen, mein Heran-

wachsen begleitet. Das Lied, so scheint es mir, war mir immer nah. Ich habe es vermutlich in der fünfstrophigen Fassung kennengelernt, die sich heute im *Gotteslob* im Eigenteil der Diözese Aachen findet (744).

Veni. Komm.

Die sieben Magnificat-Antiphonen der Adventsvesper vom 17.–23. Dezember, die zugleich als Halleluja-Verse in den Messfeiern dieser Tage dienen, verbinden die Anrufung des Messias (mit dem lateinischen Vokativ „O“) mit der Bitte um sein Kommen (lateinisch „veni“: komm!). Alle Rufe beziehen sich auf alttestamentliche Stellen, besonders auf solche aus dem Jesaja-Buch. O Weisheit aus dem Mund des Höchsten! O Führer des Hauses Israel! O Wurzelspross Jesse! O Schlüssel Davids! O Aufgang des ewigen Lichts! O König der Völker! O Emmanuel! – Die O-Antiphonen sind wohl römischen Ursprungs, erstmals sind sie im 7. Jahrhundert nachweisbar; vermutlich sind sie älter. Neben der maßgeblichen Siebenzahl der Rufe verbreitete sich auch eine Zwölferreihe.

Emmanuel wird für dich geboren werden, Israel

Aus diesem Bestand schuf ein uns namentlich nicht bekannter Autor einen lateinischen Hymnus, nachweisbar seit dem frühen 18. Jahrhundert, der den Bezug zu den O-Antiphonen noch gut erkennen lässt: Komm, Emmanuel; Komm, o Wurzelspross aus Jesse; Komm, o Aufgang; Komm, davidischer Schlüssel; Komm, Adonai. Der Refrain lautet jeweils „Gaude, gaude, Emmanuel / Nascetur pro te, Israel.“ (Freu dich, freu dich, Emmanuel / wird für dich geboren werden, Israel.) Strophe und Refrain folgen dem Prinzip der Wechselrede. In der Strophe fleht das Volk Israel um Emmanuel, im Refrain antwortet Gott, der Herr: Ja, er wird kommen.

Die erste deutschsprachige Übertragung: Verluste

Wie Hermann Kurzke aufgezeigt hat, hat die erste deutschsprachige Liedfassung von Hermann Ludwig Nadermann Anfang des 19. Jahrhunderts die biblisch-alttestamentlichen Bezüge radikal gekürzt. Die theologisch und sprachlich überlegene Übertragung durch Heinrich Bone (im Gesangbuch *Cantate* von 1847) war der lateinischen Vorlage und damit auch dem biblischen Gehalt ungleich treuer, konnte sich aber nicht gegen die Verbindung des Nadermann'schen Textes mit einer vorzüglichen Melodie durchsetzen. Die Textfassungen durchdringen sich nach und nach, man mag das Endprodukt, das ich dann als Kind und Jugendliche kennen- und lieben lernte, ein Zwittergebilde nennen.

Sensible Zeiten. Kairos

Fraglos sind unsere Kindheitsjahre hochsensible Zeiten. Sie können uns für fragwürdige Ideologien anfällig machen, wenn nicht das Elternhaus, oder eine andere, ähnlich wertvolle Instanz, durch vorgelebte Liebe, Bejahung, Bestätigung, unserem Sinn für Solidarität und Gerechtigkeit Grund legt und ihn – und so uns – stärkt. Mich hat „O komm, o komm, Emmanuel“, in der mir damals nun einmal vorgelegten Gestalt, sei sie auch, bei Lichte betrachtet, vielfach mangelhaft, letztlich doch bestärkt und empfänglich gemacht für ein christliches Leben, das ahnt und dankbar bejaht, was es dem Volk Israel und dem geschichtlich und dem heute gelebten Judentum, für heute und für immer verdankt. Und das nicht vergisst, was wir ihm angetan haben, durch Tun und durch Unterlassen. „O komm, o komm, Emmanuel!“

Susanne Sandherr

Die koptische Kirche

Die sogenannten altorientalischen Kirchen, zu denen auch die koptische Kirche gehört, gehen auf die erste große Trennung der christlichen Kirche im Zusammenhang der christologischen Debatten im 5. Jahrhundert zurück. In der Frage, wie sich Göttliches und Menschliches in der Person Jesu Christi zueinander verhalten, bildete sich in den altorientalischen Kirchen ein christologisches Lehrprofil heraus, nach dem die Gottheit und die Menschheit Christi eine Einheit bilden, ohne Vermischung und Veränderung. Zum Bruch mit der römischen Kirche kam es schließlich im Jahr 451 nach dem Konzil von Chalcedon. Die Trennung hatte neben den theologischen auch politische Gründe, handelte es sich doch bei den altorientalischen Kirchen auch um nationale Landeskirchen außerhalb des oströmischen Reiches.

Koptisch bedeutet „ägyptisch“

Zu ihnen gehört die orthodoxe Kirche Ägyptens, die auch als Koptische Orthodoxe Kirche bezeichnet wird. Das Adjektiv „koptisch“ bedeutet schlicht „ägyptisch“ und wurde von den muslimischen Eroberern Ägyptens für die Bewohner des Landes am Nil verwendet. Erst im Lauf der Zeit wurde der Ausdruck „koptisch“ zur Bezeichnung der antichalcedonensischen Christen. Heute versteht sich die koptische Kirche als die Repräsentantin des ägyptischen Christentums. Rund 90 Prozent der Christen in Ägypten gehören ihr an, insgesamt schwanken die Zahlen zwischen elf und 15 Millionen Kopten weltweit. Das Selbstverständnis der Kirche gründet nicht ausschließlich in den christologischen Auseinandersetzungen des fünften Jahrhunderts, sondern steht in der Tradition der gesamten ägyptischen Kirchengeschichte.

Wachsende Freiheiten wurden erneut eingeschränkt

Nach der muslimischen Eroberung Ägyptens war die Zahl der Kopten gesunken, in der Zeit um das Jahr 1000 kam es zu einer Duldung durch die Mameluken und die Türken. In dieser Zeit stärkte die Kirche ihre Identität, auch wenn sie teilweise in bitterer Armut leben musste. In späteren Jahrhunderten bekam die Kirche mehr und mehr Rechte, sodass von den Kopten Kirchen, Schulen und zahlreiche andere kirchliche Institutionen errichtet werden konnten. Nach dieser Blütezeit kam es gegen Ende des 20. Jahrhunderts erneut zu Repressalien. 1980 wurde der koptische Papst Shenouda III. unter Hausarrest gestellt, weil er gegen Benachteiligungen der Kopten protestiert hatte. Schließlich verschlechterte sich die Situation der Kopten nach dem Fall des Regimes von Husni Mubarak im Jahr 2011. Zahlreiche Gewaltakte gegen koptische Christen führten dazu, dass immer mehr Christen dem Land den Rücken kehrten. Bis heute hat sich diese Situation noch nicht entspannt. Auch wenn die Kopten in einigen Bereichen wieder mehr Freiheiten genießen, gehören sie doch immer noch zu den stark bedrängten Christen.

Die Kirche lebt aus der Kontinuität

Ihre Kraft schöpft die koptische orthodoxe Kirche aus ihrer langen Tradition. Sie versteht sich als eine Gründung des Evangelisten Markus, der in Ägypten im ersten Jahrhundert gewirkt und als erster Patriarch von Alexandria die Kirche errichtet haben soll. Zudem besitzt die Flucht der Heiligen Familie nach Ägypten (vgl. Mt 2, 13–20) bis heute eine wichtige Bedeutung im spirituellen Leben der koptischen Kirche. Aus der Wüstentradition heraus wurde die koptische Kirche zudem von einer Spiritualität geprägt, die auf die ersten Wüstenväter im 4. Jahrhundert zurückgeht. So wird das geistliche Leben stark von dieser monastisch-asketischen Tradition bestimmt, doch konzentriert sich das geistliche Wirken

nicht auf die Kleriker, sondern bezieht ebenso die Laien stark mit ein, auch in den kirchlichen Entscheidungsprozessen.

Diakonisches Wirken wichtig

Auch wenn die diakonische Arbeit der koptischen Kirche überwiegend lokal von den einzelnen Gemeinden organisiert ist, wird die Bedeutung des diakonischen Wirkens für die Kirche rasch erkennbar. Neben zahlreichen Bildungseinrichtungen tragen koptische Gemeinden häufig Verantwortung für wirtschaftliche Entwicklungsprogramme oder Projekte im Bereich des Gesundheitswesens in ihrer jeweiligen Region. Dabei werden auch alle muslimischen Bewohner einbezogen.

Kopten sind bewährte Dialogpartner in der Ökumene

Die koptische Kirche gehört nicht nur zu den Gründungsmitgliedern des Ökumenischen Rates der Kirchen, der 1948 in Amsterdam gebildet wurde, sondern hat auch zahlreiche ökumenische Zusammenschlüsse in der Region aktiv mit ins Leben gerufen, darunter den Rat der Kirchen im Mittleren Osten (Middle East Council of Churches). Im Blick auf die theologischen Streitpunkte ihrer Entstehungszeit ist die koptische Kirche bislang zahlreiche Schritte gegangen, wichtig war eine gemeinsame Erklärung des koptischen Papstes Shenouda III. und Papst Paul VI. im Jahr 1973, in der man einen grundlegenden christologischen Konsens festhielt. Auch im Dialog mit der Orthodoxen Kirche wurde die gemeinsame Tradition der ersten Jahrhunderte betont und vor allem das gemeinsame Verständnis des Heiligen Geistes als allein vom Vater ausgehend festgehalten. Da die koptische Kirche in ihrem Ursprungsland nach wie vor großen Bedrängnissen ausgesetzt ist, wächst die Diaspora. In Deutschland existieren elf Gemeinden und zwei Klöster, in Österreich sind es neun Gemeinden und in der Schweiz zwei.

Marc Witzenbacher

Gott ruft sein Volk zusammen

Versammlung als theologische Grundlage des Gottesdienstes

Im neuen Jahrgang wollen wir den Titel unserer Rubrik „Die Mitte erschließen“ wörtlich nehmen und uns mit den theologischen Grundlagen des Gottesdienstes beschäftigen. Es geht dabei nicht so sehr um einen Blick auf die Abläufe oder die geschichtliche Entwicklung von Gottesdiensten, so gut diese helfen, das gottesdienstliche Geschehen zu deuten. Es soll vielmehr um die *Bedeutung* des Gottesdienstes gehen, um seine *sinnstiftende Mitte*. Es ist quasi ein Blick aus einer höheren Perspektive, ein Blick auf das Ganze. Vom theologischen Verständnis her ist es zugleich ein Blick auf die Basis unseres Gottesdienstes. In einer Vielzahl von Blickwinkeln wollen wir uns dieser Mitte des Gottesdienstes nähern und ihre Relevanz für unser gottesdienstliches Handeln kenntlich machen.

Versammlung als Grundlage

Die grundlegende theologische Kategorie christlichen Gottesdienstes ist die Versammlung – darin besteht heute ein Konsens. Dies ist wichtig festzuhalten, denn vor hundert Jahren hätte man das noch anders definiert. In der vorkonziliaren Liturgie galt der Priester als entscheidend: Das Handeln des Priesters konstituierte die Feier. Die Gläubigen, ob nun als Einzelne oder als ganze Gemeinde, traten hinzu. Dennoch war auch noch in dieser Form klar, dass ein Gottesdienst *für* die Gemeinde gefeiert wurde und nicht für den Priester selbst. Zugleich war in dieser nachtridentinischen Form immer die Präsenz eines Messdieners vorgesehen und gefordert: als Minimalform einer doch anwesenden Gemeinde. Auch vorkonziliar schien also etwas von früheren Grundlinien auf, die sich bis in die christliche Antike zurückverfolgen

lassen und die mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und der anschließenden Liturgiereform neu herausgestellt wurden.

Die Initiative liegt bei Gott

Dabei hat das Versammeln zunächst eine rein menschliche (anthropologische) Dimension, denn auch sonst gelingt eine Feier nur, wenn mehrere Menschen zusammenkommen. Nur wo mehrere sich aus einem bestimmten Anlass und Motiv treffen, ist ein Feiern möglich. Im Gottesdienst geht es aber nie nur um eine solche zwischenmenschliche Dimension, sondern immer um mehr. Denn Gottesdienst ist ein Handeln der Kirche. Das dahinter stehende lateinische Wort „Ekklesia“ bedeutet die „Herausgerufenen“ und bezeichnet einen Sammlungsakt. Damit kommt die theologische Dimension in das Geschehen, denn es ist Gott, der die Gemeinde ruft. Gott ist bereits im Alten Testament derjenige, der das Volk zusammenrufen lässt, damit es sein Wort hört (Ex 19, 7f.; Dtn 5, 1; Neh 8, 3). Damit deutet sich schon eine Nähe zum Bundschluss an, der das besondere Verhältnis zwischen Gott und seinem Volk begründet.

Versammelt im Namen Jesu Christi

Im Neuen Testament versteht sich die junge Christengemeinde in Kontinuität zu dieser Erwählung, definiert sie aber weitergehend. Denn sie weiß sich nicht nur von Gott gerufen, sondern Motiv für die Versammlung ist die Feier von Leben, Tod und Auferstehung Jesu selbst. Der Vorgang des Versammelns bezeichnet im NT mehrfach den Gottesdienst (z. B. Apg 20, 7 und 1 Kor 11, 17–22) – und in der späteren griechischen Tradition sogar die Messfeier.

Der Gottesdienst wird in Jesu Namen gefeiert. Es versammeln sich ja Gläubige, die in der Taufe in Tod und Auferstehung Jesu eingegliedert worden sind und deshalb Anteil am „Leib Christi“, der Kirche, haben. Deshalb beginnen wir den Gottesdienst –

nicht nur die Messfeier – vielfach mit dem Kreuzzeichen, begleitet von: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.“ Dies ist nichts anderes als eine kurze Form des Taufgedächtnisses.

Für die Feier des Herrenmahls weiß sich die Gemeinde ausdrücklich von Jesus Christus beauftragt, der beim letzten Abendmahl sprach: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ / „Tut dies, sooft ihr daraus trinkt, zu meinem Gedächtnis!“ (1 Kor 11, 24 f.) Sie ist sich für alle Gottesdienste seiner Gegenwart gewiss: „Denn wo zwei oder drei in meinem Namens versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Mt 18, 20) Damit ist nicht allein die Person gegenwärtig, sondern sein ganzes Tun und Wirken, sein ganzes Heilshandeln.

Gegenwart Jesu Christi im Gottesdienst

Diese Überzeugung stellt das Zweite Vatikanische Konzil neu heraus, indem es die Aussagen über die Gegenwart Christi im Gottesdienst ausweitet. Die Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* betont, dass Christus im Gottesdienst nicht allein in den eucharistischen Gaben und im Priester präsent ist: „Gegenwärtig ist er mit seiner Kraft in den Sakramenten, sodass, wenn immer einer tauft, Christus selber tauft. Gegenwärtig ist er in seinem Wort, da er selbst spricht, wenn die heiligen Schriften in der Kirche gelesen werden. Gegenwärtig ist er schließlich, wenn die Kirche betet und singt.“ (SC 7) Also in allen Sakramenten ist Christus präsent, in der Heiligen Schrift und in jeder gottesdienstlichen Versammlung, so klein sie auch sein mag. Christus selbst ist der erste Handelnde, das erste Subjekt der Liturgie.

Heilswirken Christi

Im Gottesdienst und damit in der gottesdienstlichen Versammlung wird nicht nur Jesus Christus präsent, sondern durch ihn

wirkt der Gottesdienst an den Beteiligten. Jesus Christus ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen, sodass die Tradition gerne die Verbindung vom Gottesdienst hier auf der Erde und der himmlischen Liturgie herausstellt. Im Gottesdienst mit unserem Lobpreis, unserem Dank und unserer Bitte setzt sich das Heilswerk Christi fort. So ist der Gottesdienst, wie die Liturgiekonstitution sagt, „der Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt“ (SC Nr. 10). Er ist der Vollzug, in dem Gemeinde fortwährend geheiligt wird: „In höchstem Maß werden in Christus die Heiligung der Menschen und die Verherrlichung Gottes verwirklicht, auf die alles Tun der Kirche als auf sein Ziel hinstrebt.“ (ebd.)

Friedrich Lurz

25 Jahre deutschsprachiges MAGNIFICAT

Als vor 25 Jahren im Dezember 1994 das erste deutschsprachige MAGNIFICAT erschien, war dies eine wirkliche Neuheit. Denn es gab Publikationen mit den Messtexten (speziell den Lesungen) für die Sonntage und „Laienbreviere“, die aber ihre Grenzen hatten. An Wochentagen wurden die Messen weniger und das Stundengebet hatte als Gemeindegottesdienst nicht Fuß fassen können, sondern wurde weithin als Gebet von Klerikern praktiziert. Aus Frankreich kam die von Pierre-Marie Dumont, dem Gründer von MAGNIFICAT, vorangetriebene Idee, eine Publikation für alle Getauften zu machen, die an die offiziellen Bücher angelehnt, aber auf die Nutzung durch Ungeübte abgestellt ist, um so das private Beten zu fördern.

Französische MAGNIFICAT-Hefte waren seit 1992 erschienen und gut verbreitet, als man mit der deutschen Ausgabe startete. Die Hefte sind auf den Monat bezogen, mit einem Sonderheft zur Heiligen Woche. Ab 2000 wurde die Verantwortung in Lizenz dem Verlag Butzon & Bercker in Kvelaer übertragen.

Inhaltliche Entwicklung

Grundlegend ist beim Tagzeitengebet die Konzentration auf ein Morgen- und ein Abendgebet. Diese zeigt sofort an, dass es nicht um eine Imitation klösterlicher Gebetsformen geht. Vielmehr soll das Gebet z. B. für berufstätige Menschen vollziehbar sein. Entsprechend wird das „Pensum“ auf einen Psalm oder ein Canticum reduziert. Bei den Eucharistiefiern müssen Texte korrekt ausgesucht präsentiert werden, um „Blättern“ zu vermeiden oder zu reduzieren. Leitend ist von Anfang an, dass die zusammenhängende Bibellesung über Tage und Wochen Vorrang haben soll. Jeden Tag soll einer der Schrifttexte durch einen Impuls für heutige Menschen erschlossen werden. Wir wissen, dass Leserinnen und Leser die Messtexte intensiv für die Vor- und Nachbereitung von Gottesdiensten, auch Wort-Gottes-Feiern, nutzen oder für die tägliche Schriftmeditation.

Schaut man auf die 25 Jahre der deutschen Ausgabe zurück, so sind im Laufe der Jahre weitere Anpassungen zu beobachten. Um das Blättern zu vermeiden, werden in jeder Gebetszeit ein Hymnus und die Bitten abgedruckt, die anfangs nur gesammelt aufgeführt waren. Das Hymnen-Repertoire ist erheblich erweitert, jünger und ökumenischer. Die (Für-)Bitten werden aktuell formuliert, um lebensnäher zu sein. Die „Stimmen aus der Tradition der Kirche“, unter der aus der Lesehore längere Texte antiker oder mittelalterlicher Autoren abgedruckt wurden, ist aufgegeben, denn diese Texte sind für eine Übertragung auf die heutige Situation zu sperrig. Dafür wird an den Sonntagen die Auslegung zum Evangelium profiliert und in der Woche ein knappes, eingängiges Zitat (gleich welcher Epoche) für einen Rückblick auf den Tag genutzt. Regelmäßig finden sich Einführungen zum gebotenen oder nichtgebotenen Heiligengedenken. Die erläuternden Beiträge werden hinter dem Gebetsteil zusammengefasst. Die Hauptartikel stehen unter einem Monatsthema, das ein Jahresthema erschließt. Liedauslegungen, Beiträge zu Glaubenszeugen oder liturgischen Fragen sind in der Regel davon unabhängig. Mit

den Artikeln sollen die Leserinnen und Leser grundlegende theologische Informationen und Anregungen erhalten.

Als Beispiele, dass Elemente auch wieder aufgenommen wurden, können die Informationen zu den Bahnlesungen und die Rubrik „Heiliger des Monats“ benannt werden, die es schon einmal gab und die 2017 wieder eingeführt wurden.

Scheinbar Formales und Technisches

Für heutige Nutzerinnen und Nutzer unscheinbar, aber im Jahr 2000 ein wichtiger Schritt, sind buchtechnische Änderungen. Das bis dahin verwandte schmale und hohe Format wird durch das heutige ersetzt, das ermöglicht, das Heft offen vor sich hinzulegen, statt es in der Hand halten zu müssen. Durch eine veränderte Schriftauswahl ist die Lesbarkeit der Textseiten verbessert. Benedictus und Magnificat werden seitdem auf einer herausnehmbaren Karte gedruckt, die während des Monats mitwandert und als Lesezeichen dient. Der anfangs in jedem Heft wiederholte Abdruck der gesamten Ordnung der Gemeindemesse ist ausgelagert in ein Beiheft, das die Abonnenten zu Beginn erhalten. Dort finden sich auch wichtige Informationen für den Gebrauch von MAGNIFICAT.

Als Umschlagmotive werden ab 2000 Miniaturen mittelalterlicher Handschriften genutzt, die einen künstlerischen Akzent setzen und zugleich spirituelle Dimensionen offenbaren. Weil sich Leser auch andere Kunstformen wünschen, kommen ab 2018 andere Gattungen wie Ikonen, Fresken und Gemälde, auch aus Neuzeit und Moderne, zum Einsatz. MAGNIFICAT ist kein statisches Gebilde, sondern entwickelt sich weiter, um neuen Ansprüchen zu genügen.

Eine besondere Herausforderung ist die Einführung digitaler Formate für entsprechende Lesegeräte. Eine PDF-Ausgabe startet im September 2010, eine EPUB-Ausgabe im Mai 2013 sowie ab Herbst 2016 eine MAGNIFICAT-App. Die digitalen Ausgaben

spiegeln unser Bestreben wider, auf neue Lese- und Nutzungsgewohnheiten zu reagieren und dennoch die Identität mit der gedruckten Form zu wahren.

Internationale Dimensionen

Die beschriebenen Entwicklungen sind keine Besonderheit der deutschsprachigen Ausgabe, sondern parallel in den MAGNIFICAT-Ausgaben anderer Sprachen zu beobachten. Entsprechend der regionalen Frömmigkeitskultur, aber auch der Trägergruppen oder Abonnementkreise nehmen alle Ausgaben jeweilige Anpassungen vor. Heute gibt es neben der französischen und der deutschen die 1998 gestartete amerikanische Ausgabe, eine britische Ausgabe, eine spanisch-sprachige Fassung, eine slowenische und eine litauische sowie eine App-Fassung für Polen. Dennoch ist das Verbindende in allen Ausgaben zu erkennen: ein für die Einzelnutzer wie für Gruppen gedachtes Morgen- und Abendgebet sowie die Texte der Eucharistiefeier in Verbindung mit der Liturgie der Kirche anzubieten, um einen vertieften Zugang zum gottesdienstlichen Leben, zur Heiligen Schrift wie insgesamt in den Glauben zu ermöglichen.

Friedrich Lurz

MAGNIFICAT in den Zwanzigern

Grundlagen und Horizonte

Seit Beginn der Arbeit unserer Redaktion vor 16 Jahren bewegt uns die Motivation, in MAGNIFICAT die vielfältigen Begegnungen mit Menschen einfließen zu lassen, die in unserer täglichen Arbeit und darüber hinaus unsere Wege kreuzen. Engagement in Gemeinden, Bildungshäusern, Hochschulen, aber auch

spontane Gespräche im Bus oder ICE sind Anlässe, uns mit anderen über unsere Arbeit am Stundenbuch auszutauschen.

Innere Leitlinien

Was sich dabei immer wieder als wichtig herausstellt: die *Macht des Wortes* zur Geltung kommen zu lassen. Seine Kraft, Horizonte zu öffnen, Perspektiven zu schaffen, Mut und emotionale Beheimatung zu verleihen. Menschen berichten zum einen, wie wichtig es für sie ist, Gottes Wort in ihrem täglichen Leben zur Geltung kommen zu lassen. Durch das Lesen in Texten der Heiligen Schrift, besonders den Psalmen, den Evangelien. Zum anderen aber auch, nicht im unmittelbaren Sinn religiöse Texte zu finden, die neue starke Impulse vermitteln. Oft werden Schriftauslegungen genannt, die in die Mitte eines Bibelabschnitts führen und seine Botschaft für die Gegenwart fruchtbar machen, aber auch Gedichte, die existenzielle Fragen auf den Punkt bringen oder den Reichtum des Lebens feiern. So sind über die Jahre viele unterschiedliche Autorinnen und Autoren in MAGNIFICAT wirksam geworden. Ein weiterer Punkt neben der aufbauenden Dimension vieler Elemente ist freilich, auch sperrige, widerstrebende Elemente zuzulassen, insbesondere bei der Psalmenauswahl. Aus geistlichem Blickwinkel steckt die Einsicht dahinter, dass Reibung für inneres Wachstum ebenso wichtig ist wie Ermutigung und Bestätigung.

Die Einzelnen fördern

So ist es Ziel der Arbeit an MAGNIFICAT, zu helfen, dass Gottes Wort im Leben der einzelnen Glaubenden ankommen und wirksam werden kann. Wie Jesus auf den Kontakt zu Einzelpersonen gesetzt hat, gilt auch unser Bemühen Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser: dass Sie ihren Ort in der Welt und im großen Plan Gottes zu finden und auszufüllen vermögen, darum geht es. Darin

freilich liegt, biblisch und zumal christlich gesehen, schon eine Richtung. Einkehr in die Innerlichkeit – auch dies hat Jesus vorgelebt – heißt christlich stets: Kraft schöpfen für neuen Einsatz für andere, oder weniger aktiv formuliert: Orientierung gewinnen für das eigene Tun und Lassen mitten in der Welt. Weil wir als Menschen aus Sicht der Bibel zuinnerst auf die andern bezogen sind; weil das Miteinander, im besten Fall: das *gelingende* Miteinander, biblisch: das Leben im *Bund* unsere Bestimmung ist. Konkret heißt das für einzelne Menschen: meinen Platz im Ganzen erkennen, einnehmen und für das Ganze sinn- und freudstiftend zu wirken.

Von der Meditation zur Liturgie

Diese Hinordnung auf Gemeinschaft prägt MAGNIFICAT ganz konkret. Über die Jahre haben wir in mehreren Stufen darauf hingewirkt, unser Stundenbuch für den Gebrauch in der Gruppe zu verbessern. Bedeutsam war hier, zu den Hymnen, sofern sie singbar sind, leicht anstimmbare Melodien anzugeben. Hinzu kamen vor wenigen Jahren Liedvorschläge an Sonn- und wichtigen Festtagen, die geeignete Gesänge angeben, falls etwa der Hymnus in den Gebetszeiten durch ein Gedicht ersetzt ist. Besonders wichtig war uns die Übersicht zur MAGNIFICAT-Nutzung in der Gruppe, die wir vergangenes Jahr für Sie erstellt haben und die Sie sich entweder online unter www.magnificat.de, Stichwort „*feiern*“, herunterladen oder beim MAGNIFICAT-Service als A3-Druck bestellen können. Mit ihr haben Sie alles Nötige auf einen Blick, um in der Familie, mit einer Pilgergruppe oder mit Gemeindemitgliedern in Ihrer Kirche anhand von MAGNIFICAT ein Morgen- oder Abendlob zu feiern. Es geht uns bewusst darum, zu ermöglichen, dass die biblischen „zwei oder drei“ (Mt 18,20) miteinander Gottesdienst feiern können. Denn Liturgie fängt im Kleinen an: da, wo Menschen miteinander ihren Glau-

ben feiern, also z. B. schon beim gemeinsamen Lob Gottes zu den unterschiedlichen Tageszeiten.

Über den eigenen Rahmen hinaus

Um solche Gottesdienste im Kleinen zu fördern, hat sich MAGNIFICAT früh um Kooperation bemüht. Ein wesentlicher Partner dabei ist das Netzwerk Ökumenisches Stundengebet e. V. geworden, in dem wir uns seit den Anfängen vor über einem Jahrzehnt engagieren. In dieser Vereinigung deutschsprachiger Freunde des Stundengebets v. a. aus der katholischen und den evangelischen Kirchen sind Liturgiehefte konzipiert worden und über die Jahre zu einem ansehnlichen Fundus angewachsen, die individuell an die konkreten Bedingungen einer kirchlichen Gruppierung oder Gemeinde angepasst werden können. Das auch nach 15 Jahren fortbestehende Bonner Mittagsgebet ist Ursprung und lebendiges Beispiel dafür. Das Netzwerk Ökumenisches Stundengebet betreibt neben der hoch frequentierten Jahrestagung im Herbst auch eine Regionalisierung seines Wirkens. So hat etwa das Gymnasium bei St. Stephan in Augsburg schon vor geraumer Zeit begonnen, Schülerinnen und Schüler mit der Tagzeitenliturgie vertraut zu machen, sodass manche sie heute als Studierende in ihren Bezugsfeldern und nach ihren Möglichkeiten weitertragen. Auch am Meditationszentrum Heilig Kreuz in Frankfurt am Main gibt es ein regelmäßiges Abendlob an Sonntagen, das von Bildungstagen unter dem Leitwort *Stundengebet erLeben!* flankiert wird. Sie richten sich an alle, die sich fürs Stundengebet interessieren und mit dieser uralten gemeinschaftlichen Meditationspraxis vertraut machen möchten. MAGNIFICAT wird ausgehend vom Jubiläumsjahr 2020 solche und ähnliche Veranstaltungen selbst anbieten bzw. daran mitwirken, um dieses reiche christliche Erbe heutigen Glaubenden zugänglich zu machen.

Johannes Bernhard Uphus

Ein neues Lesejahr: Das Evangelium nach Matthäus

Das Matthäus-Jahr eröffnet den Dreijahresrhythmus der kirchlichen Leseordnung. Das zwischen 80 und 90 n. Chr. verfasste Matthäus-Evangelium steht an der Spitze des Neuen Testaments; in der Alten Kirche wurde es am meisten gelesen. Von einem an Christus glaubenden Juden verfasst, wendet sich das Evangelium an eine Gemeinde aus Juden und Nichtjuden.

Quellen und eigene Akzente

Etwa die Hälfte des Matthäus-Stoffes, vor allem Erzählungen, stammt von Markus, etwa ein Viertel aus einer Matthäus und Lukas gemeinsamen Spruchquelle. Matthäus fügt Worte Jesu zu großen Reden zusammen. Bedeutsame Quelle sind ihm zudem die heiligen Schriften Israels. Auch wenn Matthäus viele Traditionen einarbeitet: sein Evangelium ist eigenständige Komposition. Für Matthäus ist vor allem die Einheit von Jesu Worten und Taten wichtig; Worten Jesu folgen stets wunderbare, heilsame Handlungen. Diese Einheit soll auch die Nachfolger Jesu auszeichnen.

Jesus im Lichte biblischer Verheißung

Charakteristisch für Matthäus' Blick auf Jesus ist die Verwendung von Erfüllungszitaten, in denen das Leben Jesu im Lichte biblischer Verheißungen leuchtet. Bemerkenswert ist auch die Fülle von Hoheitstiteln für Jesus. Der Titel „Immanuel“ („Mituns-Gott“ 1, 23; vgl. Jes 7, 14) findet sich nur bei Matthäus, und er rahmt gleichsam das ganze Evangelium: „Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ (28, 20) Jesus ist „der Christus“. Er ist „Sohn Abrahams“, und als Christus (Messias) und Heiland ist er „Sohn Davids“. Jesus ist „Sohn Gottes“ (16, 16). Die einzigar-

tige Gottessohnschaft bestätigt sich in seiner Herkunft aus dem Heiligen Geist (1, 18) und in der Geburt von der Jungfrau Maria (1, 25). Jesus wird im Matthäus-Evangelium „Herr“ genannt. Er ist „der Menschensohn“, der von Gott jetzt schon bevollmächtigte Mensch, aber auch die hohe richterliche Gestalt, deren Kommen am Ende der Zeiten erwartet wird.

Die Gerechtigkeit tun

Für Matthäus ist Jesus der Lehrer der Gerechtigkeit. In Wort und Tat legt er den Willen Gottes aus, der in der Tora geoffenbart ist und durch sein Wirken erfüllt wird (5, 17–20). In Jesu Wort und Tat zeigt sich überwältigend Gottes Zuspruch zum Menschen; er geht dem Anspruch voran und ermöglicht dessen Erfüllung. Menschliches Handeln, so betont Matthäus, hat Gewicht; das Gericht am Ende der Zeiten schaut auf das Tun. Gottes Liebe und Treue, die in Jesus, dem Messias und Gottessohn, aufleuchten, entsprechen darum die Jünger und Jüngerinnen Jesu, wo immer sie sich für Gottes guten Willen öffnen und die Gerechtigkeit tun.

Gottes Volk: Gemeinschaft von Juden und Nichtjuden

Dass Christus, in dem Gott handelt, zuerst für das Heil Israels entscheidend ist, dann aber auch für das Heil aller Nichtjuden, dürfte für Konfliktstoff gesorgt haben, auch in der matthäischen Gemeinde selbst. Konservative Gemeindeglieder konnten sich durch diese Öffnung der göttlichen Heilsverheißung auf die Völker bedroht fühlen. Doch gerade dies, die Einheit von Juden und Nichtjuden im Gottesvolk, ist Anliegen des Matthäus. JHWH handelt in der Geschichte Israels *und* der Völker. Dies zeigt sich in Jesus und seiner Lebensgeschichte bis in Tod und Auferweckung hinein. Für Matthäus ist und bleibt Israel auserwählt und zuerst berufen, doch diese biblische Tradition wird um ebenfalls biblische Traditionen ergänzt, die um die Gestalt Abrahams, des

Nichtjuden, kreisen, die Bedeutung nichtjüdischer Figuren anerkennen – Frauen im Stammbaum Jesu –, und um die universalen Hoffnungen etwa bei Jesaja. In der spannungsreichen Einheit beider Traditionslinien lebt die matthäische Gemeinde, und leben wir.

Susanne Sandherr

Adveniat Weihnachtsaktion

In den Gottesdiensten der katholischen Kirche in Deutschland am 24. und 25. Dezember sammelt das bischöfliche Hilfswerk Adveniat für Projekte, die Menschen in Lateinamerika und der Karibik helfen. Noch immer träumen viele Menschen dort vom Frieden, während sie erleben müssen, wie sie selbst und ihre Umwelt schamlos ausgebeutet werden. Zahllose Lateinamerikaner leiden unter struktureller Gewalt: Staatsversagen, Korruption, Gewalt, Hunger, Obdachlosigkeit sowie dem fehlenden Zugang zu Bildung und Gesundheitsversorgung. Das bischöfliche Hilfswerk Adveniat unterstützt viele Initiativen vor Ort, um den Menschen in Lateinamerika und der Karibik stabile und friedliche Lebensverhältnisse zu ermöglichen.

Bildungsprojekte helfen konkret

Zum Beispiel konnte durch ein Projekt in Bolivien zahlreichen jungen Menschen eine Ausbildung ermöglicht und finanziert werden. Nun können sie selbstständig leben und arbeiten und finden einen Weg aus der Armut. Sie bekommen eine feste Wohnung, für viele Menschen in Bolivien bleibt dies immer noch ein Traum. Auch bei den zahlreichen Konflikten zwischen Clans und Familien sowie der Ausbeutung insbesondere der in-

digenen Bevölkerung kann Adveniat helfen. Friedensprojekte bringen verschiedene Konfliktparteien wieder an einen Tisch, mit seiner Menschenrechtsarbeit unterstützt Adveniat Angehörige indigener Völker und ermöglicht ihnen ein Leben in sicheren Verhältnissen.

Ansprechpartner kommen nach Deutschland

Im November und Dezember 2019 kommen verschiedene Adveniat-Aktionspartner, wie zum Beispiel Kardinal Pedro Barreto aus Peru, die Politikwissenschaftlerin Socorro Ramirez aus Kolumbien, Bischof Mario Moronta aus Venezuela oder die Psychologin Reyna Cachi Salamanca aus Bolivien, nach Deutschland, um von ihrer Friedensarbeit zu berichten. Informationen sind unter www.adveniat.de zu finden. Am 1. Dezember 2019, dem ersten Advent, wird die bundesweite Adveniat-Weihnachtsaktion mit einem Gottesdienst im Erzbistum Freiburg eröffnet.

Marc Witzemberger

200 Jahre Theodor Fontane

Seine Reisebeschreibungen in die Mark Brandenburg nutzen bis heute viele Touristen, um sich die Schönheiten der Gegend zu erschließen. Und seine Romane wie „Effi Briest“ oder „Unterm Birnbaum“ gehören nach wie vor zum Standard in der Schullektüre. Vor 200 Jahren wurde Theodor Fontane als Sohn eines Apothekers in Neuruppin geboren. Der Schriftsteller, Theaterkritiker und Essayist zählt nicht nur zu den berühmtesten Söhnen Brandenburgs, sondern gehört mit seinen Romanen und Gedichten, Reisebeschreibungen und journalistischen Texten zu den wichtigsten deutschen Schriftstellern.

Vom Apotheker zum Kritiker

Dabei hatte zunächst nichts auf eine schriftstellerische Karriere hingedeutet. Fontane machte auf den Wunsch seines Vaters hin nach dem Gymnasium eine Lehre als Apotheker. Schon zu Schulzeiten schrieb Theodor Fontane zwar gerne, doch dachte er zunächst nicht daran, diese Leidenschaft zum Beruf zu machen. 1839 erschien seine erste Novelle „Geschwisterliebe“. Obwohl er weiter schrieb und vor allem mit seinen feuilletonistischen Texten begeistern konnte, schloss er seine Lehre ab und wurde zum Apotheker erster Klasse approbiert. Doch gleichzeitig wurde das Schreiben mehr als eine Leidenschaft. Er arbeitete für verschiedene Zeitungen und gab 1849 schließlich seinen Beruf als Apotheker auf. Seine Texte und Theaterkritiken erschienen unter anderem in der „Neuen Preußischen Zeitung“ und der „Vossischen Zeitung“. Im deutsch-französischen Krieg arbeitete Fontane als Kriegsberichterstatte. Bekannt wurden vor allem seine Reisebeschreibungen, die er nicht nur über seine Heimat Brandenburg, sondern insbesondere auch über England verfasste. Erst spät schrieb Fontane auch seine berühmt gewordenen Romane, die meist in der Berliner Gesellschaft oder im märkischen Adel spielen. So wurde Fontane einer der wichtigsten Vertreter des sogenannten literarischen Realismus und zum Chronisten der preußischen Wirklichkeit. Mit seinem formbewussten Erzählen und seiner Gesprächskunst hat Fontane den Roman wesentlich mitgeprägt. Zu seinem Geburtstag gibt es ein großes Programm, unter anderem zeigt seine Heimatstadt Neuruppin eine große Ausstellung mit dem Titel „fontane 200“. Weitere Informationen sind auf der Website *fontane200.de* zu finden.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Januar 2020

Mit den Psalmen
segnen

Es segne dich der HERR vom Zion her.
Du sollst schauen das Glück Jerusalems
alle Tage deines Lebens.

Psalms 128 – Vers 5

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Epiphanie

Evangeliar Ottos III.,
Reichenau um 1000,
Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 4453, fol. 29r,
© Bayerische Staatsbibliothek München

Das Evangeliar Ottos III. in München gehört zu den Spitzenwerken ottonischer Buchmalerei der Reichenauer Schule. Nach dem Egbert-Codex in Trier und in direkter Nachfolge des Evangeliers Ottos III. in Aachen wird hier die Einfachheit, Monumentalität und spirituelle Aussagekraft der ottonischen Miniatur so weit gesteigert, dass sie später nur noch vom Perikopenbuch Heinrichs II. (ebenfalls in München) erreicht werden sollte.

Der Codex wurde von Kaiser Otto III. im Skriptorium des Benediktinerklosters auf der Insel Reichenau in Auftrag gegeben. Nach seinem frühen Tod 1002 schenkte sein Nachfolger Heinrich II. das Buch dem Dom in Bamberg, von wo aus es mit der Säkularisation 1803 nach München kam.

Auf 278 Pergamentblättern im Format 33,5 x 24 cm bietet die Handschrift den vollständigen lateinischen Text der vier Evangelien, der von drei Reichenauer Schreibern in karolingischer Minuskel niedergeschrieben wurde.

Die künstlerische Ausstattung ist einer kaiserlichen Stiftung würdig: 12 Kanontafeln, ein doppelseitiges Herrscherbild des Kaisers mit vier huldigenden Provinzen, vier „visionäre“ Evangelisten mit je einer Initialzierseite und 29 Bildseiten mit insgesamt 49 Szenen zum Leben Jesu. Hinzu kommt der kostbare Einband aus Gold, Perlen, Edelsteinen und Gemmen mit einer byzantinischen Elfenbeintafel, der bis heute erhalten ist.

Unser Titelbild lässt uns mit den Weisen aus dem Morgenland (die hier schon als Könige charakterisiert sind) zum neugeborenen König der Juden ziehen. Sie huldigen ihm und bezeugen ihn auf diese Weise als den König der Könige, dessen Königtum die ganze Welt umfasst.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Es segne dich der Herr vom Zion her, der Herr, der Himmel und Erde gemacht hat.“ Mit diesen Worten aus Ps 134 lässt sich gut segnen. Auch der Beginn von Ps 67 ist geeignet. Doch für mich heißt Segnen noch mehr, gerade wenn ich es mit den Psalmen verbinde.

Vor Kurzem hatte ich ein Gespräch darüber, wie schwer es ist zuzusehen, wenn ein nahestehender Mensch sich schadet. Darin waren wir uns sofort einig. Was so schnell nicht klar war: Wie umgehen mit solch einer Situation? Die, den Betreffende(n) direkt ansprechen? Das kann manchmal nötig sein. Andererseits wird rasch ein Übergriff daraus: Wer bin ich, jemanden auf Verhalten hinzuweisen, das *ich* für problematisch halte? Gebietet es nicht der Respekt, mich zurückzuhalten? Viele Menschen, die ich kenne, würden sich eine Einmischung verbitten. Bleibt mir also nichts, als die Situation stillschweigend zu akzeptieren?

In unserem Gespräch äußerte eine Teilnehmerin, sie würde sehr auf *Präsenz* setzen wollen. Nicht in dem Sinn, nun ständig Besuche zu machen oder telefonisch nachzufragen; auch das werde schnell zu viel. Nein, als Freundin, die den Betreffenden wertschätzt, wolle sie ab und zu einen Gruß schicken; *zuhören*, wenn sich die Gelegenheit ergibt. Da sein, verfügbar sein, so dass sie um Hilfe gebeten werden könne. Im weiteren Verlauf des Gesprächs kamen wir auch auf die Möglichkeit, den Menschen, um den es geht, mit in unser Gebet zu nehmen. Und zwar nicht so sehr klassisch im Sinn der Fürbitte (das auch), sondern vor allem: in die Momente großer innerer Freiheit, wenn wir uns Zeit für Gott nehmen und ganz zu uns kommen. Für mich haben sie viel mit den Psalmen zu tun. Die erinnern mich oft an Menschen, deren Namen ich dann manchmal still nenne. Oder für die ich ein Licht entzünde. Dass sie Kraft finden und aufblühen mögen, frei werden, aufatmen können.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Der Stern der Könige

Mt 2, 1–12

Am Fest Erscheinung des Herrn (6. Januar) wird das Evangelium Mt 2, 1–12 verkündet. An dieser Stelle befindet sich auch unser Titelbild im Evangeliar Ottos III. Der Text spricht von Sterndeutern, die aus dem Osten nach Jerusalem kamen (vgl. Mt 2, 1), im griechischen Urtext heißen sie „magoi“. Es waren also wohl Menschen, die eine Antenne für das über unseren irdischen Horizont Hinausgehende hatten. Sie sehen einen neuen Stern, den sie als den Stern des neugeborenen Königs der Juden interpretieren (vgl. Mt 2, 2), und sie sind so davon ergriffen, dass sie ihre Heimat verlassen, um ihm zu folgen. Dafür gibt es eine mögliche astronomische Erklärung: Im Jahr 7 v. Chr. (da Herodes „der Große“ schon im Jahr 4 v. Chr. starb, ist Jesus sicher schon vor der Zeitenwende geboren; sie wurde bei Einführung unserer Zeitrechnung falsch berechnet) gab es eine Konjunktion der Planeten Saturn und Jupiter, sie standen dreimal sehr dicht beieinander. Da beide sehr hell leuchten, kann auf diese Weise der Eindruck eines sehr hellen neuen „Sterns“ entstehen. Dies ist ein astronomisches Ereignis (das übrigens Johannes Kepler schon 1606 erstmals berechnet hat), das aber durch eine damals übliche astrologische Deutung seine besondere Bedeutsamkeit erhält: Jupiter galt nämlich als der Königsstern, Saturn aber als der Stern der Juden. Wenn diese aber nahe beieinander stehen und als neuer Stern interpretiert werden, dann kann dies zu der Deutung führen, dass es einen neuen König der Juden gibt.

Das Matthäusevangelium berichtet, dass die Sterndeuter zunächst natürlich in Jerusalem, am Königshof, nach diesem neugeborenen König suchen und wie Herodes erschrickt, weil er diesen Neugeborenen nicht vorzeigen kann und er eine neue Machtkonstellation fürchten muss, die seine Macht bedroht.

Interessant ist, dass er, um die rätselhaften Ereignisse zu verstehen, die Hohenpriester und Schriftgelehrten befragt; er fragt also nach den Heiligen Schriften und nach dem, was diese zu den Vorgängen sagen. Er erweist sich damit als treuer Jude, vielleicht gerade deshalb, weil ihm als gebürtigem Idumäer immer wieder vorgeworfen wurde, kein richtiger Jude zu sein.

Nachdem er aus den Schriften des Alten Testaments erfahren hat, dass der Gesalbte („Christos“) in Betlehem geboren werden sollte (vgl. Mi 5, 1.3), schickt er die Sterndeuter dorthin, um bei ihrer Rückkehr mehr über das Kind zu erfahren.

Demütige Könige

Unser Titelbild zeigt eine gemalte Architekturräumung mit drei Säulen, die zwei gemauerte und von Zinnen gekrönte Bögen tragen, auf denen jeweils ein kleiner Turm aufsitzt; ein etwas größerer Turm sitzt im Zwickel zwischen den beiden Bögen. Die Säulen werden von Blattkapitellen abgeschlossen, wobei die mittlere Säule besonders prächtig gestaltet ist und ein menschliches Gesicht im Kapitell zeigt. Auf den beiden äußeren Säulen sind nochmals zwei kleinere, helle Säulen mit Blattkapitellen aufgesetzt, die ein Tympanon tragen, das von Blattfriesen gesäumt wird. In der Mitte des Tympanons ist eine Ente in einem Medaillon zu sehen, das von angeschnittenen kreisförmigen Ornamenten seitlich fortgesetzt wird. Die Spitze des Giebels ragt bereits aus dem Bildfeld hinaus und wird von einem goldenen Zapfen gekrönt, der für das Akroterion, die Bekrönung der griechischen Tempel, steht. Das Bildfeld wird von einem violetten Farbfeld mit rot-braunem Rahmen begrenzt. Die Architektur wird von Goldgrund hinterfangen. Da die Seiten mit einem Bleigriffel für den Schriftspiegel regliert sind, zeichnen sich die eingezogenen Linien deutlich in der Goldfläche ab.

Von links kommen die drei Sterndeuter. Sie sind als ein formaler Block gestaltet, Haltung und Kleidung sind ähnlich, selbst

farblich hebt sich nur der hintere von den beiden anderen ab. Allerdings wird uns der vordere mit weißen Haaren und Bart als der älteste vor Augen gestellt. Alle drei sind mit Kronen dargestellt und damit eindeutig als Könige charakterisiert. Erst kurz vor der Jahrtausendwende gab es in der christlichen Kunst die ersten Darstellungen der Epiphanieszene mit Königen. Zuvor wurden die Sterndeuter als persische Magier mit den sogenannten phrygischen Mützen gekennzeichnet. Die drei halten Schalen bzw. ein Füllhorn mit ihren Gaben in den Händen. Der vordere schiebt sich mit seiner Gabe vor die Säule, wodurch die besondere Wichtigkeit seiner Geste unterstrichen wird. Alle drei sind in breiter Schrittstellung als Gehende, Reisende gekennzeichnet und gebückt dargestellt. Sie schauen von unten zu Maria und dem Kind hinauf. Es sind demütige Könige, die einen Größeren anerkennen.

Geben und Empfangen

Während die drei Könige das linke Interkolumnium nur in der Breite beherrschen, füllt Maria den rechten Säulenzwischenraum souverän aus. Sie sitzt auf einem mit einem Sitzkissen belegten Thron, einen Fußschemel unter ihren Füßen. Ein großer grüner Heiligenschein umgibt ihren Kopf, der leicht zu den Königen geneigt ist. Auf ihrem Schoß sitzt der Jesusknabe – er ist kein Säugling mehr. Er ist gleich gewandet wie seine Mutter, doch ist sein Nimbus golden und zeigt ein Kreuz. Er hält einen kleinen Codex in der linken Hand. Die Rechte aber ist segnend ausgestreckt, und auch Maria streckt ihre offen Rechte den Königen entgegen. Marias Hand ist empfangend, die Hand Jesu aber gebend gezeigt. Beide zusammen bilden eine Schale, um die Gabe des Königs zu empfangen und ihm noch Wertvolleres zu geben.

Der Stern

Der Stern zog vor den Weisen her bis zu dem Ort, an dem das Kind war; dort blieb er stehen (vgl. Mt 2, 9). Der Ort ist hier als prächtiges Haus, ja als Tempel gestaltet; es ist nicht mehr der Stall, in dem das Kind zur Welt kam (vgl. Mt 2, 11). Der Stern ist hier sehr prominent als Mittelpunkt des linken Bogens gezeigt. Auf den ersten Blick wirkt er wie ein Ornament (er hat die Form eines Spiegeleis), aber er ist mehr, er macht die drei Könige erst vollständig, er verleiht ihnen Gewicht. Ohne den Stern wären sie mit dem Kind und seiner Mutter nicht im Gleichgewicht. Es ist der Stern der Könige.

Heinz Detlef Stäps

„Seid gesegnet vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat“

Der Segen des 115. Psalms

Den Text des Psalms finden Sie auf den Seiten 75–77.

Der 115. Psalm wird in der Forschung als theologische Poesie oder poetisch inszenierte Liturgie bezeichnet: Vor dem imaginären Forum der Völker der Welt und ihrer Götter feiert der Psalm die Unvergleichlichkeit des Gottes Israels. Die Mitbetenden und Mitfeiernden sind eingeladen, sich vertrauensvoll unter den Schutz des einen und einzigen Gottes zu stellen.

Ein klarer Aufbau

Unser Psalm gliedert sich in fünf konzentrisch angeordnete Teile. Die ersten drei Verse rufen, gegen bedrängende Einwände, die universale Wirkmacht des Herrn aus, des Gottes, der im Himmel thront. Die folgenden fünf Verse entlarven die Ohnmacht der fremden Götter der Völker und die Leere ihrer Verehrer. Zum Vertrauen auf den einen und einzigen Gott rufen die Verse 9–11 auf. Die Verse 12–15 bündeln die Beziehung zwischen dem wahren Gott und seinen Verehrern eindrücklich im Leitgedanken des Segens. Die abschließenden Verse betonen wiederum die segensreiche Wirkmächtigkeit des im Himmel wohnenden Gottes: auf Erden.

Wo ist denn ihr Gott

Während die umgebenden altorientalischen Kulturen ihre Götterheiten in zumeist menschengestaltigen Kultbildern verehren, ist der Gott Israels ein bilderloser und in diesem Sinne ein unsichtbarer Gott. Dadurch aber steht das Gottsein Gottes auf dem Spiel, denn „die Völker sagen“ abschätzig, und auch im verunsi-

cherten Israel selbst stellt sich die Frage: „Wo ist denn ihr Gott?“ (Vers 2) Wie kann dieser, wie kann unser Gott denn auf Erden wirken, wenn er dort keine Götterbilder hat? Die Götterbilder gelten ja als Medien der Einwohnung und der Wirkmacht der Gottheiten in der Welt. Sie sind, so der weitverbreitete Glaube, unter göttlicher Mitwirkung hergestellt worden, durch besondere Riten erhielten sie ihre göttliche Wirkkraft. Ein bilderloser Gott, ist das nicht ein wirkungsloser Gott? Ein ohnmächtiger Gott? Also kein Gott? Wo ist denn ihr Gott? Wenn er nicht im Bilde ist, wenn er im Bild hier nicht präsent ist, kann er hier auch nicht wirken. Das klingt schlüssig. Überwältigende Logik der Bilder. Doch der Psalmist lässt sich nicht überwältigen.

Unser Gott ist im Himmel

„Unser Gott ist im Himmel“ (Vers 3), lautet die Antwort. Gott im Himmel, das meint hier, anders als bei den Göttern in Bertolt Brechts Schauspiel „Der gute Mensch von Sezuan“, eben nicht: Wir sind dann mal weg. Weit, weit weg. Der himmlische Gott des Psalms hat sich nicht in den Himmel zurückgezogen! Auf Nimmer-Wiedersehen! Der himmlische ist vielmehr der Gott, der mächtig und willens ist, auf Erden alles zu tun. Wie im Anfang ... Heute und morgen und immerdar. Er vermag alles und überall zu wirken. „Unser Gott ist im Himmel“; gerade so ist er für seine ganze Schöpfung da.

Nur Silber und Gold

Die Götter der Völker, so führen die folgenden Verse aus, sind Götzen. Sie sind „nur Silber und Gold“. Aber Achtung, Silber und Gold, das ist doch etwas. Gold steht derzeit ganz hoch im Kurs. Und dennoch, die großen und glänzenden Götter sind nicht mehr als ihre Bilder, sie sind „Machwerk von Menschenhand“ (Vers 4). Sie sind so leblos wie den Lebenden nutzlos. Das Leben

ihrer Verehrer mehren sie nicht. Sie nehmen ihnen vielmehr das Leben; Leben, das ihnen selbst fehlt. Die fremden Götter spielen Leben vor, aber sie sind bloß Puppen. Wer ihnen vertraut, wird ihnen gleich. Aus Menschen werden Marionetten.

Vertraut auf den Herrn

Vertrauen zählt! Doch warum vertrauen, wenn man zählt? Dann zählen die prachtvollen Götterbilder deutlich mehr. Gold und Silber, da weiß man, was man hat. Dem unsichtbaren Gott vertrauen, warum? Schild und Hilfe erhoffen, von ihm, warum? Und doch, wem trauen, auf wen vertrauen, wenn nicht dem einen lebendigen und Leben spendenden Gott? „Israel, vertrau auf den Herrn!“ (Vers 9) Angesprochen und zum Gottvertrauen aufgerufen sind über das Gottesvolk Israel und das Priestergeschlecht, das Haus Aaron, hinaus alle Menschen aus den Völkern, die sich dem lebendigen Gott geöffnet und ihn in ihr Leben hineingelassen haben: Im Alltag erfahren sie von ihm wirksame Hilfe und Schutz in Bedrohung und Not. Diese eindrücklichen Vertrauens-Verse sind das pulsierende Herz des Psalms.

Der Herr denkt an uns, er wird uns segnen

Die Götterbilder strahlen hell, aber ihre Verehrer sonnen sich in einem falschen Glanz. Ihr Leben wird nicht gemehrt, sondern gemindert. Der wahre Gott, Gott im Himmel, ist nicht an ein Kultbild oder an einen Tempel gebunden und kann darum überall und vielgestaltig wirken und walten; in den großen Rettungstaten der Geschichte wie in der bleibenden Zuwendung seiner segnenden Schöpferliebe. „Der Herr wird alle segnen, die ihn fürchten, / segnen Kleine und Große.“ (Vers 13) Gottes unerschütterliche und grenzenlose – „Unser Gott ist im Himmel“ – lebensförderliche Zugewandtheit ist die Grundgewissheit dieses Psalms. Ein Segen!

Die Erde aber gab er den Menschen

Himmel und Erde: Gott hat beides erschaffen. Der im Himmel wohnende Schöpfer Himmels und der Erden hat die Erde den Menschenkindern, Israel und den Völkern, gegeben (vgl. Gen 1,28 f.). Sie sollen, so Gottes guter Wille, dort als seine Geschöpfe wirklich leben und nicht etwa den Tod finden als Verehrer der toten Götter, in einem gestörten Verhältnis zu Gott, zu mir selbst, zur Welt. Dem Gottes-Segen, der aller Welt Leben gibt, antwortet das Gott-Segnen (das Gotteslob, im Hebräischen dasselbe Wort) des Menschen. Abwendung von den falschen, Leben nicht mehrenden, sondern nehmenden Göttern, und Dankbarkeit für das vom Herrn geschenkte und immer wieder aus tödlicher Bedrohung gerettete Leben. Aus Gottes reichem Segen leben, den Segen spendenden Gott segnen. Das Geschenk annehmen, in Demut und Tatkraft, in Freude und Dankbarkeit. Gott gerade so loben und preisen, Gott segnen, das ist, in der Perspektive des 115. Psalms, allein menschenwürdig, und allein des biblischen Gottes würdig, das wahre Leben.

Susanne Sandherr

Christus segne dieses Haus

Ein Segen sein

Für viele Kinder und Jugendliche, die in der Ministrantenarbeit und in der katholischen Jugend aktiv waren, verbinden sich mit dem 6. Januar intensive Erinnerungen. Meine älteste Nichte war damals sogar mit einem eindrucksvollen Kamel unterwegs. Nein, kein Fall für den Tierschutz. Pappmaché. Und dennoch, kein fauler Zauber. Sondern Gottes geistreiches Zeichen. Noch jetzt spricht sie lebhaft, leidenschaftlich, davon. Spürbar, sinnlich, ein Segen sein.

Caspar, Melchior und Balthasar

CMB. Christus mansionem benedicat! Das ist ein lateinisches Wort, zu Deutsch: Christus segne dieses Haus! Oder doch „Caspar, Melchior und Balthasar“? Wer weiß. Wir kennen weder die Zahl noch die Namen der Weisen aus dem Morgenland. Gottes WORT ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, so sagt es das Johannes-Evangelium. Gottes wirksamen Segen, sein Bei-uns-Sein, sein Unter-uns-Zelten, in die Häuser, in die Wohnungen, in die Zimmer, in die Zelte der Camps, und sogar auf die Flüchtlingsboote tragen? Gott, der Fern-Nahe, wie es bei der großen Beginnen-Theologin Margarita Porete heißt. Der Gott, der die Kumpanei meidet, aber die nächste Nähe sucht. Wie ein Verliebter, wie ein wahrhaft Liebender. Uns lieben? Mich lieben? Das ist ja verrückt. Der ist ja verrückt. Und dann noch: der es schafft, mein Wohl zu wollen, koste es, was es wolle. Verrückt. Das kann ja wohl nicht wahr sein. Anders gedacht, anders gesagt: Das kommt vor. Das kommt vom wahren Gott. Vom Schöpfer. In jedem einzelnen Haussegens, der vorher schief hing, aber auch in der Solidarität, die unsere hochgesicherten Behausungen öffnet, wirkt Gottes Geist. Komm, Schöpfer Geist!

Geistreiche Zeichen

Wenn das „CMB“ mit der jeweiligen Jahreszahl, auf ein gutes Neues! angeschrieben steht, wer versteht es dann? Wem erschließt sich denn noch der Geist dieses geistreichen Zeichens? Wem hat er sich je erschlossen, in der vermeintlich guten alten Zeit? Was können wir hier und heute dazu beitragen, dass diese Inschrift nicht nur eine esoterische Geheimschrift unter anderen – attraktiveren – Angeboten ist? So viele Getaufte, die unserer Hilfe bedürfen. So viele Schwestern und Brüder, die empfindlich reagieren auf Besserwisserei. Und dennoch, es braucht uns. Es gibt keinen guten Grund, hier auszuweichen. CMB! Christus mansionem benedicat. Erzählen wir davon! Dieses

Zeichen atmet Gottes Geist. Kein Spuk, keine Magie. Nur der Zauber der Liebe. Kein fauler Zauber. Die Liebe zählt. Verrückt? Solche Liebe macht frei, sie befreit von alten Gewissheiten die Sterndeuter, die endlich zum Krippenkind finden. Sie hütet die Hirten, die hören. Ein Anfang.

Und sie hütet unser Haus: Sie macht uns Mut, mit den Fremden zusammen zu wohnen.

Susanne Sandherr

Komm, Herr, segne uns

Lachen oder Weinen

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 287.

Wie und wann habe ich dieses Segenslied eigentlich kennengelernt? Von vielen anderen Liedern kann ich es einigermaßen sicher sagen: als Vorschulkind in der Familie, durch unsere Mutter, dies vor allem, aber auch im sonntäglichen Gottesdienst, im schulischen Religionsunterricht, im Schulgottesdienst, später in der Studentengemeinde, schließlich in meiner Zeit in der Hochschulpastoral. Hier weiß ich es schlicht nicht mehr. Die Jahreszahl hilft weiter.

Lebe das, was du vom Evangelium verstanden hast

Der evangelische Theologe Dieter Trautwein, geboren 1928, gestorben 2002, hat als Dichter und Komponist zahlreiche Neue Geistliche Lieder verfasst. Das 1978 veröffentlichte Lied ist einfach in Wort und Melodie. Dennoch wiegt es schwer. Das Wort von Frère Roger, das dem Lied im „Gotteslob“ beigegeben ist (451), erschließt es gut. „Lebe das, was du vom Evangelium verstanden hast. Und wenn es noch so wenig ist. Aber lebe es.“

Dass wir uns nicht trennen

Das Lied ist in vier Strophen gegliedert. Die erste Strophe bitet den Herrn, „uns“ zu segnen: „dass wir uns nicht trennen“. Segen, nicht zuerst und nicht allein für mich, sondern für uns. Segen, der bewahrt vor der Trennung, genauer, vor der Zertrennung. Trennung von Gott? Gerade habe ich ein langes Telefongespräch geführt. Es ging um drohende Entzweiung unter nahen Geschwistern. „Komm, Herr, segne uns, dass wir uns nicht trennen.“ Die Geschwister sind kluge, reflektierte Menschen und gläubige Christen, und doch tun sich zwischen ihnen Gräben auf. Hilflös fühlen sie sich. Und zornig. Tief verletzt sind sie. Sich dies eingestehen, würde helfen, hilft. Bitten hilft: „Komm, Herr, segne uns, dass wir uns nicht trennen“. Es ist gut, gut hinzuschauen, nicht besserwisserisch, sondern genau. Der lange, gewaltlose Blick hilft, zu sortieren, zu unterscheiden. Unterscheiden, damit es nicht zur jähren und jähzornigen Scheidung kommt.

Lachen oder Weinen wird gesegnet sein

In der ersten Strophe hat mich stets auch die Zusage angesprochen, dass Lachen wie Weinen gesegnet seien. Es hat mich an das Wort Teresas von Avila erinnert, das unsere liebe Stuttgarter Nachbarin, Mutter unserer Kinder-Freunde, meiner Schwester ins Poesiealbum schrieb, bevor wir, gerade neunjährig, mit unserer Familie in die damalige Bundeshauptstadt umsiedelten: „Dem Tapferen sind Glück und Unglück rechte und linke Hand; er bediene sich beider.“ Das ist stark, das macht stark. Nicht im Fitnessstudio. Nicht aus eigener Kraft. Schwäche annehmen, Unglück und Kränkung und Verlust nicht weglächeln, nicht wegdrücken, nicht weglügen. Wie stehe ich denn da, wie sieht das denn aus? Lächerlich? „Lachen oder Weinen wird gesegnet sein.“

Weil du reichlich gibst, müssen wir nicht sparen

Auch dieses Wort geht mir oft durch den Kopf. Sparsame Schwaben halt ... Protzen ist toll, aber Geiz ist geil. Das ist leider keine regionale Eigenart, sondern ein Slogan, der bundesweit gilt. Und weit darüber hinaus. Alles Gute ist knappes Gut, lehrt die Volkswirtschaft. Die Bibel, und unser Segenslied, hält dagegen: Gott knausert nicht. Da fällt uns, den so reich Beschenkten, das Schenken leicht. Das Geben und sogar das Vergeben. Statt kräftig auszuteilen: teilen; „schlimmen Schaden heilen, lieben und verzeihn“.

Hilf, dass wir ihn tun

Friede ist fruchtbar. Krieg ist furchtbar. Ich bin unendlich dankbar für die vielen Jahrzehnte Frieden, meine Lebenszeit. Frieden auf Erden? Das wäre der Garten Eden. Aber Frieden, für den ich unendlich dankbar bin, wenigstens hier. Darum verstehe ich die rumpelnden Anti-Europäer nicht und nicht die Kriegstreiber weltweit. „Frieden gabst du schon, Frieden muss noch werden.“ Friede und Gerechtigkeit küssen sich; wo Gerechtigkeit fehlt, wird der Friede prekär. Wir sitzen da, vergleichsweise bräsig und bequem. Friede ist aber kein Ruhekissen. Stehen wir auf für den Frieden. „Hilf, dass wir ihn tun.“

Lachen oder Weinen wird gesegnet sein

Die vierte Strophe wiederholt die Bitte der Eingangsstrophe. Wird das nicht langsam fad? Es ist so neu und so unerhört, dass es mir mehr als zweimal gesagt und zugesagt werden darf. Damit wir leben, damit wir das kleine Bisschen leben, das wir verstanden haben vom Evangelium. „Lachen oder Weinen wird gesegnet sein.“

Susanne Sandherr

Die Äthiopische Orthodoxe Kirche

Der Ursprung des Christentums in Äthiopien geht auf den Anfang des 4. Jahrhunderts zurück. Der Mönch und Geschichtsschreiber Rufinus von Aquileia erzählt von den beiden Brüdern Frumentius und Aidesios, die auf ihrer Heimreise nach Tyrus an der Küste des Roten Meeres überfallen und an den Hof des Königs von Aksum, dem damaligen Königreich im Norden Äthiopiens, verkauft worden seien. Allerdings seien sie dann aufgrund ihrer griechischen Bildung rasch zu Erziehern der Prinzen aufgestiegen und hätten der Königsfamilie ihren christlichen Glauben vermittelt. Schließlich erklärte der König von Aksum um 330 das Christentum zur Staatsreligion. Frumentius sei später zum Patriarchen von Alexandria, Athanasios, gereist und von ihm zum Bischof von Aksum geweiht worden. Aufgrund der engen Verbindungen zur alexandrinischen Kirche nahm auch die äthiopische Kirche die Entscheidungen des Konzils von Chalkedon zu den christologischen Streitigkeiten um die göttliche und menschliche Natur Christi nicht an. Daher gehört auch die Äthiopische Orthodoxe Kirche zu den sogenannten altorientalischen Kirchen. Die Selbstbezeichnung „Tewahedo“ (Vereinigung, Einheit) der Äthiopischen Orthodoxen Kirche geht auf ein Konzil im Jahr 1878 zurück und drückt den Glauben an die Einheit der göttlichen und der menschlichen Natur Jesu Christi aus.

Klöster spielten eine wichtige Rolle

Ebenfalls durch den Einfluss aus Ägypten gelangte auch das Mönchtum im vierten und fünften Jahrhundert nach Äthiopien. Es wurden zahlreiche Klöster gegründet, es kam zu einer regelrechten Klosterblüte. Die Klöster setzten sich sehr für die Bildung ein, es entstanden viele Schulen und Bibliotheken. Dies führte auch zu einer stabilen Situation des Christentums

im Königreich. Obwohl sich in den Nachbarländern mehr und mehr der Islam ausbreitete, hielt das aksumitische Reich durch das Mittelalter hindurch am Christentum fest. Selbst nach dem Zusammenbruch des Reiches blieb das Christentum in Äthiopien erhalten. Allerdings führte die Situation in der Region dazu, dass die Kirche in Äthiopien von anderen Kirchen recht isoliert war. Es blieb jedoch bei einer engen Verbindung zwischen der Kirche und den Herrschern. Auf die Fürsprache der Kirche hin gelangte die sogenannte salomonische Dynastie an die Macht in Äthiopien. Die Fürstenfamilie stellte von 1270 bis 1974 die Kaiser von Äthiopien. Sie führte sich zurück auf Menelik I., einen legendären Sohn des israelitischen Königs Salomo und der Königin von Saba, der nach dem Besuch der Königin bei Salomon in Jerusalem geboren worden sein soll. Die äthiopische Kirche erhielt daraufhin große Besitztümer, äthiopisch orthodoxe Geistliche stellten die Bildungselite des Landes und erlangten wichtige Stellungen am kaiserlichen Hof.

Früher unter Leitung der koptischen Kirche

Bis 1959 war die Kirche Äthopiens ein Teil der koptischen Kirche Ägyptens, bis sie – auch auf Drängen des äthiopischen Kaisers – durch den koptischen Papst Yusab II. von Alexandria in die Eigenständigkeit (Autokephalie) entlassen wurde. Während der Militärdiktatur in Äthiopien (1974–1991) öffnete sich die Kirche mehr und mehr auch dem ökumenischen Dialog. Gleichwohl verließen viele Christen das Land. Sowohl in Amerika als auch in Europa gibt es eine große äthiopische Diaspora. Nach wie vor legen die Mitglieder der Kirche viel Wert auf Bildung, was sich beispielsweise in der sogenannten Sonntagsschulbewegung zeigt, die nach koptischem Vorbild in der Äthiopischen Orthodoxen Kirche initiiert wurde.

Glaube und kirchliches Leben

Aufgrund der engen Verbindung zwischen der koptischen und der äthiopischen Kirche sind auch deren Riten ähnlich. In der äthiopischen Kirche wurden zudem viele jüdische Elemente aufgegriffen, was mit dem Neben- und Miteinander von Äthiopiern und jüdischen Diasporagemeinden zusammenhängt. Die Äthiopische Orthodoxe Kirche versteht sich zudem in direkter Nachfolge der alttestamentlichen Heiligtümer. So soll zum Beispiel die Bundeslade in der Kirche Maria Sion in Aksum aufbewahrt werden, allerdings unsichtbar. Auch in der Liturgie spielt die Bundeslade eine wichtige Rolle. Jede Eucharistiefeier wird auf einem sogenannten „Tabot“ gefeiert, einer Holz- oder Steinplatte, auf der die Zehn Gebote und ein Kreuz eingraviert sind. Das „Tabot“ wird bei Prozessionen mitgetragen. Auch in der Architektur der äthiopischen Kirchen spiegeln sich zahlreiche Elemente des jüdischen Tempels wider.

Zahlreiche Symbole

Die Liturgie lebt von vielen Symbolen. So wird beispielsweise östlich neben der Kirche ein „Bethlehem-Haus“ (Bethlehem bedeutet „Haus des Brotes“) errichtet, in dem ein Diakon am Vorabend der Eucharistiefeier das eucharistische Brot backt, das dann in einer Prozession unter einem bunten Schirm in die Kirche gebracht wird. Ikonen gibt es dagegen in der Äthiopischen Orthodoxen Kirche kaum, dafür spielen das Kreuz und das Bekreuzigen eine wichtige Rolle. Die Äthiopische Orthodoxe Kirche gehört zu den Gründungsmitgliedern des Ökumenischen Rates der Kirchen im Jahr 1948 und ist auch Mitglied des „All African Council of Churches“, dem afrikanischen Kirchenrat. In Deutschland bestehen drei Gemeinden der Äthiopischen Orthodoxen Kirche, in Österreich gibt es eine Gemeinde.

Marc Witzenbacher

Gottesdienst als Dialog zwischen Gott und Mensch

Der Münsteraner Liturgiewissenschaftler Emil Joseph Lengeling (1916–1986) hat den Gottesdienst in einer prägnanten Schrift, die ganze Generationen von jungen Theologinnen und Theologen beeinflusst hat, als „Dialog zwischen Gott und Mensch“ charakterisiert. Damit brachte Lengeling die Neubestimmung liturgischen Handelns durch das Zweite Vatikanische Konzil auf eine griffige Formel.

Der Gott geschuldete Kult

Das traditionelle Verständnis des Gottesdienstes spiegelt der Begriff *Kult* wider, der sich von lateinisch *colere* (= „pflegen“, „verehere“) ableitet. Inhaltlich hat *Cultus* vor allem die Verehere Gottes im Blick. Nach scholastischer Vorstellung gehört der Kult zum Habitus jeder Religion, zum religiösen Verhalten der Menschen, das diese üben, um sich der Hilfe und Nähe der Gottheit zu vergewissern und so das eigene Leben zu sichern. Für Thomas von Aquin ist der Kult die höchste moralische Tugend, weil die Kreatur durch ihre Übung Gott als ihrem Schöpfer und Erhalter den geschuldeten Dienst der Anbetung leistet. Eine Aktualisierung des Heilsgeschehens wie auch die Heiligung des Menschen im Gottesdienst bleiben zunächst außer Acht und sind eher Nebeneffekte. Der Kodex des Kirchenrechts von 1917 definierte den *Cultus* als öffentlich, „wenn er im Namen der Kirche von rechtmäßig dazu beauftragten Personen und durch von der Kirche eingesetzte Akte Gott, den Heiligen und den Seligen dargebracht wird“ (can. 1256). Alles, was so von der Kirche bis ins Einzelne angeordnet und durchgeführt wird, ist öffentlicher Kult, während alle übrigen Aktivitäten, auch der Gläubigen (etwa in Formen der Volksfrömmigkeit), allein als *pia exercitia*, als „fromme Übungen“, verstanden werden.

Mit der dominanten Vorstellung des *Gott geschuldeten Kultes* steht dessen korrekte Ausführung durch den dazu beauftragten Klerus im Vordergrund, während eine Beteiligung der Gemeinde zwar vielleicht wünschenswert, aber nicht notwendig ist. Entsprechend wichtig wird besonders im 19./20. Jh. die *Rubrizistik*, die genaue Kenntnis und Umsetzung aller den Kultus betreffenden Vorschriften, die in den liturgischen Büchern in roter Farbe (*ruber* = „rot“) gedruckt sind. Ganze Generationen von Priestern (und Ministranten) haben nach entsprechenden Kompendien den „richtigen“ Vollzug der Liturgie gelernt, in dem jede Handbewegung und jede Verbeugung in korrekter Form vollzogen sein wollte. Das geschah sicher aus einer frommen Haltung, drohte aber einer Veräußerlichung des Gottesdienstes Vorschub zu leisten.

Dialogisches Konzept von Liturgie

Ab Mitte des 20. Jahrhunderts werden demgegenüber die Begriffe „Liturgie“ und „Gottesdienst“ in den Vordergrund gestellt, nicht zuletzt durch die Liturgiewissenschaft. Bereits die Liturgiezyklika *Mediator Dei* von Papst Pius XII. aus dem Jahr 1947 vertritt ein eher dialogisches Liturgiekonzept. Im Konzil wird theologisch nicht die Kategorie der Verehrung, sondern der Selbstentäußerung Gottes in Jesus Christus – in Inkarnation, Kreuzestod und Himmelfahrt – betont.

Liturgie wird auch weiterhin als Verherrlichung Gottes gesehen: Die Kirche „ruft ihren Herrn an, und durch ihn huldigt sie dem ewigen Vater“ (Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* Nr. 7). Zugleich wendet sich aber der Gottesdienst immer gnadenhaft an die Menschen: „Durch sinnenfällige Zeichen wird in ihr die Heiligung des Menschen bezeichnet und in je eigener Weise bewirkt“ (ebd.), etwa in den Sakramentenfeiern.

Von daher kann man die Liturgie als Dialog zwischen Gott und den Menschen definieren. Sie hat immer eine heilshaft-

absteigende Dimension, daneben immer eine verehrend-lobpreisende Dimension. Dies gilt für jede Feier, auch z. B. für das Stundengebet, für das in der Regel die heilhaft-herabsteigende Dimension nicht bewusst ist. Ebenso ergibt sich daraus die Notwendigkeit, beide Dimensionen in jedem Gottesdienst zu aktualisieren und erkennbar zu machen. Immer ist die Liturgie die je neue Aktualisierung des Bundes Gottes mit den Menschen.

Die heilhaft-absteigende Dimension wird gerne als Katabase (von griech.: *katabaino* = hinabsteigen), die aufsteigend-verehrende Dimension hingegen als Anabase (von griech.: *anabaino* = hinaufsteigen) bezeichnet. Innerhalb der Liturgie selbst gibt es aber kein striktes Hintereinander dieser Dimensionen, sondern beide sind ständig präsent und greifen ineinander. Dennoch ist innerhalb der Dynamik gottesdienstlicher Feiern oftmals eine Bewegung vom Katabatischen zum Anabatischen zu erkennen, wie sie beim Wortgottesdienst zu beobachten ist: Gott spricht zu seinem Volk in Lesungen und Evangelium, und die Gemeinde antwortet mit Bekenntnis (Credo), Dank und Bitte (Fürbitten).

Die jüngere Theologie hat noch eine dritte Dimension herausgearbeitet, die berücksichtigt, dass der Gottesdienst – zwischen Katabase und Anabase – in den Teilnehmern wirkt und sie verändert. Diese Dimension wird die Diabase genannt (von griech.: *diabaino* = durchschreiten). In ihr geschieht die Verwandlung des Menschen aufgrund der gnadenhaften Zuwendung Gottes, die letztlich erst zum Gotteslob und zur Verherrlichung Gottes befähigt: in der Liturgie wie in den beiden anderen Vollzugsformen christlichen Lebens, der *Martyria* (Lehre, Zeugnis) und der *Diakonia* (Caritas, Barmherzigkeit).

Notwendige aktive Teilnahme

Aus dem dialogischen Charakter des Gottesdienstes folgt aber auch die Notwendigkeit einer aktiven Teilnahme aller Gläubi-

gen: „Alle Gläubigen möchten zu der vollen, bewussten und tätigen Teilnahme an den liturgischen Feiern geführt werden, wie sie das Wesen der Liturgie selbst verlangt und zu der das christliche Volk, ‚das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, der heilige Stamm, das Eigentumsvolk‘ kraft der Taufe berechtigt und verpflichtet ist.“ (*Sacrosanctum Concilium* Nr. 14) Die aktive Teilnahme ist also eine notwendige Bedingung zur Ausübung des priesterlichen Dienstes der Gemeinde – aber auch die gnadenhafte Dimension des Gottesdienstes erhält aufgrund der aktiven Teilnahme eine tiefere Wirksamkeit.

Friedrich Lurz

Stundengebet erLeben in Frankfurt am Main-Bornheim

Im gemeinsamen Feiern der Tagzeiten Sammlung erfahren: Gottesdienst hat in einem mehrfachen Sinn mit Sammlung zu tun. Diese etwas verschüttete Dimension lässt sich im Stundengebet bzw. der Tagzeitenliturgie neu erfahren: Glaubende kommen zusammen, singen und beten gemeinsam, sinnen dem Wort Gottes nach. Der Studientag Stundengebet gibt mit einem dreiteiligen Gebetszeitenzyklus Gelegenheit, dem nachzuspüren, und führt in die Welt dieser uralten Meditationspraxis ein.

Der Studientag beginnt mit dem Morgenlob um 9.00 Uhr und endet nach der Vesper um 17.00 Uhr. Leitung: Dr. Johannes Bernhard Uphus, Redaktionsleiter Magnificat; Ort: Heilig Kreuz – Zentrum für christliche Meditation und Spiritualität im Bistum Limburg · Kettelerallee 45 · 60385 Frankfurt am Main; Termin: Samstag, 25. Januar 2020. Weitere Informationen finden Sie auch unter www.magnificat.de („Aktuelles“).

Anmeldung: bitte bis 16. Januar 2020 mit Titel „Stundengebet erLeben“ und „Kurs-Nr. 18“ unter meditationszentrum@bistumlimburg.de.

Sternsingeraktion hilft Kindern im Libanon

Wenn Kinder in den ersten Tagen des Januars als Sternsinger unterwegs sind, unterstützen sie die größte Solidaritätsaktion von Kindern für Kinder weltweit. Seit Beginn der Aktion im Jahr 1959 haben die Sternsinger insgesamt rund eine Milliarde Euro gesammelt. In diesem Jahr stellt die Aktion das Thema Frieden am Beispiel des Libanon in den Mittelpunkt. Das kleine Land wurde in den Jahren 1975 bis 1990 von einem Bürgerkrieg schwer gezeichnet. Dennoch gelingt seitdem ein weitgehend demokratisches und friedliches Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Religionen und Konfessionen. Zudem hat das Land eine riesige Aufgabe zu bewältigen: Seit dem Ausbruch des Bürgerkriegs im Nachbarland Syrien sind rund 1,2 Millionen Flüchtlinge in den Libanon geflüchtet. Die Bildungs- und Gesundheitsstrukturen des Landes im Nahen Osten reichen bei Weitem nicht aus, um den Bedürfnissen so vieler Menschen gerecht zu werden. In den Projekten, die von den Sternsingern unterstützt werden, werden vor diesem Hintergrund libanesische und nicht-libanesische Kinder zusammengebracht. Ziel ist es, Frieden und Verständigung zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft, Kultur und Religion im Libanon zu fördern und die Situation vor allem von Kindern zu verbessern.

Sternsingen hat lange Tradition

Die Tradition des Sternsingens ist schon sehr alt. Sie geht auf die biblischen Weisen aus dem Morgenland zurück, die „aus dem Osten nach Jerusalem“ (Mt 2, 1) kamen, um dem neugeborenen Jesus ihre Geschenke Weihrauch, Gold und Myrrhe zu bringen. Aufgrund der Anzahl an Geschenken nahm man schon in der alten Kirche an, dass es sich um drei Sterndeuter gehandelt habe. Schließlich wurden aus den Sterndeutern Könige. Diese werden von den Kindern dargestellt, wenn sie von Haus zu Haus ziehen. Mittlerweile sind es jedes Jahr mehrere Hunderttausende, die als Sternsinger unterwegs sind. Der Segen „20*C+M+B+20“, den die Kinder mit Kreide an die Haustür schreiben, steht nicht etwa für die legendären Namen der drei Könige Caspar, Melchior und Balthasar, sondern ist die Abkürzung für den lateinischen Segensspruch „Christus mansionem benedicat“ (Christus segne dieses Haus). Der Stern steht für den Stern von Betlehem, dem die Weisen auf dem Weg zur Krippe gefolgt sind. Die drei Kreuze sind Zeichen für den Segen: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Spenden sammeln die Sternsinger auch schon seit dem 16. Jahrhundert. Jungen und Männer zogen damals als Könige verkleidet von Haus zu Haus, erzählten von der Geburt Jesu und baten um Gaben. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts soll der Brauch aber in Vergessenheit geraten sein. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Tradition wiederbelebt. Nun wurden Kinder offiziell als Sternsinger ausgesandt, um Spenden für die Dritte Welt zu sammeln. In Deutschland griff das Kindermissionswerk die Aktion wieder auf. Rund 70 000 Projekte konnten damit gefördert werden. Weitere Informationen finden Sie unter www.sternsinger.org.

Marc Witzenbacher

Gebetswoche mit Texten aus Malta

Die Gebetswoche für die Einheit der Christen wird jedes Jahr entweder vom 18. bis 25. Januar oder in der Zeit von Christi Himmelfahrt bis Pfingsten gefeiert. Für das Jahr 2020 haben Christen aus Malta die Texte und Vorlagen für die Gebetswoche vorbereitet. Schiffe spielen im Leben der Malteser eine wichtige Rolle. Der Bibeltext für den Gottesdienst zur Gebetswoche beschreibt die gefährliche Seereise des Apostels Paulus auf dem Weg nach Rom (Apg 28, 1–10). Das Schiff ist daher das bestimmende Symbol des Gottesdienstes geworden, denn das Schiff steht auch für die manchmal stürmische Reise, auf die Christen sich bei der Suche nach Einheit begeben.

Malteser erinnern an Paulus mit einem Fest

Die Texte zur Gebetswoche haben die römisch-katholische Bischofskonferenz in Zusammenarbeit mit dem Ökumenischen Rat der Kirchen in Malta („Christians Together in Malta“) erarbeitet. Das Thema „Sie waren uns gegenüber ungewöhnlich freundlich“ bezieht sich auf die Texte der Apostelgeschichte, in denen vom Schiffbruch des Apostels Paulus berichtet wird. Die Schiffbrüchigen werden von der einheimischen Bevölkerung gastfreundlich aufgenommen und versorgt. Jedes Jahr erinnern die Malteser am 10. Januar mit einem Fest an dieses Ereignis, denn nach alter Tradition sei so das Christentum auf die Insel gekommen.

Gastfreundschaft für Menschen auf der Flucht

Die Geschichte vom Schiffbruch des Paulus wird von der internationalen Vorbereitungsgruppe für die Gebetswoche in den Kontext von Flucht und Migration heute gestellt: Auch in der Gegenwart befinden sich viele Menschen auf demselben Meer

und geraten auf ihrer Flucht in Lebensgefahr. Dieselben Orte, die in der Apostelgeschichte genannt werden, sind auch heute für Menschen auf der Flucht Schicksalsorte. In anderen Teilen der Welt begeben sich viele Menschen auf ebenso gefährliche Reisen zu Lande und zur See, um Naturkatastrophen, Krieg und Armut zu entkommen. Sie alle sind besonders auf die Gastfreundschaft anderer angewiesen. Daher haben die Malteser in den Gebeten und Texten der Gebetswoche den Blick auf diese wichtige christliche Tugend gelenkt.

Gemeinschaft bilden

Aus dem Beispiel der Apostelgeschichte wird deutlich, wie aus einer zufälligen Begegnung Gemeinschaft entstehen kann. Eine solche Gemeinschaft über Grenzen hinweg kann die Not lindern und neue Perspektiven eröffnen. Die Malteser sehen insbesondere die Kirchen in der Pflicht, solche Gemeinschaft zu fördern. Daher rufen sie dazu auf, untereinander Gemeinschaft zu pflegen und Versöhnung zu suchen. Die Einheit der Christen ist kein Selbstzweck, sondern sie muss besonders für den Notleidenden, Hilfsbedürftigen und Fremden offenstehen. „Unsere Einheit als Christen wird nicht nur dadurch entdeckt, dass wir einander Gastfreundschaft gewähren, so wichtig dies ist, sondern auch durch liebevolle Begegnungen mit denen, die unsere Sprache, unsere Kultur oder unseren Glauben nicht teilen“, heißt es in den Vorbereitungs-materialien der Gebetswoche.

Materialien für den Gottesdienst

Für die Feier der Gebetswoche können alle Materialien sowie weitere Informationen auf der Website www.gebetswoche.de heruntergeladen werden. Ein Heft mit dem Gottesdienst sowie Plakate für eigene Veranstaltungen wurden vom Verlag Butzon & Bercker gedruckt und können über den Buchhandel bezogen

oder direkt beim Verlag bestellt werden: Auslieferungszentrum Bercker, Hoogeweg 100, 47623 Kevelaer, Telefon (02832) 929-112, E-Mail: service@azb.de. Preise: Plakat 1,00 €; Gottesdienstheft einzeln 2,50 €, ab 10 Stück 1,00 €, ab 100 Stück 0,50 €; jeweils zzgl. Versandkosten.

Marc Witzenbacher

Gottesdienste im ZDF

Bei Redaktionsschluss lagen noch keine Informationen vor.

DOMRADIO

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im DOMRADIO ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt DOMRADIO wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf www.domradio.de.
- Sonntags um 10 Uhr überträgt DOMRADIO einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf www.domradio.de. Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie DOMRADIO unter Tel. 0221 / 25 88 60.

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Februar 2020

Mit den Psalmen
loben

Halleluja!
Singet dem Herrn ein neues Lied!
Sein Lob erschalle in der Gemeinde der Frommen.

Psalm 149 – Vers 1

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Darstellung des Herrn

Bamberger Psalter,
Regensburg (?), 1220–1230,
Staatsbibliothek Bamberg, Msc. Bibl. 48, fol. 9r,
© Staatsbibliothek Bamberg / Foto: Gerald Raab

Der Bamberger Psalter enthält auf insgesamt 208 Pergamentblättern den Text der 150 Psalmen und ist mit reichen Deckfarbenmalereien ausgestattet. Zu Beginn findet sich ein Kalendarium mit zwei Medaillons pro Monat. Acht ganzseitige Zierinitialen und drei Bildsequenzen mit insgesamt 15 Miniaturen zum Leben Jesu vor den Psalmen 1, 51 und 101 (neuer Zählung) gliedern den Text. Unser Titelbild zeigt die vierte Miniatur in der ersten Bildfolge.

Besonders eindrucksvoll ist der zeitgenössische Einband mit Hornplatten und silbernen Stegen. Die Hornplatten sind durchsichtig und lassen die darunterliegenden Deckfarbenmalereien auf Pergament durchscheinen: auf dem Vorderdeckel Christus in der Mandorla und auf dem Rückendeckel Maria mit Kind in der Mandorla.

Während die Buchwerkstatt früher in Bamberg lokalisiert wurde, sehen sie die Kunsthistoriker heute eher in Regensburg. Wegen eines späteren Eintrags auf fol. 3r im Kalender, der sich auf die Ermordung eines Vogts des Hochstifts Eichstätt im Jahr 1245 bezieht, nimmt man an, dass der Codex zu dieser Zeit im Eichstätter Raum aufbewahrt wurde. Ab 1430/31 ist er in der Domsakristei Bamberg und 1743 im dortigen Domschatz belegt. Mit der Säkularisation gelangte die Handschrift Anfang des 19. Jahrhunderts in die heutige Staatsbibliothek Bamberg.

Unser Titelbild zeigt ein tänzerisch bewegtes Jesuskind. Es bildet eine Brücke zwischen Maria und dem greisen Simeon. Hier werden uns die Erwartungen des Volkes Gottes und Gottes menschlich greifbare Zusage seiner Gegenwart in Jesus Christus vor Augen geführt.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

An Psalm 149 werden Sie sich erinnern. Ein hässlicher Text. Wir setzen ihn selten ein, wegen des zweischneidigen Schwerts in der Hand der Frommen, dem Strafgericht an den Völkern. So herrlich ist *uns* das nicht. Und dennoch. Wie wenig stimmig ist dieser Psalm eigentlich, wenn ich ihn bewusst lese! Der Alttestamentler Egbert Ballhorn hat mir vor Jahren mit einem kleinen Beitrag dafür die Augen geöffnet. Die ersten vier Verse: voll des Jubels über JHWH, Israels Schöpfer und König. Da stimme ich doch gern mit ein. Danach erst die unangenehmen Verse, die von Kampf und Strafgericht rasseln – genau gesehen also Jauchzen über die Rettung: *vor* dem Kampf! Wie geht das zusammen? Was ist das für eine Logik?

Mit Psalm 2 bildet unser Text den inneren Rahmen um das Psalmenbuch; sie sind spürbar aufeinander bezogen. Psalm 149 löst die Ankündigung ein: die widergöttlichen Mächte, die Fürsten der Welt werden in die Schranken gewiesen. Mit eisernem Stab (2, 9), mit zweischneidigem Schwert (149, 6)? Nein! Mit dem jubelnden Gotteslob der Frommen JHWHs! „Hochgesänge auf Gott in ihrer Kehle, ein zweischneidiges Schwert in ihren Händen“ – das Zweite steht, wie oft in den Psalmen, in symbolischer Rede für das Erste. Worte werden oft mit Schwertern verglichen (Ps 55, 22; 59, 8; positiv von Gottes Wort: Eph 6, 17; Hebr 4, 12).

Mit einem Lied den Sieg herbeiführen? Mein erster Eindruck von Leonard Cohen war „The Partisan“, seine Fassung eines Lieds der Résistance. Er hätte es, so kommentierte er, als Jugendlerner oft in Gruppenfreizeiten gesungen. „Eines Tages kam mir eine seltsame Vorstellung. Ich hab mir gesagt: die Nazis sind durch Musik überwunden worden.“ Eine Perspektive, die sich für mich schon an Psalm 149 festmacht. Naiv oder nicht? Auf den Versuch kommt es an.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Das Leben kommt an sein Ziel

Lk 2, 22–40

Das Fest der Darstellung des Herrn am 2. Februar wurde früher Mariä Lichtmess genannt – wegen der damit verbundenen Kerzenweihe und Lichterprozession, aber es ist auch festzustellen, dass die Tage nun deutlich länger werden. An diesem Tag gedenken wir der Darbringung des Jesusknaben im Tempel von Jerusalem und seiner Begegnung mit Simeon und Hanna. Die beiden Seher merken sofort, dass es sich um kein gewöhnliches Kind handelt; sie bekennen es als den Erlöser Israels. Hier begegnen sich die Hoffnungen des Gottesvolkes und die Zusage Gottes in einem kleinen Kind.

Zu seinem Tempel kommt der Herr

Der Ort dieser Begegnung ist der herodianische Tempel in Jerusalem. Dieser ist auf unserem Titelbild nicht als antiker Tempelbau, sondern als eine romanische Kirche in Form eines Kuppelbaus vorgestellt, mit einer Laterne mit Kreuz über den blauen Schindeln und zwei rot gemauerten flankierenden Türmen (*siehe Innenkarte*). Das Gewölbe ruht auf zwei grünen seitlichen Säulen, die durch kugelförmige Kapitelle gekrönt werden. Ein romanischer Doppelbogen überspannt das gesamte Bildfeld. Dieser wird in der Mitte aber nicht durch eine Säule abgefangen, sondern durch ein dreiblattförmiges Ornament (ebenso auf der Wandfläche dahinter). Der gesamte Innenraum des Tempels ist goldgefüllt und strahlt etwas vom Lichtcharakter dieses Festes aus.

Von links ist Maria an den Altar herangetreten, der hochrechteckig in der Mitte steht und mit einer gitterförmigen roten Musterung überzogen ist. Auf dem Altar sind zwei Tauben zu

sehen, das Opfer für die im Gesetz des Mose vorgeschriebene Reinigung nach der Geburt eines Kindes (vgl. Lk 2, 24). Frauen galten nach dem Gesetz 40 Tage nach der Geburt eines Jungen als unrein und 80 Tage nach der Geburt eines Mädchens. Das Opfer diente der Reinigung der Mutter; das Fest wurde deshalb früher im Lateinischen auch „Purificatio Mariae“ genannt. Das Zweite Vatikanische Konzil hat daraus aber wieder ein Herrenfest gemacht. Es wird der Darbringung der männlichen Erstgeburt im Tempel gedacht, die hier aber nochmals eine besondere Bedeutung erhält, weil es kein gewöhnlicher Knabe ist, den Maria hier in den Tempel bringt: Es ist der Herr selbst, der hier zu seinem Tempel kommt; der Herr kommt in sein Eigentum. Symbolisch geht es aber auch um die Begegnung des Herrn mit dem Gottesvolk des Alten Bundes, für das Simeon und Hanna stehen (die Miniatur beschränkt sich auf den ersten Teil der Erzählung und stellt Hanna nicht dar). Maria ist mit einem blau-roten Gewand gezeigt, bei dem das Futter grün ist. Sie übertritt, wie der gegenüberstehende Simeon, mit einem Fuß die Sockelzone des Tempels (*siehe Innenkarte*).

Der fromme Simeon

Der greise Simeon ist mit langem weißen Haar und Bart gezeigt. Er ist mit der Kopfbedeckung des Hohenpriesters und in grün-hellblauem Gewand dargestellt. Er tritt zwar seitlich an den Altar, aber die perspektivische Darstellung des Altars und vor allem die Übereinstimmung der rechten Kante des Altars mit der Gewandlinie Simeons machen deutlich, dass er zum Altar gehört, dass dies „sein“ Altar ist. Nach dem Bibeltext war er „gerecht und fromm und wartete auf den Trost Israels und der Heilige Geist ruhte auf ihm“ (Lk 2, 25), aber er war kein Priester. „Vom Heiligen Geist war ihm offenbart worden, er werde den Tod nicht schauen, ehe er den Christus des Herrn gesehen

habe“ (Lk 2,26). So wurde er vom Geist Gottes in den Tempel geführt (vgl. Lk 2,27), wo er auf Maria mit ihrem Kind traf; Josef ist nicht dargestellt.

Der Christus des Herrn

Das Kind wird im Lukastext mit dem Ehrentitel „Christus des Herrn“ benannt. Hiermit ist eigentlich der Gesalbte des Herrn gemeint, es ist der klassische Königstitel im Alten Testament. Das Kind hat hier aber wenig Königliches. Es ist in rote und grüne Gewänder gehüllt und ein einfacher Kreuznimbus aus roten Linien ziert das Haupt (Maria und Simeon haben beide nur eine einfache rote Linie als Nimbus).

Sehr ungewöhnlich ist aber die Körperhaltung des Kindes. Maria hat ihm aus ihren verschränkten Händen und Unterarmen einen Sitz bereitet, auf diesem sitzt es und stützt sich mit dem linken Fuß ab. Das rechte Bein ist aber so gestreckt, dass die Fußstellung an die klassische Ballettposition des „passé relevé“ erinnert (die es im 13. Jahrhundert natürlich noch nicht gab). Auch die Arme sind in einer tänzerischen Eleganz ausgebreitet und der Kopf leicht geneigt. In dieser spielerischen, tänzerischen Weise scheint sich das Kind bereits in die Kreuzform einzuüben. Der Bogen zum Tod wird damit sowohl vom Kind als auch vom greisen Simeon gespannt.

Simeon empfängt das Kind mit beiden geöffneten Händen und schickt sich an, ihm die Hand zu küssen. Diese Geste der Verehrung ist Ausdruck seiner lebenslangen Ausrichtung auf den Gesalbten des Herrn, dem er nun begegnet und ihm sein ganzes Leben anvertraut, das nun an sein Ziel kommt. Er kann sein Leben nun aus der Hand geben, er kann es dem kindgewordenen Gott in die Hand legen: „Denn meine Augen haben das Heil gesehen, das du vor allen Völkern bereitet hast“ (Lk 2,30 f.). So kann Simeon seinem Tod ins Auge sehen.

Der Lobgesang des Simeon ist zum Nachtgebet der Kirche geworden („Nunc dimittis“ in der Komplet). Wenn wir uns den Schlaf als „kleinen Tod“ vorstellen, dann können wir jeden Abend einüben, uns selbst aus der Hand zu geben, uns in Gottes Hand zu legen, um den großen Schritt des Todes einzuüben und bereit zu werden für die endgültige Übergabe unseres Lebens.

Heinz Detlef Stäps

Lobt den Namen des Herrn!

Die Unvergleichlichkeit Gottes nach dem 113. Psalm

Psalm 113 (*Text auf Seite 17f.*) ist ein kunstvoll gestalteter Hymnus auf die unvergleichliche Größe JHWHs. Der Lobpreis des Namens, des Wesens, des unverwechselbaren Wesenskerns Gottes, und seiner „Herrlichkeit“, seiner universalen Wirkmächtigkeit, soll die ganze Weltzeit (V. 2: „von nun an bis in Ewigkeit“) und den gesamten kosmischen Raum, in der Horizontalen (V. 3: „Vom Aufgang der Sonne bis zum Untergang“), wie in der Vertikalen (V. 4: Erhabenheit Gottes über alle Völker und über alle Himmel), ausfüllen. Der zweite Teil des Psalms begründet und konkretisiert an zwei exemplarischen Beispielen die Hoheit des Herrn in Frage und Antwort.

Und den Armen erhöht, der im Schmutz liegt

Großer Gott! Warum ist Gott eigentlich groß, aus der Sicht des Psalmisten? Weil er der Hoch-Erhabene ist – und sich gerade darum aus Über-Himmelshöhen herabneigt zu den Niedrigen und Erniedrigten. Um sie zu retten, aus dem Tod. Aus dem sozialen Tod. Um ihnen neue Lebensfülle zu schenken. Unverhofft. An die Not von Männern wie von Frauen denkt Gott, für beider Rettung dankt der Psalmist. Für die Rettung des verarmten, rechtlos gewordenen Kleinbauern; für die Rettung der von ihrem Ehemann verstoßenen, da kinderlos gebliebenen Ehefrau. Aber gehen wir einmal ruhig durch den ganzen Psalm!

Lobet, ihr Knechte des Herrn

Im ersten Abschnitt wird zum beständigen und universalen Lob des Namens des Herrn aufgerufen. Es sind die „Knechte des Herrn“, die zum Gotteslob gerufen werden, die sich hier selbst zum Gotteslob auffordern. Wer aber sind die „Knechte

JHWHs“? Es sind Gottes loyale, treue Diener und Dienerinnen. Aber, so der Psalm, es geht nicht um Gotteslob aus dem Munde einer bestimmten, ethnisch begrenzten Gruppe, sondern um die Öffnung des Gotteslobs für alle. Für alle Welt. Das ist eine Herausforderung! Wir sind das Volk, wir sind dein Volk – und die da, die Fremden, sind es auch?! Die Fremden auch Gottes Knechte, Gottes Volk?

Der Name

Namen sind Schall und Rauch? Sie sind es nicht. Was löst es in mir aus, wenn jemand meinen Namen nennt? Plötzlich, unvermutet, unverhofft. Meinen Namen ruft. In der Fremde. Das Urvertraute: mein Name. Bin ich gemeint? Ich wünsche es mir so – und kann es doch kaum glauben. Andere heißen auch so. Ich überhöre den Ruf. Ich kann es nicht glauben; ich spreche aus Erfahrung ... Und doch, ich darf hoffen. In Gottes Namen; ich bin gemeint. Gott meint mich. Und Gott selbst lässt sich beim Namen nennen, er hat ihn seinen Freunden anvertraut. Der Name Gottes ist uns, ist mir anvertraut. Er ist Schutz und Zuflucht. Und doch bleibt er unverfügbar. Freigegeben hat Gott seinen Namen: zum Gotteslob. Gelobt werde der Name des Herrn!

Himmel und Erde

Himmel und Erde, „Himmel und Ääd“, so heißt ein einfaches rheinisches Gericht aus Äpfeln („Himmel“) und Kartoffeln, aus „Erdäpfeln“ („Ääd“). Speck und Blutwurst gehören, je nach Geldbeutel und heute nach Überzeugung, vegan oder nicht, dazu. Himmel und Erde, scheinbar geschrumpft zum nahrhaften Kleine-Leute-Essen. Kleingeistig! Materialistisch! Nein, das ist nicht nichts. Das ist ganz und gar auf der Linie des höchsten Herrn. Himmel und Ääd, Himmel und Erde, das ist es. Allen Hunger stillen, das zählt. Da hört das Zählen auf. Das ist das All.

Der hinabschaut in die Tiefe

Lasst uns loben! Warum loben? Weil Gott König ist und so viel mehr. Gott, König Himmels und der Erden? Gott ist so viel mehr. Der in der Höhe über jeder vorstellbaren Höhe thronende Gott, er erweist seine Gottheit, indem er sich als der schlechterdings Hohe zu den Niedrigen herabneigt. Zu den verarmten, verschuldeten Kleinbauern. Zu der von ihrem Ehemann verstoßenen, weil kinderlosen Ehefrau. Der Arme, die Arme, die Erbärmlichen, sie werden reich beschenkt werden und freuen sich. „Lobet, ihr Knechte des Herrn“!

Wer mag schon in die Tiefe schauen. Da schaudert mir. Ich will es gar nicht wissen. Ich bin nicht schwindelfrei, alles andere als das. Sehe ich in der Tiefe nicht mein eigenes Gesicht? Gott der Herr – er fürchtet sich nicht. Er ist mein Lob.

Susanne Sandherr

Der Psalter

Das Buch der Lobpreisungen in jüdischer Tradition

Der Psalter umfasst 150 in Duktus, Herkunft und Entstehungszeit erstaunlich unterschiedliche Lieder, Gebete und Gedichte. Der Psalter ist das große Gebet-, Lese- und Lebensbuch Israels und der Kirche und gehört so zum Kernbestand der jüdischen und schließlich auch der christlichen Bibel. Martin Luther hat ihn „die kleine Biblia“ genannt. Ein Ehrentitel. Mit den Psalmen haben Menschen vieler Generationen ihr Leben gelebt: im Angesicht ihres Gottes. In Freud und Leid, in Not und Streit, im Widerstand gegen Unterdrückung, im Streben nach Gerechtigkeit. Im Erleben festlicher Gemeinschaft und im Ertragen, im solidarischen Tragen, von Unglück. In Klage

und Lob, in flehender Bitte und überaus herzlichem Dank. Eine Fülle sprachlicher Bilder und Ausdrucksformen, die eben die Vielgestaltigkeit und Vielschichtigkeit der Lebenssituationen spiegelt, aus denen und für die diese Texte entstanden sind. Der Titel „Theopoesie“ trifft es gut: Gottesdichtung. Es geht um Gott als Grund und Sinn allen Lebens und des Lebens im Ganzen. Das ganze Leben. Du bist mein Lobgesang, du bist mein Lob.

Buch der Preisungen

Die jüdische Tradition hat das Psalmenbuch darum „Buch der Lobpreisungen“ genannt. Aber die Mehrzahl der Loblieder, der „Preisungen“, so die Überschrift der wunderbaren „Verdeutschung“ der biblischen Psalmen durch Martin Buber, sind Klage- und Bittgebete! Ja, so ist es. Jammertal. Wie im richtigen Leben. Und dennoch gilt, dass selbst die härteste Anklage Gottes noch Gotteslob ist, weil sie an Adonai festhält und ihn noch immer sucht, auch in dunkler, in dunkelster Nacht und Not, wo doch alles gegen ihn zu sprechen scheint; wo alles gegen ihn spricht. Alle biblischen Klagepsalmen, mit der Ausnahme des 88. und des 89. Psalms, beginnen mit Klage und enden hoffnungsvoll, sogar freudig: Die biblische Klage drängt zum Lob. Zum befreienden Gotteslob.

Macht hoch die Tür

Kein Vorwort nach den Regeln der Buch-Kunst, aber doch, ein Tor. Ein Eingangportal. Der erste und der zweite Psalm formen diese Tür. Und öffnen sie. Psalm 1: der Psalter, ein Buch der Tora. Weg und Weisung für ein gelingendes Leben mit Gott. Gerettet. Gerettetes Leben. Während die zerstörerischen Kräfte des Bösen ihre Macht verlieren. Auch im zweiten Psalm geht es um die Machtfrage. Nun geht es aber nicht um den einzelnen Menschen. Nun geht es um, nun geht es gegen eine Koalition

von Herrschern, die feindselig wider den Zionskönig steht. Doch Gott selbst spricht sein machtvolles Wort der Zusage zu seinem Gesalbten, seinem Messias. Gerechtigkeit und lebensförderliche Ordnung, sie werden sich durchsetzen. Macht hoch die Tür!

Universales Gotteslob

Eben dies ist die Zielperspektive des ganzen Psalters, der in seinem Verlauf von der Klage zum Lob und schließlich zum universalen Gotteslob einer von Bosheit und von bedrohlicher Menschenmacht befreiten Schöpfung übergehen wird. Bis Psalm 90 dominiert, etwas vereinfacht gesagt, die Klage, bis Psalm 150, bis zum keinesfalls bitteren, bis zum vielmehr wundersamen Ende, jedoch leuchtet der Lobpreis. Das Licht des Gotteslobs. So endet das Psalmenbuch, von Psalm 146 bis Psalm 150, mit einem großartigen, mit einem unermüdlichen, mit einem unerschöpflichen, hymnischen, mit einem herrlichen Finale: Lobet den Herren!

Susanne Sandherr

„Dass du mich einstimmen lässt ...“

Frohes Einstimmen proben – in vielstimmigen Gottes-Jubel

Den Text des Liedes finden Sie auf den Seiten 247–248.

Wieder einmal die Frage, wann ich diesen Hymnus wohl kennengelernt habe. Er stammt aus den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts. Jesus-Bruderschaft Gnadenthal. Die Jesus-Bruderschaft ist eine christliche ökumenische Gemeinschaft. Wann ... Ich weiß es einfach nicht mehr! Katholische Theologie in Bonn, da eher noch nicht. Hochschulgemeinde in Karlsruhe?

Vielleicht. Es war jedenfalls nicht umsonst. Der Hymnus begleitet mich.

Gottes ureigenes Gotteslob

Im katholischen „Gotteslob“, da ist es nun die Nr. 389, war der Hymnus bisher nicht zu finden. Ein bisschen ist das Loblied auch ein Ohrwurm. Ein bisschen Drehleier. Aber auch schön. Schön einfach. Einfach schön. Gotteslob darf das auch einmal sein. Ein Danklied, ein Loblied. Zum einen Ohr hinein, und nicht wieder hinaus. Ein Jubellied. Dank für mein Gotteslob. Mein Dank für meine Teilhabe am Gotteslob. An Gottes ureigenem Gotteslob. „Dass du mich einstimmen lässt in deinen Jubel, o Herr ...“ Dank für meine Teilhabe an Gottes eigenem Jubel. An Gottes eigener Gottesfreude. So klingt es. So hört es sich an. So wird es sein. So soll es sein. Gotteslob. Das einzige Selbstlob, das kein G’schmäckle hat. Nichts von Selbstgefälligkeit. Nichts von Selbstverliebtheit. Der reine Geschmack der Liebe, der puren Liebe. Geschmack der einen Sehnsucht, die von aller Selbstsucht befreit.

Deiner Engel und himmlischen Heere

Sechs schmale und doch reiche Strophen umfasst das einfache Danklied. Der sechsfach wiederholte Kehrvers lautet: „Dass du mich einstimmen lässt / in deinen Jubel, o Herr, / deiner Engel und himmlischen Heere ...“ Die erste Strophe erinnert an den Exodus-Gott, an sein Weggeleit durch die Wüste, wie es später auch im Jesaja-Buch wunderbar erhofft und bezeugt wird. Die zweite Strophe führt die biblischen Gottesgaben Brot und Wein vor Augen und gemahnt an das letzte Abendmahl wie an die lukanische Emmaus-Episode. Die dritte Strophe führt die pfingstliche Geistsendung und Lebenserneuerung vor Augen: Schalom!

Und ich schenke dir mein Leben

Die letzten drei Strophen entfalten jenes Motiv der Geistsendung weiter. „Und nun zeig mir den Weg ...“; „Gib mir selber das Wort ...“. Das einfache Lied endet mit dem Motiv des Dankens, Preisens, des ganzheitlichen Lobens: „Und ich dank dir, mein Gott, / und ich preise dich, Herr, / und ich schenke dir mein Leben!“ Das Leben schenken, dir mein Leben schenken. Vorsicht, möchte man da sagen. Doch alle Vorsicht hat schon gewaltet, alle Umsicht hat gewirkt. Alle Hilfe war zur Stelle. Was nun versprochen wird, ist geistgewirkt, ist gesegnet. Wird gesegnet sein. „Und ich dank dir, mein Gott, / und ich preise dich, Herr, / und ich schenke dir mein Leben!“

Susanne Sandherr

Die Reformierte Kirche

Neben Wittenberg mit Martin Luther und Philipp Melancthon gehören Zürich mit Huldrych Zwingli und Genf mit Johannes Calvin zu den großen Zentren der reformatorischen Bewegung. Ebenso wie Martin Luther hatten die Schweizer Reformatoren nicht die Absicht, eine eigene Kirche zu gründen, sondern wollten die Kirche von Grund auf erneuern. Zwingli forderte öffentlich, die Messopfer abzuschaffen und das Ordenswesen aufzulösen. Alles, was sich nicht unmittelbar auf die Bibel zurückführen lasse, müsse als menschliche Ordnung verworfen werden. Der Rat der Stadt Zürich folgte den strengen Forderungen Zwinglis. Alle Bilder und Reliquien wurden aus den Kirchen entfernt, sogar die Orgeln wurden abgeschafft. Die Schweizer Reformatoren hielten dabei an dem Grundsatz fest, dass die Kirche sich eng an Gottes Wort zu halten habe und eine Kirche sein müsse, die „ständig eine Reform benötigt“ (ecclesia

reformata et semper reformanda). Daraus erwuchs die Struktur der reformierten Kirchen. Sie sind nicht episkopal unter der Leitung eines Bischofs organisiert, sondern presbyterial-synodal: die Gemeinden sind selbstständig und werden vom Kreis der Ältesten geleitet. Ihr Zusammenschluss auf weiteren Ebenen darf diese Eigenständigkeit auch nicht einschränken.

Calvin wirkte in Genf

Etwa eine Generation nach Zwingli in Zürich wirkte Johannes Calvin in Genf. Der ebenfalls strenge Reformator wurde vor allem durch seine *Institutio Christianae Religionis* bekannt, einer Darstellung des reformierten Glaubens, die er erstmals 1534 veröffentlichte und deren letzte Ausgabe aus seiner Hand im Jahr 1560 schließlich vier Bände mit 80 Kapiteln umfasste. In diesem Werk betonte Calvin die Souveränität Gottes, der die Kirche dienen müsse. Da er die Majestät Gottes so ins Zentrum stellte, formulierte er auch die Lehre der „doppelten Prädestination“: Gott allein erwählt oder verwirft den Menschen aus freiem Entschluss. Zudem stellte Calvin eine strenge Ordnung für ein geistgewirktes und geheiligtes Leben in der Gemeinde auf.

Die reformierte Kirche breitet sich aus

Während die Reformation Zwinglis von Zürich aus sich in zahlreichen weiteren Schweizer Städten und dem Elsass ausbreitete, fasste die Genfer Reformation vor allem in Frankreich Fuß. In Deutschland verbreitete sich der Calvinismus nur vereinzelt. Kurfürst Friedrich III. führte 1563 in der Pfalz eine reformierte Kirchenordnung ein, einige weitere Grafschaften wie Bremen, Anhalt und Lippe folgten dem Beispiel. Aus Frankreich, wo die reformierten Gemeinden verfolgt wurden, gelangten einige Flüchtlinge nach Berlin, Brandenburg und in die Nieder-

lande, wo sie französisch-reformierte Gemeinden gründeten. Durch Übersiedlungen und Missionstätigkeit verbreitete sich schließlich die Reformierte Kirche in allen Weltteilen, wo unterschiedliche Zweige der reformierten Bewegung entstanden. Nach den Kirchenunionen des 19. Jahrhunderts im deutschen Staatenbund wurde die deutsche Reformierte Kirche zu einer kleineren Minderheit. In anderen Teilen der Welt behielten die reformierten Kirchen ihren Einfluss, beispielsweise in Südafrika oder auch in den USA, wo sie unter dem Namen Presbyterianer bekannt sind. Die reformierte Theologie der Neuzeit wurde durch den Schweizer Karl Barth (1886–1968) und seine dialektische Theologie geprägt.

Grundlage ist Gottes Wort

Ganz im Sinne von Zwingli und Calvin sieht die Reformierte Kirche ihre einzige Lehrgrundlage im Wort Gottes und nennt sich offiziell auch „Nach Gottes Wort reformierte“ Kirche. Während im Luthertum daneben auch die Bekenntnisschriften eine wichtige Rolle spielen, kennt man in der Reformierten Kirche keinen festen Kanon der Bekenntnisschriften. Bis heute aber haben der Heidelberger Katechismus von 1563 oder die Barmer Theologische Erklärung von 1934 eine wichtige Bedeutung.

Reformierte Kirche in Deutschland

Nur die Lippische Landeskirche und die Evangelisch-reformierte Kirche haben unter den evangelischen Landeskirchen in Deutschland ein ausdrücklich reformiertes Bekenntnis. Die Evangelisch-reformierte Kirche ist keine Territorialkirche. Ihre 140 Gemeinden sind hauptsächlich in Ostfriesland und Bayern verteilt. Ihre presbyterial-synodale Struktur belässt den Gemeinden eine hohe Eigenständigkeit. So werden die Pfarr-

stellen direkt von den Kirchengemeinden und nicht durch übergeordnete Kirchenleitungen besetzt. Nur wenn Gemeinden bestimmte Fragen nicht selbst regeln können, wird die Entscheidung auf der nächsthöheren Ebene gefällt. Dies sind zunächst die Synodalverbände, die ihrerseits Vertreter für die Gesamtsynode bestimmen. Ein sogenanntes Moderamen, das gewählte Vorstandskollegium der Synoden, führt die Geschäfte der Kirchen zwischen den Synodaltagungen. In Deutschland ist der Reformierte Bund Dachverband aller reformierten Gemeinden. Ihm gehören die beiden reformierten Landeskirchen sowie einzelne reformierte Gemeinden in den anderen Landeskirchen, aber auch die Evangelisch-altreformierte Kirche in der Grafschaft Bentheim an. Der Bund repräsentiert etwa zwei Millionen Reformierte und wird durch die alle zwei Jahre stattfindenden Hauptversammlungen geleitet. Das Moderamen mit einem Moderator an der Spitze vertritt den Bund zwischen den Tagungen. In Österreich gibt es neun reformierte Pfarrgemeinden mit rund 14 000 Mitgliedern, während in der Schweiz die Reformierten mit rund 2,4 Millionen Christen in 24 Kantonalkirchen stark vertreten sind.

Marc Witzenbacher

Kommunikationsformen im Gottesdienst

Der Gottesdienst ist keine Lehrveranstaltung. Er ist, wie wir im letzten Monat gesehen haben, ein Dialog zwischen Gott und Mensch, ein ganzheitlicher Austausch, der nicht nur unseren Verstand, sondern ebenso das Gefühl, unser Herz und unsere Seele anspricht und sprechen lässt. Und er ist zudem Feier. Auf welchen Wegen, in welchen Formen geschieht konkret dieser Dialog im Gottesdienst?

Wort Gottes

Unserem liturgischen Tun liegt stets voraus, dass Gott uns angesprochen hat und uns anspricht. Das Christentum ist eine Offenbarungsreligion, sie geht von einer grundlegenden, vorausgehenden Interaktion Gottes mit der Welt aus. Seit der Schöpfung gibt sich Gott, bei aller „Verborgenheit“, die der Welt Freiheit ermöglicht, immer wieder zu erkennen. Die Bibel ist im Alten wie im Neuen Testament Zeugnis dieser Erfahrungen der Menschen, ist Glaubenszeugnis.

Von daher ist das Lesen aus der Hl. Schrift grundlegend für alle Gottesdienste der Christenheit, wenn auch sicher mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen – speziell in den einzelnen Konfessionen. Aber diese Schrift ist kein Bericht, sondern Glaubenszeugnis, Zeugnis von Gottes Wirken in der Welt. Dieses Handeln ist aber nicht nur eines in Zeichen und Wundern (etwa an Israel in seiner Geschichte), sondern auch in wirklicher Sprache, etwa durch „Mose und die Propheten“. So hören wir in einer alttestamentlichen Lesung nicht nur Gott zu seinem Volk Israel sprechen, sondern immer auch zu uns im Hier und Jetzt. Ganz deutlich wird dies beim Evangelium, wo Gott in Jesus Christus direkt zu uns spricht, sodass wir auch rituell, etwa durch Kerzenbegleitung, Beweihräucherung und Halleluja-Ruf, den gegenwärtigen Christus ehren.

Die Predigt ist – bei aller Unterscheidung zur Schriftlesung – ein weiteres Mittel der Verkündigung, um Gottes Sprechen in unsere Zeit und unsere Situation zu übertragen und hier wirksam werden zu lassen.

Sakramentale Handlungen und Zeichen

Wir glauben ferner, dass Ähnliches in den rituellen Handlungen geschieht, speziell in den sakramentalen Handlungen und Zeichen. Auch in ihnen spricht Gott mit uns, wirkt an uns, verändert uns.

Die lange existierende, landläufige Unterscheidung zwischen den Konfessionen, dass die evangelische Kirche eine Kirche des Wortes und die katholische eine Kirche der Sakramente sei, ist heute weder in der Praxis noch in der theologischen Grundlegung noch tragfähig – bei allen Schwerpunktsetzungen, die weiterhin bestehen. Denn heute ist in der Theologie klar, dass Wort und Sakrament ähnlichen Kommunikationscharakter haben und aufeinander verwiesen sind.

Die von Karl Rahner stammende Verhältnisbestimmung von Wort und Sakrament ist heute selbstverständlich: „Das Grundwesen des Sakramentes ist das Wort.“ Er meint damit, dass das Sakrament nichts anderes darstellen kann als die absolute Heilzusage Gottes im Leben der Gläubigen. Nicht das Bewirkte, nicht die Gnade unterscheidet sich bei Wort und Sakrament, sondern die Art der Aufnahme durch den Menschen. Der Inhalt von Wort wie Sakrament kann aber nur Jesus Christus selbst sein, den der Prolog des Johannesevangeliums als „Wort Gottes“ bekennt: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ (Joh 1, 14) Diese Fleischwerdung des Wortes ist das grundlegende Sakrament, aus dem alle anderen sakramentalen Vollzüge der Kirche erst resultieren. Das Hören des Wortes Gottes wie die Feier und der Empfang der Sakramente sind Begegnungen mit Jesus Christus selbst, der die Gläubigen, denen er begegnet, nicht unverändert zurücklässt, sondern an ihnen wirksam handelt.

Und so ist im Gottesdienst eine Handauflegung, ein Handausstreckung über Menschen, eine Salbung, ein Übergießen mit Wasser, aber auch jede Segnung wirkliches Handeln Gottes an uns, das uns verändert – wie das Wort und zusammen mit dem Wort, das es begleitet.

Antwort im Gebet

Auch unser Antworten im Gottesdienst bedient sich vielfältiger Ausdrucksformen und Kommunikationsmittel. Ein grundlegendes Mittel unserer Antwort ist das Gebet, mit dem wir Gott loben und preisen. Auch wenn in unseren Gottesdiensten Gebete oftmals vom Vorsteher (etwa dem Priester) im Namen der versammelten Gemeinde gesprochen werden, so sollen wir es doch innerlich mit vollziehen, um am Ende unser Amen sprechen zu können. Feierliche Gebete wie das eucharistische Hochgebet oder der Lobpreis über dem Taufwasser haben einen lobpreisenden und einen gedenkenden Abschnitt, bevor das Gebet in die Bitten übergeht. Das ist wichtig, weil unsere Antwort nicht nur im Bitten besteht, sondern immer auch in der Anerkennung der Größe Gottes und in der Dankbarkeit für sein Heilshandeln. Lobpreis, Dank, Gedenken und Bitte sind also alle Dimensionen unserer Antwort auf Gottes Zusage an uns. Vielfach betet auch unser Körper mit, sind unsere Leiblichkeit und unser Stehen, Sitzen, Knien oder Schreiten Formen, mit denen wir beten.

Gesänge und ihre Tiefenwirkung

Eine weitere gottesdienstliche Kommunikations- und Ausdrucksform sind die Gesänge. Das Singen beinhaltet eine stärkere Körperlichkeit, ermöglicht leichter Gemeinsamkeit und bringt oft Gefühle in uns zum Klingen. Inhaltlich stehen Gesänge nicht nur auf der Seite der „Antwort“ in unserem Dialog mit Gott, sondern kennzeichnen oft ein Zwischen, das wir mit Diabase bezeichnet haben. Denn mit Gesängen verarbeiten wir oft Gehörtes, verinnerlichen es und lassen es in uns wirksam werden. Zugleich sind Gesänge auch Antwort, wenn sie Lobpreis und Bitte eine Sprache geben. Und gegenüber dem Gebet des Vorstehers haben sie das große Plus, dass sich alle an ihnen

beteiligen können. Durch ihre Memorierbarkeit in Melodie und Reim sind sie leicht erlern- und damit wiederholbar. Vielen fällt in schwierigen Situationen oder auch in größter Freude eine Liedzeile ein, die ihren Glauben ausdrücken oder zum Halt werden kann.

Friedrich Lurz

Selige des Monats: Anna Katharina Emmerick

Anna Katharina Emmerick wird gerne als „Mystikerin des Münsterlandes“ bezeichnet und ist für viele bis heute eine Quelle der Inspiration für die eigene Spiritualität und christliche Existenz. Anna Katharina Emmerick wurde am 8. September 1774 als fünftes von neun Kindern einer armen Landwirtschaftsfamilie in der Bauernschaft Flamschen in Coesfeld geboren. Als ältestes Mädchen musste Anna Katharina schon früh im Haushalt und auf dem Hof mitarbeiten. Zur Schule konnte sie nur vier Monate gehen, doch nutzte sie jede freie Minute zum Lesen. Zudem besuchte sie oft die Kirche.

Sehen in Bildern

Sehr früh zeigte sich die sogenannte „eidetische Begabung“ Anna Katharinas. Dies bedeutet, sie sah alles in Bildern und konnte diese auch im Gedächtnis speichern. Was sie hörte oder was sie gelesen hatte, blieb ihr in Bildern gegenwärtig. „Wenn man vom Christkindchen erzählte, machte ich die Augen zu und sah alles vor mir“, berichtete sie selbst. Zudem war sie ungewöhnlich sensibel für die Not und das Leiden der armen Menschen. Das Wenige, das sie selbst hatte, teilte sie mit den Notleidenden. Ihre Kraft schöpfte sie aus den häufigen Besu-

chen der Gottesdienste. So entstand schon früh bei ihr der Wunsch, in ein Kloster einzutreten. Doch ihre Eltern widersetzten sich hartnäckig diesem Wunsch, denn Klöster standen nur wohlhabenden Schichten offen, was eine hohe Mitgift für den Eintritt voraussetzte. Diese konnten sie sich nicht leisten.

Arbeit als Näherin

Anna Katharina war aber auf Dauer der harten Arbeit auf dem Hof nicht gewachsen. So machte sie bei einer Näherin in Coesfeld eine Ausbildung. Als 20-Jährige kehrte sie wieder ins elterliche Haus zurück, wo ihr der Vater einen Raum baute, in dem Anna Katharina wohnen und arbeiten konnte. Ihre Nährarbeiten waren sehr gut gefragt, sodass sie sich sogar einige Ersparnisse zulegen konnte. Ihren sehnlichsten Wunsch, in ein Kloster einzutreten, hatte sie noch nicht aufgegeben. Als sie hörte, dass ein Kloster in Münster eine Organistin suchte, sah sie eine Chance und traf eine mutige Entscheidung. Sie gab ihren Beruf auf und ließ sich in Coesfeld bei einem Organisten, dessen Frau gestorben war, als Haushälterin anstellen. Als Entgelt vereinbarte sie, von ihm das Orgelspiel zu lernen. Ihr Plan ging aber nicht auf, denn im Haus des Organisten gab es zu viel Arbeit und kaum Geld, um Anna Katharina in ihrem Wunsch zu unterstützen. Doch sie ließ nicht nach und führte ein tiefgründig spirituelles Leben. Oft betete sie vor dem sogenannten „Coesfelder Kreuz“ in der Lambertikirche und verbrachte, sobald es möglich war, ihre Zeit im Gebet.

Eintritt ins Kloster

Schließlich konnte sie auch die Tochter des Organisten, Clara Söntgen, für einen Eintritt ins Kloster begeistern. Da Clara als Lehrerin und Organistin ausgebildet war, konnte sie im Augustinerinnenkloster Agnetenberg in Dülmen eintreten. Clara be-

stand aber darauf, nur mit Anna Katharina gemeinsam ins Kloster zu gehen. So wurden im Jahr 1802 schließlich beide Frauen in das Kloster aufgenommen. Doch das Klosterleben wurde für Anna Katharina zu einer harten Prüfung. Die Mitschwestern ließen sie auf vielfältige Weise spüren, dass sie nicht gewünscht war. Sie hatte nur eine winzige Stube als Zelle. Doch Anna Katharina war glücklich. Das Kloster bot ihr die Möglichkeit, zu beten und täglich die Messe zu besuchen. Ihre persönliche Erfahrung der Liebe Gottes drängte sie auch dazu, diese Liebe radikal an die Nächsten weiterzugeben. Doch wurde Anna Katharina schwer krank. Sie litt an einer Lungenkrankheit, außerdem erlitt sie einen schweren Unfall. Aber trotz ihrer Krankheit und Einschränkungen arbeitete sie weiter.

Wundmale werden sichtbar

Im Zuge der Säkularisation wurde das Kloster aufgelöst, 1811 verließ Anna Katharina als letzte Schwester das Kloster und konnte als Haushälterin eines französischen Geistlichen in Dülmen arbeiten. Während dieser Zeit wurden zum ersten Mal Wundmale auf ihrem Körper sichtbar. Sie wurde immer schwächer und war schließlich bettlägerig. Insgesamt verbrachte sie zwölf Jahre im Krankenbett. Anna Katharina wollte diese Zeit eigentlich im Gebet verbringen, doch besuchten sie immer mehr Menschen, denn durch eine Indiskretion war ihre Stigmatisierung öffentlich geworden. Von den einen wurde sie als Heilige verehrt, von den anderen als Sensation bewundert. Aufgrund der großen Öffentlichkeit, die Anna Katharina nie gesucht hatte, kam es zu mehreren kirchlichen sowie staatlichen Untersuchungen, doch es wurde keinerlei Betrug festgestellt. Für viele Menschen war Anna Katharina eine große Stütze und Hilfe. Einer von ihnen war Clemens Brentano, dessen Lebensaufgabe es schließlich wurde, die Leiden und Visionen Anna Katharinas aufzuzeichnen. Vier Bücher hat er dazu veröffentlicht.

2004 wurde sie seliggesprochen

Anna Katharina Emmerick starb am 9. Februar 1824 und wurde auf dem allgemeinen Stadtfriedhof von Dülmen beigesetzt. Der Seligsprechungsprozess wurde 1892 eingeleitet und 1928 vorläufig eingestellt, 1973 wurde das Verfahren wieder aufgenommen. Seit 1975 ruhen ihre Reliquien in der Heilig-Kreuz-Kirche in Dülmen. Am 3. Oktober 2004 wurde Anna Katharina von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen. Ihr Gedenktag ist der 9. Februar.

Marc Witzenbacher

Welttag der Kranken

Am 11. Februar 2020 wird weltweit der Welttag der Kranken begangen. 1993 hatte Papst Johannes Paul II. den Tag eingeführt. Der Welttag widmet sich den Kranken, an die an diesem Tag besonders gedacht werden soll. Zudem steht der Welttag der Kranken im Zeichen des Gebetes für die kranken Menschen. Aber auch diejenigen, die sich in ihrer Familie, beruflich oder ehrenamtlich für Kranke einsetzen, stehen am Welttag im Blickfeld. Im Petersdom feiert der Papst einen Gottesdienst, in dem er für alle kranken Menschen betet und zu diesem Tag eine Botschaft an die Welt richtet. Zudem bietet der Tag die Möglichkeit, sich in vielfältigen Veranstaltungen mit dem Thema Krankheit auseinanderzusetzen. Der Welttag der Kranken fällt stets auf den Gedenktag Unserer Lieben Frau in Lourdes und stellt damit auch eine enge Verbindung mit dem Wallfahrtsort her, den besonders die Kranken aufsuchen.

Marc Witzenbacher

Mittelmeerkonferenz in Bari

Wenn sich vom 19. bis 23. Februar in Bari die Bischöfe aller Uferstaaten des Mittelmeeres treffen, stehen drängende Fragen im Mittelpunkt. Gemeinsam mit Papst Franziskus wollen sich die Bischöfe nach Art einer Synode mit den Themen Europa, Migration und Flucht auseinandersetzen. „Friedensgrenze Mittelmeer“ lautet das Motto des Treffens, das den Höhepunkt einer Mittelmeer-Initiative der katholischen Kirche darstellt. In den Tagen in Bari soll es darum gehen, „was Gott heute von der Kirche im Mittelmeerraum verlangt“, wie Gualtiero Kardinal Bassetti, Vorsitzender der italienischen Bischofskonferenz, bei der Ankündigung der Konferenz erläuterte. Dabei sehen die Initiatoren gemeinsam mit dem Papst die große Chance im kirchlichen Engagement darin, dass die Kirchen anders als andere Institutionen einen „umfassenden und organischen Blick“ auf die Erfordernisse entwickeln könnten.

Katholizismus vertritt Botschaft der Inklusion

Der Katholizismus vertrete in der Vielfalt der unterschiedlichen Ortskirchen dennoch eine „universale Vision“, wie Bassetti verdeutlichte. Auch wenn die Geschichte von Missverständnissen, Disputen und Grenzüberschreitungen geprägt sei, habe der Katholizismus immer eine „Botschaft der Inklusion und des Dialogs“ vertreten. Die Mittelmeer-Konferenz will nun auch das „prophetische Lehramt“ von Papst Franziskus und seinen „Ökumenismus der Tat“ unterstützen. Damit machte Bassetti deutlich, dass im Zentrum des Treffens zwar die Migrationsfrage stehen soll, sie aber nicht das einzige Thema bleiben werde. Es gehe auch um die Frage, wie die verschiedenen Ortskirchen gemeinsamen einen Beitrag für die soziale Entwicklung, die Überwindung der Ungerechtigkeit sowie einige Friedensaktio-

nen leisten könnten. Mit der Wahl des Wortes „Grenze“ wolle man verdeutlichen, dass es nicht um Trennung, sondern um das Überschreiten des Bestehenden gehe.

Europa nicht nur vom Norden her denken

Für die katholischen Bischöfe des Mittelmeerraumes steht dabei das gesamte Projekt Europa auf dem Spiel. Man dürfe Europa nicht nur von seinem Norden her denken, sondern müsse eine ganzheitliche und gemeinsame Sicht auf den Kontinent entwickeln. Würden vor allem die nördlichen reicheren Staaten Europa dominieren, dann gerate das Miteinander in ein gefährliches Ungleichgewicht. Die Kirche habe auch die Aufgabe, die spirituellen und kulturellen Wurzeln Europas wieder neu ins Bewusstsein zu rufen. Im Mittelmeerraum leben rund 500 Millionen Menschen, wobei am Nordufer des Mittelmeeres sieben Mal mehr produziert wird als im Süden. Die Konferenz will auch in dieser Hinsicht zu einer Annäherung der beiden Ufer beitragen.

Bari als symbolträchtiger Ort

Die Wahl des Ortes Bari hat schon eine gute Tradition. In der Adriastadt ruhen die Reliquien des heiligen Bischofs Nikolaus, der sowohl im östlichen Mittelmeerraum als auch in der Orthodoxie hochverehrt wird. Daher ist Bari prädestiniert für solche ökumenischen und verbindenden Ereignisse. Im Jahr 2018 hatte Papst Franziskus zu einem Friedens- und Gebetstreffen für den Nahen Osten nach Bari eingeladen. Zu den Teilnehmern gehörten damals der Ökumenische Patriarch Bartholomaios I. sowie zahlreiche weitere Vertreter der Ostkirchen. Auch die Konferenz „Friedensgrenze Mittelmeer“ soll unterschiedliche Traditionen vereinen. An zwei Klausurtagen wollen sich die Bischöfe intensiv beraten, sich dann aber auch mit Vertretern

zahlreicher internationaler Organisationen austauschen. Zum letzten Tag des Treffens wird Papst Franziskus anreisen und in Bari einen öffentlichen Gottesdienst feiern.

Marc Witzenbacher

Gottesdienste im ZDF

- Sonntag, 2. Februar 2020 – 9.30 Uhr,
St. Nikolaus, Zwiesel (kath.)
- Sonntag, 9. Februar 2020 – 9.30 Uhr,
Oranier-Gedächtnis-Kirche, Wiesbaden (ev.)
- Sonntag, 16. Februar 2020 – 9.30 Uhr,
Pfarre Zeltweg, Zeltweg (kath.)
- Sonntag, 23. Februar 2020 – 9.30 Uhr,
St. Peter, Ergolsbach (kath.)

DOMRADIO

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im DOMRADIO ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt DOMRADIO wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf www.domradio.de.
- Sonntags um 10 Uhr überträgt DOMRADIO einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf www.domradio.de. Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie DOMRADIO unter Tel. 0221 / 258860.

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

März 2020

Mit den Psalmen
bitten

Ich rufe dich an, denn du, Gott, erhörst mich.
Wende dein Ohr mir zu, vernimm meine Rede!

Psalm 17, Vers 6

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Der Sämann (De zaaier)

Vincent van Gogh (1853–1890), Arles,

ca. zwischen 17.–28. Juni 1888,

Öl auf Leinwand (Oil on Canvas), 64,2 x 80,3 cm

© stichting kröller-müller museum, postbus / p.o.box 1,
6730 AA Otterlo (The Netherlands),

Foto: Kröller-Müller Museum – Rik Klein Gotink

Vincent Willem van Gogh wurde am 30. März 1853 als Sohn eines reformierten Pastors und seiner Frau in den südlichen Niederlanden geboren. Nach seiner Schulzeit scheiterten mehrere Versuche der Ausbildung als Kunsthändler, Lehrer oder Prediger. Schon seit der Schulzeit zeichnete Vincent, ab 1880 aber entschloss er sich, Maler zu werden. Weitgehend autodidaktisch entwickelte er seine Kunst und wurde stark von sozialen Missständen angetrieben, die er in dunklen Farben darstellte, um Solidarität zu erzeugen („Kartoffelesser“, 1885).

Sein Umzug nach Paris im Februar 1886 und seine Bekanntschaft mit modernen Malern und ihren Werken, aber auch der Einfluss japanischer Farbholzdrucke, bewirkten eine Aufhellung seiner Farbpalette. Von nun an wurde die Farbe sein wichtigstes Ausdrucksmittel.

Im Februar 1888 ging er nach Arles. Der Kontakt zur Landschaft außerhalb der Großstadt und die Sonne Südfrankreichs führten ihn zu seiner eigenen Malweise. In 15 Monaten entstanden rund 200 Gemälde, viele davon unumstrittene Meisterwerke der Weltkunst. Unser Titelbild ist in dieser Zeit entstanden.

Van Gogh litt Zeit seines Lebens gesundheitlich und finanziell. Er kaufte lieber Malmaterial oder Alkohol als Essen oder Medikamente. Sein psychischer Zustand war labil. 1889 lieferte er sich in die Nervenheilanstalt von Saint-Rémy ein. Obwohl er dort weiter malte, fühlte er sich gefangen und siedelte nach Auvers bei Paris um. Am 27. Juli 1890 unternahm er dort einen Selbstmordversuch und starb zwei Tage später.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Man bittet Gott um vieles. Um Beistand, Gesundheit, in Anliegen anderer Menschen. So wichtig all dies, besonders Letzteres. Füreinander zu beten, ja, für Menschen zu beten, die das selbst nicht können: das geht immer. Und: Es hilft immer – schon allein dadurch, dass von einer Notlage Betroffene Solidarität spüren können. Das kommt auch in vielen Einträgen auf unserer Website zum Ausdruck, wo Sie ganz unten unter „Service / Ihr Gebet“ eine Möglichkeit finden, Ihr persönliches Gebetsanliegen einzustellen. Es wird an die Klarissen in Kevelaer weitergeleitet, die seit Jahren in den Anliegen unserer Leserinnen und Leser beten. Ich möchte der Schwesterngemeinschaft an dieser Stelle herzlich dafür danken.

Für mich kam das Bitten in den Psalmen – früher, als ich begann, öfter darin zu lesen – fast zu wenig vor. Mit der Zeit aber trat in meinen Blick, *welche* Bitten in den Psalmen formuliert wurden. Große persönliche Bedeutung hat für mich Psalm 27 gewonnen. Schon in jungen Jahren blieb der Anfang hängen: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil: Vor wem sollte ich mich fürchten?“ Mit der Zeit freilich waren es die Bitten in den Versen 4 und 7–9, die sich mir eingepägt haben. Jeden Tag im Haus Gottes, in seiner bergenden Gegenwart zu wohnen, seine Freundlichkeit zu schauen: Das lässt mich atmen. In lebendige Kommunikation mit ihm zu finden, das gibt Perspektive: Da hört mich jemand, antwortet, weist mir den Weg. Vor allem aber: Ich fühle mich gesehen. „Das Angesicht suchen“, das meint ursprünglich, um eine Audienz beim Herrscher ersuchen. Auf menschliches Gottsuchen übertragen, heißt das viel mehr. Eh *ich* ihn suche, schaut *er mich* an. Immer wieder trifft mich sein Blick. So wächst Vertrauen, dass ich *bitten* kann.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Saat aus Licht

Im Juni 1888 malte Vincent van Gogh das Ölgemälde „Der Sämann“, das heute im Kröller-Müller Museum in Otterlo in den Niederlanden hängt. Ausgangspunkt war für ihn das gleichnamige Bild von Jean-François Millet aus dem Jahr 1850, das van Gogh über alle Maßen schätzte. Sein Ziel war es, dieses Bild mit den Mitteln der Farbe neu umzusetzen. Er war aber mit dem Ergebnis dieser Umsetzung nicht zufrieden und schuf zwei weitere Fassungen (ohne die Sonne) und schließlich eine ganz neue Komposition, die in zwei Fassungen erhalten ist.

Malen wie im Rausch

Trotzdem ist „Der Sämann“ ein Meisterwerk, das uns exemplarisch die Malweise van Goghs zeigt, wie er sie bis zur Zeit in Arles entwickelt hatte. Das Sujet des Landlebens hat er hier aus seiner holländischen Zeit wieder aufgenommen, ebenso die religiösen Inhalte, auf die wir noch zurückkommen werden. In Paris hatte er die Pointillisten kennengelernt, die mit kleinen regelmäßigen Farbtupfern in reinen Farben arbeiteten. Die Farbmischung entsteht hier erst im Auge des Betrachters und führt zu einer größeren Leuchtkraft der Farben. Van Gogh hatte in Paris mit dieser Technik experimentiert, hier in Arles aber seine eigene Umsetzung gefunden: Er malt keine kleinen Punkte, sondern grobe, pastöse Farbstriche. In verschiedenen Schichten setzt er kontrastreiche Farben direkt auf- und nebeneinander. Das Bild lebt von diesen vibrierenden Farbkontrasten. Dabei arbeitet van Gogh gerne mit Komplementärkontrasten; der obere Teil mit Sonne, Himmel und Kornfeld lebt hier von Gelbtönen, während der untere Teil des umgepflügten Ackers mit der Komplementärfarbe Violett übersät ist. Er konnte dadurch spannungsvolle Harmonien erzeugen, mit denen sich „die Zuneigung zweier Liebender durch die Verbindung zweier Kom-

plementärfarben, ihr Einssein und ihr Gegensatz, die geheimnisvollen Schwingungen verwandter Farbtöne“ (so van Gogh in einem Brief) zum Ausdruck bringen ließen. Gewiss sind seine Bilder sorgsam komponiert und entworfen, aber der Farbauftrag entstand manchmal wie im Rausch, er trug die Farben oft unverdünnt direkt aus der Tube auf (am Ende seines Lebens aß er sie sogar), die kurzen, nervös wirkenden Pinselstriche treten dreidimensional auf dem Malgrund hervor, und erzeugte dadurch eine Malweise, die wie fiebrig wirkt.

Die Arbeit des Säckmanns

Dargestellt ist die winterliche Arbeit des Säckmanns, der aber im Gegensatz zu Millet's Vorbild hier nur klein in der rechten Bildhälfte in weiter Schrittstellung dargestellt ist. Er trägt einen Hut und hat den Sack mit dem Saatgut vor den Bauch gebunden, in den er gerade mit der linken Hand greift. Mit der Rechten aber holt er weit aus, um den Samen auszustreuen. Der Acker ist grob umgepflügt und ein kleiner Weg schneidet sich in die unruhige Fläche. Der Bauer wirft einen dunklen Schatten und auch sein Gesicht liegt im Dunkel. Schwarze Krähen schweben über dem Feld und holen sich die Saatkörner. Mehr als zwei Drittel des Bildes sind mit dieser Ackerfläche ausgefüllt. Der obere Teil wird von einer großen chromgelben Sonne beherrscht, die ihre Strahlen über den Himmel aussendet. Es ist ein Sonnenuntergang, den wir hier sehen, aber die Farbenfülle widerspricht der Abenddämmerung (das hat dem Maler später nicht gefallen). Die Horizontlinie wird von der Oberkante eines Kornfeldes gebildet, wobei seitlich ein kleines Bauernhaus mit Bäumen und einige Büsche violett-rote Akzente setzen (*s. Innenkarte*). Der Säckmann bildet eine Brücke zwischen beiden Teilen, seine Augen liegen auf der Höhe des Horizonts. Der Maler kombinierte hier das glutvolle Ende des Tages mit dem Anfang eines neuen Lebenszyklus; eine raffinierte Verbindung voll tiefer Symbolik.

Kreislauf des Ewigen

Für die Interpretation der Bilder von van Gogh sind seine Briefe, vor allem an seinen Bruder Theo, eine wichtige Quelle. Zum Sämann hat er geschrieben, dass er sich *zur Erntezeit* aufs Land begeben hatte, um seine Eindrücke dort festzuhalten. Dadurch erklärt sich wahrscheinlich, dass er gleichzeitig das reife Korn (oben) und den Vorgang des Säens dargestellt hat. Aber darum geht es ihm auch inhaltlich: Er will den Kreislauf von Tagen, Monaten und Jahreszeiten als Metapher des ewigen Lebens zeigen: „dieses Ewige, dessen Symbole der Sämann und die Getreidegarbe sind“.

Van Gogh, der Pastorensohn, wählte häufiger Themen mit biblischem Hintergrund; sicherlich auch hier. Man denkt unwillkürlich an das Gleichnis vom Sämann (vgl. Mt 13, 1–9 par). Van Gogh wollte aber kein explizit religiöses Werk malen, sondern einen symbolischen Ausdruck seiner Grundüberzeugung bieten. Das Gleichnis wird nicht wörtlich umgesetzt (es gibt zwar einen Weg und Vögel, aber keinen felsigen Boden und keine Dornen), doch es geht hier um das Leben, das Gott (für den der Sämann im Gleichnis steht) aussät. Die vielen vibrierenden Farbstriche lassen dieses Leben spüren, es strahlt den Betrachter an durch die Farben des Bildes und deren ungeheure Leuchtkraft. Besonders die Sonne ist Symbol für dieses Leben, das sich ausstrahlt.

Aber van Gogh ging es auch um sein eigenes Tun. Er verstand seine Aufgabe als Maler durchaus so, dass er durch seine Bilder selbst zum Sämann wird und das Wort Gottes, dessen Verkündigung in der Predigt ihm verwehrt wurde, durch seine Bilder die Menschen erreicht und in ihren Herzen Frucht bringt. Der Erfolg seiner Arbeiten gibt ihm recht. Der zu Lebzeiten zwar mehr als das legendäre einzige Bild für umgerechnet 150 Euro verkauft hat, aber niemals auch nur annähernd von seiner Kunst leben konnte, der gehört heute zu den beliebtesten Malern der

Welt, und seine Werke werden zu Rekordbrechern, wenn sie auf Auktionen angeboten werden.

Die Menschen trifft es unmittelbar, ohne dass es irgendeiner Erklärung bedarf, wie aus seinen Bildern das Licht strahlt; es sind Farbfeuerwerke, die zum Herzen sprechen. Seine Kunst ist wie eine Saat aus Licht, die er ausstreut, um uns Betrachter für das Leben zu begeistern, das Gott uns schenkt; auch wenn van Gogh selbst dieses Leben scheinbar wegwarf, vielleicht aber wie der Sämann in der Hoffnung auf neues Leben auswarf.

Heinz Detlef Stäps

Behüte mich wie den Augapfel

Die Bitte des 17. Psalms

Der 17. Psalm (*Text siehe Seite 52f.*) ist das dramatische Bittgebet eines von Feinden bedrängten Menschen. Als Gebet um Gottes Rechtshilfe steht dieser Psalm besonders dem 5. und dem 7. Psalm nahe. Ein Mensch in höchster Not appelliert an JHWH – Jahwe –, den Gott der Gerechtigkeit. Das Gebet greift die Vorstellung auf, dass Adonai im Tempel, seiner königlichen Residenz, allmorgendlich die Rechtsangelegenheiten des Reiches entscheidet. So geht seinem Volk Morgen für Morgen die Sonne auf: Sonne der Gerechtigkeit.

Von Lippen ohne Falsch

An diesen Gott, Geber und Garant der Gerechtigkeit, gut und gütig, die Güte selbst, wendet sich der bedrohte Beter des Psalms, er appelliert an ihn, den Feinden zu wehren und dem Bedrängten Rettung zu verschaffen. So eröffnet der Beter sein Bittgesuch vor dem als „Sonne der Gerechtigkeit“ auf seinem Thron sitzenden Richtergott, zu dessen Audienz („Angesicht“) er zugelassen wurde.

Prüfst du mein Herz

In einem Rechtsverfahren jener Zeit ist der Unschulds- bzw. Reinigungseid ein Mittel der Rechtsfindung. Mit seiner Unschuldsbeteuerung unterwirft sich der Beter dem Richterspruch Gottes. Er hat nichts zu verbergen; in Treue zu Gottes Wort und Weisung hat er sein Leben, gegen alle Zwänge und Widerstände, gewaltlos gelebt.

Den Stern des Auges

Im achten Vers tritt das ganze Ausmaß seiner Not zutage. „Behüte mich wie den Augapfel, den Stern des Auges, / birg mich im Schatten deiner Flügel“! So bittet der Beter. Der „Augapfel“ ist ja nicht irgendein Bestandteil des menschlichen Leibes. Er ist so essenziell wie exponiert. Er ist extrem gefährdet. In der Antike führte eine Verletzung des Augapfels unweigerlich zu Blindheit, mit allen furchtbaren sozialen, mit allen schweren existenziellen Konsequenzen. Da ist die Aggression und Arroganz der Feinde, die „hart“ und „wütend“ den Beter einkreisen, ihn wie im offenen Krieg und wie Raubtiere zu vernichten suchen.

Alles oder nichts

Es geht also um alles. Um alles oder nichts. Für mich. Gibt es aber jemals ein anderes, ein weniger gespanntes Bittgebet? Sind unsere Bitten, unsere Fürbitten im Wortgottesdienst der Eucharistiefeier – eigentlich: Oratio universalis seu fidelium (umfassendes, universales Gebet oder Gebet der Gläubigen) – etwa leidenschaftslose Pflichtübungen, da es ja nicht um mich geht? Da das Wasser ja nicht mir bis zum Halse steht? Da das Unrecht, um dessen Behebung der Herr gebeten wird, nun einmal nicht mich bedroht und trifft? Nicht mich und mein Haus, nicht meine Liebsten, meine Lieben, meine Allernächsten? Sondern nur den Nächsten im Allgemeinen, den Fremden, den frechen, den verdächtigen Fremden gar?

Jeden Morgen geht die Sonne auf

Sonne der Gerechtigkeit, das kennen wir inzwischen aus dem katholischen Gesangbuch. Noch früher aber, im dritten oder vierten Schuljahr, lernte ich ein anderes Sonnen-Lied kennen: „Jeden Morgen geht die Sonne auf“. Ein in der NS-Zeit entstandenes, noch heute beliebtes Lied in volksliedhaftem Ton.

Katholische Grundschule! Herr Hombach, unser Klassenlehrer, brachte es uns bei. Mir gefiel es sehr. Bei einer Autofahrt schmetterte ich stolz, was ich da neu gelernt hatte, korrekt, mit allen Strophen. Die leise distanzierte Reaktion unseres Vaters, unserer Eltern, erstaunte uns. War in jenem Lied nicht etwa die Rede von der „schönen, scheuen Schöpferstunde“? Also: alles gut? Gut katholisch, so genau wusste ich es nicht, jedenfalls gut christlich? Unsere Eltern insistierten nicht. Sie ließen uns die Freude. Sie waren engagierte Mitglieder der katholischen Jugend gewesen in jenen Jahren. Ja, sie deuteten ihre Bedenken an. Und so habe ich wohl, damals noch keimhaft, etwas gelernt. Und, ja, ich mag dieses ‚schmissige‘, dieses eingängige, dieses marsch-mäßige Morgen-Lied noch heute. Es kommt mir oft in den Sinn. Aber es bleibt ein Zweifel.

Der Enkel

Es soll hier nicht um Hermann Claudius (1878–1980) gehen, den politisch irrlichternden Dichter, immerhin Enkel von Matthias Claudius, und nicht um sein „Gelöbnis treuer Gefolgschaft“ zu Adolf Hitler im Jahre 1933, und auch nicht um sein Tun und Lassen davor und danach. Furchtbar, wie verführbar und blind wir alle sind. Es ist aber wohl nicht uninteressant, dass von ihm, allerdings zwei Jahrzehnte früher, nämlich aus dem Jahr 1914, die Worte der seit Langem informellen Hymne der deutschen Sozialdemokratie stammen, „Wann wir schreiten Seit an Seit“. Die auch von anderen politischen Strömungen zunächst gerne genutzt wurde. Hauptsache, begeistern! Nicht so wichtig, wofür.

Jeden Morgen geht die Sonne auf

Biblisch gesehen, geht es um etwas anderes, es geht nicht einfach um den immer gleichen Zauber der erwachenden Natur,

auch wenn er poetisch zur Schöpfung überhöht wird, sondern um die jeden (faulen) Zauber entzaubernde, rechtsprechende, den Machtlosen rettende Macht Gottes. Die heutige Bibelwissenschaft geht davon aus, dass das Bittgebet des verfolgten, ohnmächtigen Bittstellers gottesgewiss endet. Nicht die Frevler und ihre Nachkommen, sondern Gottes Schutzbefohlene, die Geschädigten und Gedemütigten, sie werden gesättigt werden – vom Herrn.

Morning has broken

Die Morgensonne, sie hat Nebel und Finsternis und Gewölk aufgebrochen. Das ist ja nur natürlich. Doch dass Gottes Licht unsere Verließe öffnet, unsere Dunkelheiten überwindet, das ist nicht normal. Da spricht alles dagegen. Dass mein Aufwachen kein Schrecken, kein Aufschrecken wird, wie kann das sein? „Ich aber will in Gerechtigkeit dein Angesicht schauen, / mich sattsehen an deiner Gestalt, wenn ich erwache.“ Morning has broken. Die biblische Hoffnung siegt.

Susanne Sandherr

„Wie heißt das Zauberwort?“

Vom Bitten und Vertrauen

In unserer Kindheit war die mit dem „Zauberwort“: „bitte!“ zu beantwortende Eltern- bzw. Erwachsenenfrage: „Wie heißt das Zauberwort?“ nach meiner Erinnerung kein gängiges Erziehungsmittel. Dass wir nicht zu fordern hatten, sondern, bestenfalls, zu bitten, lernten wir dennoch früh.

Das zauberkräftige Wort

Was ist ein „Zauberwort“? Nach Auskunft des Deutschen Wörterbuchs von Jacob und Wilhelm Grimm ist damit „das zauberkräftige Wort [gemeint], meist eine Anzahl formelhaft zum Zauberspruch gehöriger Worte, auch der ganze Zauberspruch“. Ob mir das Wort „Zauberwort“ in den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder begegnet ist, weiß ich nicht mehr. Aber wohl eher nicht, in Hauffs Märchen dann aber schon. Vor allem aber war es mir vertraut und lieb aus dem Eichendorff-Gedicht „Wünschelrute“, das unsere Mutter meiner Schwester ins Poesiealbum schrieb: „Schläft ein Lied in allen Dingen, / Die da träumen fort und fort; / Und die Welt hebt an zu singen, / Triffst du nur das Zauberwort.“

Ich bitte dich

Neben Eichendorffs verheißungsvollen Zeilen hat sich in mir ein ganz anderer dichterischer Text festgesetzt, in dem es nicht nur um das Zauberwort geht, das alle Dinge, die ganze Welt, aus Schlummer und Stummheit und Starre weckt und zum Klängen bringt, sondern ausdrücklich um das Zauberwort: „bitte!“, das ja nur die Ein-Wort-Kurzform des ‚ganzen Zauberspruchs‘ ist: „Ich bitte dich ...!“

Die Spitzin

Im Lesebuch der „Quarta“, der dritten Klasse des Gymnasiums, entdeckten wir Marie von Ebner-Eschenbachs literarisch und psychologisch großartige, und großartig nüchterne Erzählung „Die Spitzin“, in der es um vieles geht, letztlich aber um das Bitten. Es geht um grausamen Ausschluss und tödlichen Groll, um Not und Gewalt, um Leben und Tod, um Verhungern und Verhungernlassen. „Provi“, das verachtete Findelkind, der von

allen herumgestoßene, hart gewordene Halbwüchsige, lernt bitten, für ihn eine innere Unmöglichkeit, lernt bitten für ein Wesen, das noch viel bedürftiger ist als er selbst und für das er, wider alle Wahrscheinlichkeit, wider Willen, Verantwortung übernimmt. Die Erzählung endet in einem dramatischen Finale – in einer Bitte.

Für-Bitte

„Die Wirtin, die am Herde stand, wandte sich ... ‚Grad zum Fürchten‘ sah der Bub aus, und seine Stimme klang so rau und hatte etwas so Schmerzhaftes, als ob ihr Ton die Kehle zerrisse, durch die er gepresst wurde: ‚Schoberwirtin, Frau Schoberwirtin, i bitt um a Müalch.‘“ Für sich selbst zu bitten, war „Provi“ unmöglich; zu bitter, bitter-böse, seine Lebenssumme. Bitten setzt ja Vertrauen voraus, „Bittet, und es wird euch gegeben“ (Mt 7,7), und zu solchem Vertrauen hatte der herumgestoßene, missachtete und misshandelte Junge in Marie von Ebner-Eschenbachs Erzählung, nach menschlichem Ermessen, keinen Grund. Der schmale Grund, der das Bitten hier dennoch möglich macht, der schmale Grat, der die Bitte und den Bittenden trägt, ist die einst erfahrene, wie auch immer ihrerseits schmale, Fürsorge der „Schoberwirtin“. Sie trägt nun die eigene, zuerst ganz widerwillige Sorge um den Schwächeren, um das Junge der erschlagenen „Spitzin“. „Provi Kirchhof“, geschlagen und Schläger, unschuldig schuldig, lernt vertrauen, lernt bitten, eine andere, für einen anderen: Bitte als Für-Bitte.

Vom Vertrauen

Wie heißt das Zauberwort? Als alltäglich-spielerisches Einüben von Bescheidenheit und Dankbarkeit, Rücksicht und Vertrauen hat dieses kleine Frage-und-Antwort-Ritual zwischen Eltern und kleinen Kindern wohl seine Berechtigung. Zum Erwachsenwer-

den gehört dann wohl, den magischen Rest zu überwinden und das Vertrauen zu bewahren. Ein Wunder.

Susanne Sandherr

Das Fürbittgebet

Was bewirkt unser Gebet? Hat es einen Sinn, dass wir Gott um bestimmte Dinge bitten? Können wir mit unserem Gebet den Lauf der Geschichte beeinflussen? Was nützt es, wenn wir für andere beten? Wer betet, wird sich diese Fragen stellen, haben doch die Bitte für das eigene Leben und die Fürbitte für andere auch einen festen Platz im liturgischen Leben der Kirche, gerade im Stundengebet. Viele Bitten, die wir aussprechen, werden erfüllt, doch oft scheinen unsere Gebete ohne Wirkung zu sein, bleiben scheinbar ungehört. Auch wenn es keinen Automatismus der Gebeterhörnung gibt und keine Form des Gebets „wirksamer“ ist als eine andere, hat das Bittgebet und das Gebet für andere nicht nur seine Berechtigung, sondern ist wesentlicher Ausdruck der christlichen Existenz.

Gebet als Beziehung

Das christliche Gebet lebt aus der Beziehung des Menschen zu Gott, wie es im *Katechismus der katholischen Kirche* heißt (KKK 2564). In der Fürbitte zeigt sich unsere Abhängigkeit von Gott. Das Gebet stärkt uns in dem Vertrauen, dass wir in seinen Händen geborgen sind. In diesem Sinne hat auch Jesus selbst zu beten gelehrt. Er übergibt sich dem Willen des Vaters und vertraut ihm selbst auf dem Weg in den Tod am Kreuz. Darin zeigt sich, dass das Bittgebet und die Fürbitte vor allem auch eine Wirkung für die Betenden selbst besitzen. Im Kleinen Katechismus hat Martin Luther dies am Beispiel des Vaterunsers

verdeutlicht. Die zweite Bitte des Gebets Jesu lautet „Dein Reich komme!“ Warum sollten wir Gott um etwas bitten, was er auch ohne unser Bitten umsetzen wird? Luther erklärt dies so: „Wir bitten in diesem Gebet, dass es auch zu uns komme.“ Unser Bittgebet ist nicht dazu da, Gott zu überzeugen. Indem wir bitten, öffnen wir uns für sein Reich und bereiten uns auf sein Kommen vor.

Unser Gebet wird erhört

Mit unseren Fürbitten werden keine Wünsche erfüllt, sondern uns wird im Gebet bewusst, dass wir nicht ins Leere reden. Gott erhört jedes Gebet. Der Sinn des Gebetes liegt nicht darin, unseren Willen durchzusetzen, sondern eins mit dem Willen Gottes zu werden und damit unsere Beziehung zu Gott zu festigen. Unsere Gemeinschaft mit Gott lebt nicht von vorgefassten Vorstellungen und Idealen, sondern von dem Neuen, Andersartigen. Das Gebet ist offen für die Fremdheit Gottes. Und das Beten rückt unsere Sicht wieder zurecht. Wir gewinnen Abstand von uns selbst und von den Dingen, die unser Leben einengen wollen. Gott muss weniger „eingreifen“, er muss vielmehr in unser eigenes Leben eingelassen werden. Das Gebet führt uns dann auch zum Handeln: Betende leben nicht aus einem moralischen Druck, sondern aus der Erfahrung unbedingten Geliebtseins. Dies führt uns auch dazu, die Liebe, die wir erbitten, selbst an andere weiterzugeben.

Das Gebet verändert uns

In der Fürbitte ändert sich daher unser Verhältnis zum Nächsten. Die Fürbitte soll nicht nur den Menschen gelten, die uns nahestehen, sondern allen Bedürftigen, auch unseren Feinden. Gottes Liebe gilt allen Menschen. So kann uns die Fürbitte prüfen, wie wir unsere Beziehung zu anderen Menschen gestalten.

Wenn wir für Menschen beten, die uns fremd sind oder mit denen wir uns überworfen haben, schenkt uns das fürbittende Gebet auch einen anderen Blick auf unsere Beziehungen zu diesen Menschen. Zudem wird in der Fürbitte deutlich, dass unsere Anliegen und das Gebet von der gesamten Gemeinde getragen werden und wir nicht allein vor Gott stehen. Daher hat die Fürbitte im Gottesdienst und auch im persönlichen Beten einen wichtigen Platz, denn in ihr konkretisiert sich das Doppelgebot der Liebe zu Gott und dem Nächsten.

Marc Witzenbacher

Nimm, o Gott, die Gaben, die wir bringen

Vom guten Geben – und vom rechten Nehmen

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 309f.

Das in Melodie, und zunächst auch im Wort, eingängig erscheinende vierstrophige Lied findet sich im Gotteslob (Nr. 188) unter den Gesängen zur Gabenbereitung. Ich habe die Melodie von Andrew Lloyd Webber noch aus dem Film zum Musical „Jesus Christ, Superstar“ (1970) im Ohr.

Jesus Christ

Man kann über dieses Jesus-Musical, diese religiöse Rock-Oper, streiten; ästhetisch, theologisch; die Meinungen gingen und gehen vermutlich auch heute noch auseinander, ob Dienst oder Bären dienst am Glauben. Wir sind damals jedenfalls mit unseren Teenager-Freunden aus der Nachbarschaft im Kino gewesen. Sozial homogen war diese Clique, fast alle Väter in Ministerien und Behörden tätig. Fast alle Mütter: zu Hause. Vielleicht

noch eine Lehrerin oder zwei. Vermutlich waren alle von uns römisch-katholisch, außer Peter und seinen Brüdern, und Christiane L., aber das spielte nun wirklich keine Rolle. Bärbel, sie hat dann mit der frühen Eheschließung auch den Vornamen gewechselt, hat am Ende des Films geweint und wäre fast ohnmächtig geworden. Oder war sie es gar? Alle haben das respektiert, ich selbst war fast etwas neidisch. Keinen von uns hat der Film unberührt gelassen. Alle sind ins Nachdenken gekommen. Aufgeweckt. Aufgewühlt. Was war mit diesem Jesus? Wer war dieser Jesus? So viel steht fest.

Nimm uns selber an mit Brot und Wein

Den zweiten Akt des Musical-Films öffnet das Gesangsstück „The Last Supper“ (Das Letzte Abendmahl). Über diese Melodie legte Raymund Weber dann 2009 die Worte „Nimm, o Gott, die Gaben, die wir bringen ...“. In der ersten Strophe wird deutlich, es geht nicht nur um die Übergabe sachhafter Güter. Brot und Wein, um sie geht es fraglos. Doch es geht um viel mehr. Mit der Gabe verknüpft sich eine Bitte. „Nimm uns selber an mit Brot und Wein.“ Herr, nimm nicht nur unsere Gaben an. Nimm uns selber an! „Alles Mühen, Scheitern und Gelingen“ ist menschlich im Spiel (erste Strophe). Da ist Vertrauen im Spiel, nicht Vertrauen in die eigenen Wirk-, gar Wunderkräfte, vielmehr Vertrauen in den Vater. In den Vater im Himmel! Der ist kein Willkür-Gott. Kein Gott, der würfelt, der verantwortungslos mit seiner Schöpfung spielt. Der dem Menschen vielmehr die Würde der Verantwortung gibt. Ein Herr-Gott, der alles gibt? Das gibt es doch nicht ... Der mehr gibt, als es gibt. Der sich selbst einsetzt und aufs Spiel setzt, der rückhaltlos, mit letztem Einsatz spielt.

Schließ uns in die Hingabe deines Sohnes ein

Die Hingabe des Sohnes für die vielen, für alle, das ist die alles wendende, alles ändernde Vor-Gabe. Mehr als ein Vorbild ist dies, mehr und anderes als ein Idol. Die Bitte der zweiten Strophe, in die Hingabe des Sohnes eingeschlossen zu sein, hebt die tätige – und das Tragen und Ertragen ist auch Tat, ist alles andere als träge – Seite des christlichen Bekenntnisses hervor, ohne die es leer bliebe, bloßes Lippenbekenntnis. Imitatio Christi, Nachahmung des einen, des wahren Gottes, verborgen gegenwärtig in seinem Sohn – immer geht es ums Leben, ums Handeln, ums treue Lassen und Tun. Durch den einen, den Gott-Vertrauten, den wahren Gott-Vertrauenden, mit ihm, in ihm und durch ihn hindurch, in seinem ermutigenden, lebenspendenden Geist, nie an ihm vorbei (zweite Strophe). „Nimm als Lob und Dank auch unser Leben, / schließ uns in die Hingabe deines Sohnes ein.“

Wandle unser Herz wie Brot und Wein

Wandlung und Heiligung der Herzen durch den Geist, Geistesgegenwart Gottes in der Mitte der Gemeinde, das erfleht die dritte Strophe. „... wandle unser Herz wie Brot und Wein“. Wird das Menschenherz den Gehorsam der Materie lernen, der vegetativen Natur, wird es warm werden wie „das Brot, die Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit“? Wird es reich und erfreulich werden wie der „Wein, die Frucht des Weinstocks und der menschlichen Arbeit“? Wird es sich wandeln, zum hörenden Herzen werden, sodass Gott die Bitte des klopfenden Menschenherzens hören kann?

Eins geworden nun als Brot und Wein

Das Letzte Abendmahl. Opfer, das alle Opfer beendet; das sie in ihrer Tiefe erschließt – und beschließt. So verstehen wir Chris-

ten das Opfer Christi. Ende des Wiederholungszwangs (Hebr 7,27; 9,12; 10,10). Brot und Wein, Leib und Blut Christi. Jesu heilstiftender Tod „für uns“ oder „für unsere Sünden“ gehört zum frühen Bekenntnis der urchristlichen Gemeinde. Verwandlung der Stelle der Sünde, das Kreuz, in den Ort des Gebens!

Vom guten Geben – und vom rechten Nehmen

Das gibt es doch nicht ... Oder doch? Oder anders gesagt: Niemand kann „in der Eucharistie die von Gott durch Jesus Christus im Heiligen Geist geschenkte Gemeinschaft des neuen Lebens empfangen, ohne sich mit diesem Empfangen in die liebende Selbsthingabe des Sohnes an den Vater und an die Menschen hineinziehen zu lassen“, so der katholische Systematiker Hans Rotter SJ. „Denn Christsein heißt Priestersein“ (1 Petr 2,5.9; Offb 1,6; 5,10; 20,6; Röm 12,1; 1 Joh 3,16).

Oder, noch einmal anders, und mit Hans Rotter gesagt: Von einem Ort der Kirche lässt sich allein deshalb und allein insofern sprechen, als „ihr Geben die Art und Weise ist, in welcher sie die Selbstgabe des Erlösers annimmt und beantwortet“.

Susanne Sandherr

Die Methodistische Kirche

Der 24. Mai 1738 veränderte das Leben des jungen anglikanischen Theologen John Wesley (1703–1791) radikal. Schuld daran war Martin Luther. Wesley saß in einer Versammlung der Herrnhuter Brüdergemeine in der Londoner Aldersgate Street, wo Luthers Vorrede zum Römerbrief vorgelesen wurde. Als es um die Frage der Rechtfertigung des Sünders allein aus Glauben ging, fiel es Wesley wie Schuppen von den Augen. In

sein Tagebuch notierte er später: „Ungefähr Viertel vor neun Uhr, als man an der Stelle war, wo Luther die Veränderung beschreibt, welche Gott durch den Glauben an Christus im Herzen wirkt, wurde es mir seltsam warm ums Herz. Ich fühlte, dass ich für die Erlösung auf Christus vertraute, auf Christus allein, und eine Gewissheit wurde mir gegeben, dass er meine Sünde weggenommen hat, sogar meine, und mich rettete von dem Gesetz der Sünde und des Todes.“ Schon in seinen Studienjahren im englischen Oxford hatte John zusammen mit seinem Bruder Charles Wesley (1707–1788) eine Gruppe von Studenten geleitet, die den Weg der Heiligung durch regelmäßiges Gebet, Bibellese, Abendmahlsempfang und Armenfürsorge suchten. Aufgrund ihres systematischen Eifers gab man ihnen den Spitznamen „Methodisten“. Nach der persönlichen Gewissheitserfahrung Wesleys entstand daraus schließlich eine Bewegung, die heute 77 Kirchen und rund 75 Millionen Mitglieder umfasst.

Verkündigung und soziales Engagement

John Wesley begann mit einem evangelistischen Predigtamt, in den er auch zahlreiche Laien einbezog. Stets verband sich die Verkündigung mit sozialem Engagement. Wesley bildete nach dem Beispiel der Herrnhuter Brüdergemeinen kleinere Gemeinschaften, die sich zunächst bewusst als Erweckungsgruppen innerhalb der anglikanischen Kirche verstanden. Als sich immer mehr Gruppen bildeten, mussten sie von verschiedenen Reisepredigern betreut werden. Zudem wurden die größeren Versammlungen in kleinere Gruppen unterteilt, die nach dem Herrnhuter Muster auch „Klassen“ genannt wurden. Neun bis zwölf Menschen, die nahe beieinander wohnten, trafen sich in einer Wohnung, tauschten sich über biblische Texte aus und beteten miteinander. Viele der Gruppen wurden von Frauen ge-

leitet, auch Predigerinnen waren in der Bewegung von Beginn an selbstverständlich. Die Bewegung wuchs weiter, von 1744 an teilte Wesley sie in jährliche „Konferenzen“ ein, bei denen theologische und praktische Themen erörtert und für die Gemeinschaften schriftlich festgehalten wurden.

Gründung der methodistischen Kirche

Im Zuge der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika im Jahr 1776 kam es auch zur Bildung einer methodistischen Kirche. Emigranten aus Deutschland hatten den Methodismus nach Nordamerika gebracht. Da die wachsende Zahl nun auch Prediger brauchte, die die Sakramente verwalten konnten, ordinierte Wesley 1784 einige Männer zu Presbytern, Thomas Coke (1747–1814) berief er zum Bischof. 1784 wurde dann die Methodistenkirche (Methodist Episcopal Church) in den USA gegründet. In England blieb die methodistische Bewegung zunächst eine inneranglikanische Gemeinschaft, doch kurz nach dem Tod Wesleys wurde die Trennung von der Kirche von England vollzogen.

Methodistische Kirche in Deutschland

Durch einige Rückwanderer gelangte der Methodismus in verschiedenen Strömungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus den USA auch nach Deutschland. Dort bildeten sich schließlich die Methodistenkirche, ein Teil der weltweiten Bischöflichen Methodistenkirche, und die Evangelische Gemeinschaft, die von dem Farmer Jacob Albrecht (1759–1808) nach methodistischem Vorbild gegründet wurde. 1968 wurden beide Kirchen zur Evangelisch-methodistischen Kirche in Deutschland (EmK) vereinigt. Sie ist Teil der weltweit größten methodistischen Kirche „United Methodist Church“. Große methodis-

tische Kirchen gibt es zudem in Afrika und Asien. Zusammen bilden sie den „Weltrat Methodistischer Kirchen“. Die deutsche EmK besteht aus rund 480 Gemeinden in drei „Konferenzen“ mit rund 55 000 Mitgliedern. Dabei gibt es eine gestufte Mitgliedschaft; die volle Kirchenmitgliedschaft setzt die Taufe und das persönliche Bekenntnis voraus. Die Kindertaufe begründet nur eine Zugehörigkeit im weiteren Sinn, der eine bewusste Entscheidung folgen soll.

Bekenntnis zur Ökumene

In ihren Bekenntnissen unterscheidet sich die methodistische Kirche nicht von anderen evangelischen Kirchen. So besteht auch schon seit über 30 Jahren eine Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft mit der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Allerdings hat sich die methodistische Bewegung die Betonung der persönlichen Heiligung sowie den hohen Stellenwert des sozialen Engagements als wichtige Merkmale bewahrt. Die sozialen Grundsätze, nach denen sich die Kirche richtet, werden alle vier Jahre aktualisiert. Nach wie vor spielt die praktische Frömmigkeit eine große Rolle in der methodistischen Lehre. Das Christsein soll im Leben der Gläubigen eine wichtige Rolle spielen. Wen Gott gerecht spricht, dem schenkt er auch ein neues Leben, das sich in der Liebe zu Gott und den Menschen sichtbar ausdrücken soll. Von Beginn an hat sich die methodistische Kirche in der ökumenischen Bewegung engagiert. Auf Weltebene haben methodistische Christen den Ökumenischen Rat der Kirchen, in Deutschland die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen mitgegründet.

Marc Witzemberger

Wer ist Gott?

Liturgisches Sprechen von und zu Gott

Wenn der Gottesdienst ein Dialog zwischen Gott und Mensch ist: Wer ist dann dieser Gott, mit dem wir reden? Die Theologie, die von der Wortbedeutung her eine Rede und Lehre von Gott ist, hält dafür viele Aussagen bereit, die in der „Dogmatik“ einen eigenen Traktat bilden. Dort wird mit biblischen, aber auch systematisch-philosophischen Aussagen so über Gott gesprochen, dass dies bei einer vernünftigen Hinterfragung möglichst Bestand hat.

Die Liturgie redet ebenfalls von und über Gott, aber sie redet gerade auch zu Gott und tut all dies in recht eigener Weise. Denn der Gottesdienst ist nicht „gefeierte Dogmatik“, sondern bedient sich eigener Sprechweisen und Gattungen. Die Liturgie spricht nirgends in Form einer theoretischen Abhandlung, sondern vor allem in der Form des Gebets, der Gesänge, der Hymnen. Dieses liturgische Sprechen über und zu Gott wollen wir uns in den nun folgenden drei Beiträgen etwas näher ansehen. Denn wir glauben als Christen an den einen Gott, bekennen ihn aber zugleich als dreifaltigen Gott, der sich in drei Personen offenbart. So kommt mit der Gottesfrage immer auch die Frage nach Jesus Christus und dem Heiligen Geist ins Spiel.

Gebetsausrichtung

Es gibt in der Liturgie seit der Spätantike eine eiserne Regel: Alle Gebete, die im Gottesdienst ein Vorsteher im Namen der versammelten Gemeinde spricht („Orationen“), werden an Gott, den Vater, gerichtet. Jedes (bzw. fast jedes) Tagesgebet, jedes Gabengebet und jedes Schlussgebet, auch jedes Eucharistische Hochgebet richtet sich an Gott, den Vater. Damit stellt sich das Beten der Kirche ganz deutlich in die Kontinuität zum Beten

des Judentums, mit dem es den einen Gott bekennt. Wir sprechen mit Gott, den Israel in der Geschichte als rettend erfahren hat und bis heute anruft. Und für uns Christen ist dieser Gott zugleich der Vater unseres Herrn Jesus Christus.

Es gibt nur ganz wenige Ausnahmen von dieser Regel im heutigen Messbuch, Orationen, in denen Christus angeredet wird und die alle erst aus dem Mittelalter stammen. Aber diese sind klare Ausnahmen und setzen die Grundregel nicht außer Kraft. Wohl sprechen Gesänge, Hymnen, Antiphonen vielfach Christus selbst an. Aber dies sind stärker poetische, freie Formen, die immer neben der Grundanrede an Gott, den Vater, stehen.

Gottesanreden

Das Verhältnis von Gott und Mensch, von Gott und den an ihn Glaubenden, ist das Verhältnis von Schöpfer und Geschöpf. Es ist ein Verhältnis eines grundlegenden Gefälles. Zwar können und dürfen wir Gott als „Du“ anreden, was die Anwesenheit des Angesprochenen voraussetzt und bekennt: Gott ist da! Zugleich ist Gott ein weit entfernter, scheinbar abwesender, auf jeden Fall heiliger und unsichtbarer Gott, zu dem und über den wir immer nur analog in Bildern sprechen können.

In den Gebetsanreden sprechen wir fast nie allein von „Gott“, sondern vom „allmächtigen“, „barmherzigen“, „gnädigen“, „ewigen“ oder „getreuen Gott“. Vielfach wird Gott mit eine Apposition näher umschrieben: Von „Gott, unser Vater“ ist ebenso die Rede wie von „Herr, unser Gott“ oder „Gott, unser Heil“. In vielen dieser Anreden wird in irgendeiner Form Gottes Verhältnis zu uns thematisiert.

Gottesprädikationen

Damit rekuriert die Liturgie regelmäßig auf die Erfahrung der Glaubenden in Geschichte und Gegenwart mit diesem Gott.

Dies setzt sich in den weiteren, satzhaften Aussagen über Gott fort, die wir vor allem in längeren Gebeten, etwa den Hochgebeten, finden. Bereits klassisch sind die Aussagen im Vierten Hochgebet, das sehr gut die Bereiche des Handelns Gottes zum Ausdruck bringt. Das ist zunächst die Schöpfung, die um Gottes selbst willen geschieht: „Denn du allein bist der lebendige und wahre Gott. Du bist vor den Zeiten und lebst in Ewigkeit. Du wohnst in unzugänglichem Lichte. Alles hast du erschaffen, denn du bist die Liebe und der Ursprung des Lebens. Du erfüllst deine Geschöpfe mit Segen und erfreust sie alle mit dem Glanz deines Lichtes.“ Zugleich ist die Schöpfung dem Menschen anvertraut: „Den Menschen hast du nach deinem Bild geschaffen und ihm die Sorge für die ganze Welt anvertraut. Über alle Geschöpfe sollte er herrschen und allein dir, seinem Schöpfer, dienen.“ Ein zweites wichtiges Motiv ist die Heilsgeschichte, in der Gott sich offenbart hat: „Als er im Ungehorsam deine Freundschaft verlor und der Macht des Todes verfiel, hast du ihn dennoch nicht verlassen, sondern voll Erbarmen allen geholfen, dich zu suchen und zu finden. Immer wieder hast du den Menschen deinen Bund angeboten und sie durch die Propheten gelehrt, das Heil zu erwarten.“ Diese Heilsgeschichte kulminiert in der Erlösung, in deren Zentrum Person und Wirken Jesu Christi stehen: „So sehr hast du die Welt geliebt, heiliger Vater, dass du deinen eingeborenen Sohn als Retter gesandt hast, nachdem die Fülle der Zeiten gekommen war.“ Diese Erlösung ist aber nichts in sich Abgeschlossenes, sondern ist weiter in der Geschichte und unter uns wirksam. Deshalb können wir Gott auch um sein erlösendes und heilsames Wirken im Gottesdienst hier und jetzt bitten: „... und gib, dass alle, die Anteil erhalten an dem einen Brot und dem einen Kelch, ein Leib werden im Heiligen Geist, eine lebendige Opfergabe in Christus zum Lob deiner Herrlichkeit.“

Doxologisches Sprechen von und zu Gott

Von daher ist für christliches Beten selbstverständlich, dass es vom „doxologischen“ (so das griechische Fremdwort), lobpreisenden Beten ausgeht – etwa im Sanctus des Eucharistiegebets – und am Schluss wieder in die Doxologie mündet: „Durch ihn und mit ihm und in ihm ist dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle Herrlichkeit und Ehre jetzt und in Ewigkeit.“ Auch in dieser lobpreisenden Rahmung des Gebets steht christliches Beten in Kontinuität mit dem Judentum. Wo wir anerkennen, dass wir Gott um seiner selbst willen preisen müssen, dürfen wir zugleich mit unseren Sorgen und Bitten zu ihm kommen und um sein erneutes heilsames Handeln beten.

Friedrich Lurz

Heiliger des Monats: Johannes Sarkander

Der heilige Johannes Sarkander ist der Patron des Beichtgeheimnisses. Der Priester und Märtyrer stammt aus dem schlesischen Skotschau, das heute in Polen liegt. Dort wurde er am 20. Dezember 1576 geboren. Nach dem Tod seines Vaters siedelte die Mutter mit den Geschwistern von Johannes zu ihrem Sohn aus erster Ehe nach Pribor in Nordmähren um. Dort besuchte Johannes Sarkander die Grundschule und anschließend eine Schule der Jesuiten in Olmütz. Er studierte Philosophie in Olmütz und Prag und erlangte 1602 den Magistertitel. Zwei Jahre später schrieb er sich an der Theologischen Fakultät ein, um Priester zu werden. Diesen Plan gab er aber zunächst auf, da er heiraten wollte. Seine Frau stammte aus einer angesehenen lutherischen Familie in Mähren.

Weg ins Priesteramt

Nach dem überraschenden Tod seiner Frau besann sich Johannes Sarkander erneut auf seinen Wunsch, Priester zu werden, und legte im Jahr 1607 die letzten Prüfungen in Theologie ab. Am 22. März 1608 wurde er in Brünn zum Priester geweiht. Seine Seelsorgestellen waren Jaktar bei Troppau, Charwath bei Olmütz, Boskowitz und Holleschau. Nach Holleschau, dem heutigen Holeov, hatte ihn der katholische Landeshauptmann aus Brünn, Baron Lobkowitz, gerufen. Dort sollte er nach dem in der Reformationszeit von den Landesherren beanspruchten Recht, allen ihren Landsleuten die Konfession der Herrschaft aufzunötigen, wieder den katholischen Glauben einführen. Nach dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges 1618 war die Lage jedoch sehr angespannt. Protestanten hatten den Landeshauptmann Lobkowitz gestürzt, auch in Holleschau wurde ein protestantischer Pfarrer eingesetzt. Johannes Sarkander verließ seine Pfarrei und machte eine Wallfahrt nach Tschenstochau, die er schon früher gelobt hatte. Längere Zeit hielt er sich dort in Klöstern auf.

Mutiges Bekenntnis

Nach seiner Rückkehr in die Pfarrei in Holleschau konnte er dort zunächst einige Zeit unbehelligt verbringen. Allerdings hatte Kaiser Ferdinand II. indessen mit seinem Schwager, König Sigismund III. Wasa von Polen, Verhandlungen geführt und katholische polnische Hilfstruppen angeworben. Eine solche Gruppe von etwa 4000 Reitern zog Anfang Februar 1620 über Schlesien und Mähren nach Wien, wobei die Soldaten überall auf dem Weg protestantische Dörfer plünderten. Als die Soldaten kurz vor dem ebenfalls nun mehrheitlich protestantischen Holleschau waren, zog ihnen Johannes Sarkander mit der Monstranz in der Hand und einer Schar von Gläubigen entge-

gen. Als dies die Soldaten sahen, stiegen sie von ihren Pferden und knieten nieder. So blieb Holleschau verschont.

Vorwurf des Verrats

Diese mutige Tat wurde Johannes Sarkander allerdings zum Verhängnis. Man hatte ihm vorgeworfen, mit den polnischen Truppen gemeinsame Sache gemacht zu haben. Zudem hielt man ihm vor, als Beichtvater des ehemaligen Landeshauptmanns Lobkowitz dessen Pläne und Absichten gekannt zu haben. Seine Reise nach Tschenstochau habe eigentlich dazu gedient, im Auftrag des Landeshauptmanns die polnischen Truppen anzuwerben. Damit sei er für die Plünderung der Städte und Dörfer verantwortlich zu machen. Johannes Sarkander konnte aber und wollte aus den Beichtgesprächen mit dem Landeshauptmann nichts preisgeben. Sarkander wurde festgenommen und nach Olmütz gebracht. Dort wurde er gefoltert, um ihm ein Geständnis abzulocken, die polnischen Truppen auf Anordnung des Landeshauptmanns geholt zu haben. Doch Sarkander hielt stand und verwies weiterhin auf die Unverbrüchlichkeit des Beichtgeheimnisses. Nach mehreren Folterungen starb er schließlich völlig entkräftet am 17. März 1620.

Patron des Beichtgeheimnisses

Da Johannes Sarkander für die Bewahrung des Beichtgeheimnisses sein Leben einsetzte, wurde er rasch wegen seiner Glaubensstärke verehrt. Papst Pius IX. sprach ihn am 6. Mai 1869 selig, seine Heiligsprechung erfolgte am 21. Mai 1995 durch Papst Johannes Paul II. Der Papst erinnerte bei der Heiligsprechung an die furchtbare Zeit, die das Christentum im Dreißigjährigen Krieg durchlitten habe. Die Folgen des Prinzips, nach dem die Bevölkerung sich der Konfession der Landesherren anschließen musste, hätten zu viel sinnloser Gewalt und zahllosen Opfern

geführt. Johannes Paul II. verstand die Heiligsprechung Johannes Sarkanders daher auch als starken Ansporn, „sich dafür einzusetzen, dass nie wieder solche Sünden gegen das christliche Gebot der Liebe geschehen“.

Marc Witzenbacher

Weltgebetstag kommt aus Simbabwe

Am 6. März laden Frauen verschiedener Konfessionen weltweit zum Weltgebetstag ein. Vorbereitet wurden der Gottesdienst und die unterschiedlichen Materialien von Frauen aus Simbabwe. „Steh auf und geh!“, so lautet der Titel des diesjährigen Weltgebetstags. Das Motto stammt aus der Erzählung, wie Jesus einen Gelähmten am Teich Betesda heilt, der dort schon 38 Jahre gelegen hatte (Joh 5,2–9). Auf Jesu Frage, ob er gesund werden wolle, wird er von ihm geheilt: „Steh auf, nimm dein Bett und geh!“ (Joh 5,8). Für die Vorbereitungsgruppe aus Simbabwe soll die Geschichte insbesondere Frauen Mut machen, zu starkem Selbstbewusstsein und neuen Wegen für die Zukunft zu finden. Die Situation der Frauen in Afrika ist in vielen Ländern nach wie vor schwierig: Sie werden unterdrückt und ausgebeutet, in vielen Bereichen werden ihnen nicht die gleichen Rechte wie den Männern eingeräumt. „Steh auf und geh!“ verstehen die Frauen aus Simbabwe daher ganz wörtlich. Sie geben damit einen Anstoß, Wege zu persönlicher und gesellschaftlicher Veränderung zu erkennen und zu gehen.

Eine vielversprechende Zukunft

Das Titelbild „Rise! Take Your Mat and Walk“ (Steh auf, nimm dein Bett und geh), das die Künstlerin Nonhlanhla Mathe aus Simbabwe gemalt hat, verdeutlicht diese Hoffnung auf einen neuen Anfang: Im oberen Teil stellt die Künstlerin von rechts

nach links den Übergang von einer dunklen, schwierigen Vergangenheit in eine vielversprechende Zukunft dar. So sehen die Frauen auch für ihr Land Simbabwe viele Chancen und Möglichkeiten, die Lage der Frauen in ihrem Land sowie in vielen anderen Ländern zu verändern.

Zahlreiche Materialien

Wie auch in den vergangenen Jahren bietet die Geschäftsstelle des Weltgebetstags zahlreiche Materialien für die Vorbereitung und die Feier des Weltgebetstags an. Dazu gehören auch Vorschläge, wie das Motto mit Kindern und Jugendlichen bearbeitet sowie in einem Gottesdienst betrachtet werden kann. Alle Materialien können unter www.weltgebetstag.de abgerufen oder auch direkt für die Arbeit in der Gemeinde bestellt werden.

Marc Witzenbacher

Fastenzeit: Wesentliches in den Blick nehmen

Für die österliche Bußzeit bieten die Kirchen wieder zahlreiche Materialien und Aktionen an. Die nun schon mehr als 30 Jahre bestehende Fastenaktion der evangelischen Kirche *7 Wochen ohne* lädt in diesem Jahr dazu ein, unter dem Motto *Zuversicht: Sieben Wochen ohne Pessimismus* den Blick weg von den Schwierigkeiten und Problemen hin auf das zu lenken, was uns Zuversicht und Hoffnung schenken kann. Dazu bietet die Aktion wieder unterschiedliche Materialien an, beispielsweise einen Tischkalender oder einen Begleiter für die Fastenzeit, der Texte, Zitate und Geschichten zum Motto enthält. Dies und vieles andere mehr ist im Buchhandel erhältlich. Infos unter <https://7wochenohne.evangelisch.de>.

Misereor Fastenaktion

Am 29. März, dem fünften Fastensonntag, wird in den katholischen Gemeinden in Deutschland die Fastenkollekte für das Hilfswerk Misereor erbeten. Die Gelder kommen in diesem Jahr Projekten in Syrien und dem Libanon zugute. Diese beiden Länder stehen auch im Fokus der Fastenaktion unter dem Motto *Gib Frieden!*. Syrien und der Libanon sind Länder mit großer ethnischer, religiöser und kultureller Vielfalt. Doch sind sie in den vergangenen Jahren durch schwere Konflikte geprägt. Allein in Syrien sind durch den Bürgerkrieg mehr als 500 000 Menschen gestorben. Auf der Suche nach Sicherheit und Zuflucht haben seitdem mehr als sechs Millionen Syrien verlassen, 12 Millionen Menschen sind in Syrien auf humanitäre Hilfe angewiesen. Aber auch die Lebensbedingungen syrischer Flüchtlinge im Libanon sowie der libanesischen Bevölkerung werden immer schwieriger. Misereor hilft gemeinsam mit dem Flüchtlingsdienst der Jesuiten den Menschen vor Ort, wieder Kraft und Zuversicht zu schöpfen und eine Lebensperspektive aufzubauen. Dazu gehören neben konkreten Hilfsmitteln auch Bildungsangebote und psychosoziale Hilfe. Das Hilfswerk Misereor bietet zahlreiche Materialien an, die für den Gottesdienst oder auch besondere Aktionen im Rahmen der Fastenaktion genutzt werden können. Unter www.misereor-medien.de können alle Materialien abgerufen werden. Dazu gehört auch ein Arbeitsheft zum Hungertuch des Künstlers Uwe Appold, das für die Aktionen 2019 und 2020 entworfen wurde.

Anders leben

Der Verein *Andere Zeiten* in Hamburg lädt für die diesjährige Fastenzeit dazu ein, neue Chancen auszuprobieren. Bei der Aktion *7 Wochen anders leben* erhalten alle Teilnehmenden jede Woche Post: Einen „echten“ Brief, der liebevoll gestaltet ist und jeweils unterschiedliche Erfahrungsberichte, Anregungen, bib-

lische Geschichten und vieles andere mehr enthält. Die Fastenbriefe sollen den Blick auf das Wesentliche lenken und dazu anregen, bewusster, eben „anders“ zu leben. Die Briefe, zu denen auch eine Broschüre gehört, können unter *www.anderezeiten.de* bestellt werden.

Marc Witzenbacher

Vatikan öffnet Archive von Pius XII.

Auf den 2. März 2020 haben zahlreiche Historiker und Journalisten seit Jahrzehnten gewartet. An diesem Tag öffnet der Vatikan die Akten, die zum Pontifikat Pius' XII. in den vatikanischen Geheimarchiven lagern, für Forschungszwecke. Genau ein Jahr nach dem 80. Jahrestag der Wahl von Eugenio Pacelli zum Papst werden damit Papiere zugänglich, zu denen es zahllose Vermutungen und Fragen gibt. „Ich treffe diese Entscheidung voll Freude und Vertrauen, nachdem ich mich mit meinen engsten Mitarbeitern beraten habe“, sagte Papst Franziskus, als er die Öffnung im März 2019 ankündigte. Er tue dies in der Gewissheit, „dass die seriöse und objektive historische Forschung die glänzenden Momente dieses Papstes ebenso wie die Momente größter Schwierigkeiten, hart erkämpfter Entscheidungen und menschlicher wie christlicher Besonnenheit im rechten Licht und mit der angemessenen Kritik erscheinen lassen kann“.

Zögerliche Haltung des Papstes?

Von den Papieren erhofft man sich, einen tieferen Einblick in die Haltung von Papst Pius XII. während des Zweiten Weltkrieges zu erhalten. Viele werfen ihm bis heute vor, sich nicht konsequent genug gegenüber dem Nazi-Regime durchgesetzt

und zum Holocaust geschwiegen zu haben. Für Papst Franziskus stand schon vor der genaueren Einsicht in die Akten fest, dass Pius versucht habe, „in den Zeiten größter Dunkelheit und Grausamkeit die kleine Flamme humanitärer Initiativen wachzuhalten, der verborgenen, aber stets aktiven Diplomatie und der Hoffnung auf mögliche gute Herzensregungen“. Tatsächlich hatte Pius zahlreiche Juden in der Stadt Rom und im Vatikan versteckt gehalten und ihnen damit das Leben gerettet. Gleichwohl habe die Kirche keine Angst vor der Geschichte, so Papst Franziskus. Im Gegenteil, da sie ein enges Verhältnis binde, öffne er diesen dokumentarischen Reichtum gerne für die forschende Öffentlichkeit.

Archiv bereits zum Teil geöffnet

Schon auf Veranlassung von Papst Paul VI. und Papst Johannes Paul II. waren Teile der Archivalien zu Pius XII. freigegeben worden. Der Jesuit Pierre Blet hat eine elfbändige Ausgabe aller relevanten Aktenstücke zu Pius und dem Zweiten Weltkrieg veröffentlicht, allerdings wurde dieser Ausgabe von Kritikern vorgeworfen, unvollständig zu sein und wichtige Dokumente nicht erfasst zu haben. Papst Franziskus unterstrich, dass Pius XII. die Aufgabe hatte, das Schiff der Kirche „in einem der traurigsten und dunkelsten Momente des zwanzigsten Jahrhunderts zu steuern“. Das Jahrhundert sei durch den Zweiten Weltkrieg völlig erschüttert und zerrissen worden. Es liege nun an der Erforschung der Dokumente, sowohl die kritischen Punkte als auch die Qualitäten des Pontifikates zu beschreiben. Die Öffnung der Archive betrifft das gesamte Pontifikat Pacellis bis zu seinem Tod in Castel Gandolfo am 9. Oktober 1958. Schon seit einigen Jahren arbeite das Geheimarchiv an einer Katalogisierung der Originalquellen; dies hatte bereits Benedikt XVI. angeordnet.

Marc Witzenbacher

Wirtschaftsgipfel in Assisi

Vom 26. bis 28. März lädt Papst Franziskus junge Wirtschafts-Experten und Unternehmer zu einem Treffen nach Assisi ein. Die Konferenz unter dem Titel „Economy of Francesco“ (Wirtschaft nach Franziskus) soll den jungen Verantwortungsträgern die Gelegenheit zum Austausch bieten. Assisi ist dabei bewusst als Ort gewählt. Der „Geist von Assisi“, der bereits die Friedenstreffen von Papst Johannes Paul II. geprägt habe, solle auch dieses Treffen inspirieren. Mit dem Titel der Veranstaltung bleibt bewusst offen, ob die Impulse zur Wirtschaft auf den heiligen Franziskus von Assisi oder das wirtschaftlich-soziale Lehramt von Papst Franziskus verweisen. Von *Evangelii gaudium* hin zu *Laudato si'* hat sich Papst Franziskus nicht generell gegen die Wirtschaft gestemmt, sondern verurteilt eine Wirtschaft, die „töte“ und mit ihrer Rücksichtslosigkeit auch den Lebensraum und damit die Zukunft künftiger Generationen zerstöre.

Gemeinsam Initiativen entwickeln

Der Heilige von Assisi stellte sich ebenfalls nicht prinzipiell gegen die Wirtschaft, sondern hat vielmehr eine alternative Wirtschaft begründet. Auf dieser Grundlage sehen die Initiatoren des Treffens zahlreiche Möglichkeiten, eine neue Verzahnung von Wirtschaft und Umwelt sowie von Wirtschaft und Religion zu finden. Bei dem Treffen wird auch erstmals ein Preis verliehen, mit dem junge Menschen geehrt werden sollen, die sich weltweit durch Ideen oder Handlungen im Wirtschaftsbereich auszeichnen, die sich an den Werten der Geschwisterlichkeit und Solidarität orientieren. Der Preis soll durch Papst Franziskus überreicht werden.

Marc Witzenbacher

250. Geburtstag Friedrich Hölderlins

Er gilt als Begründer der modernen Lyrik: Friedrich Hölderlin. Der Dichter verbrachte viele Jahre seines Lebens in Tübingen. Dort starb er am 7. Juni 1843, nachdem er über viele Jahre in beengten Verhältnissen in einem Turm direkt am Neckar gelebt hatte. Geboren wurde Hölderlin vor 250 Jahren am 20. März 1770 in Lauffen am Neckar. Der junge Friedrich Hölderlin hatte eigentlich nur den Wunsch, Schriftsteller zu werden. Doch seine Mutter wollte, dass er Pfarrer wird, und schickte Friedrich zum Studium nach Tübingen. Dort wohnte er als Stipendiat im Evangelischen Stift.

Berufswunsch: Schriftsteller

Friedrich Hölderlin schloss das Studium ab, strebte aber kein geistliches Amt an. Hölderlin wollte lieber als Schriftsteller leben, doch fanden seine komplexen Gedichte sowie sein Roman *Hyperion* kaum Leser. So arbeitete er als Hauslehrer, doch zeichnete sich immer mehr ab, dass er psychische Probleme hatte. Hölderlin war reizbar, aggressiv und blieb immer wieder wie in einem gelähmten Zustand. Ein Freund holte ihn nach Bad Homburg, doch sein Zustand verschlechterte sich zunehmend. Seine Mutter brachte ihn nach Tübingen, wo er zunächst in der Burse, einem ehemaligen Studentenwohnheim, lebte und zur Behandlung in eine neu eröffnete psychiatrische Klinik ging. Gegen eine dauerhafte Einweisung wehrte sich Hölderlin, wurde aber doch aufgenommen und schließlich nach einiger Zeit als unheilbar entlassen. Bis zu seinem Tod lebte er dann im sogenannten „Hölderlinturm“, wo ihn der Schreinermeister Ernst Zimmer und seine Frau pflegten. In dieser Zeit schrieb er noch einige Gedichte. Sein Werk wurde rasch vergessen und erst im 20. Jahrhundert wiederentdeckt.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

April 2020

Mit den Psalmen
jubeln

Schall von Jubel und Rettung in den Zelten der Gerechten:
Die Rechte des HERRN, Taten der Macht vollbringt sie,
die Rechte des HERRN, sie erhöht,
die Rechte des HERRN, Taten der Macht vollbringt sie.

Psalm 118, Verse 15–16

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Auferstehung Christi

Rheinauer Psalter,
Konstanz (?), um 1260,
Ms. Rh. 167, fol. 107r,
© Zentralbibliothek Zürich

Der Rheinauer Psalter ist ein herausragendes Werk der spätgotischen Buchmalerei. Dies gilt in besonderer Weise für die 10 ganzseitigen Miniaturen, weniger für die Initialen und die Textgestaltung. In ihm begegnet uns ein Spätwerk des deutschen Zackenstils.

Die Entstehung wird um 1260 in Konstanz angenommen. Es ist die Zeit des Interregnums; 1250 starb der letzte Stauferkaiser Friedrich II., und erst 1273 wurde Rudolf von Habsburg zum neuen deutschen König gewählt. Die starke Betonung des Petrus im Miniaturenzyklus spricht für eine gewünschte starke Stellung des Papsttums in dieser Situation.

Der Psalter bietet den lateinischen Text der 150 Psalmen, die im Chorgebet der Mönche im Laufe einer Woche gebetet und gesungen wurden. Wegen ikonographischer Neuerungen und Loslösung von monastischen Traditionen ist es aber gut möglich, dass der Psalter nicht in einem Kloster hergestellt und nicht von einem Kleriker in Auftrag gegeben wurde, sondern von einem Laien.

Im Vorderdeckel schrieb P. Blasius Hauntinger OSB, Bibliothekar im Benediktinerkloster Rheinau, er habe das Buch 1817 bei einer Auktion gekauft. Den Namen des Klosters auf einer Rheininsel in der Nähe von Schaffhausen trägt der Codex bis heute. 1862 wurde das Kloster vom Rat der Stadt Zürich aufgehoben, und die dort aufbewahrten Handschriften kamen zwei Jahre später in die Kantonsbibliothek nach Zürich, die 1916 in der Zentralbibliothek Zürich aufging. Unser Titelbild zeigt den auferstehenden Christus, der gerade mit beherztem Schritt und hoch erhobener Rechten das Grab verlässt. Er schaut den Betrachter direkt an und scheint ihn mit seinem neu gewonnenen Leben anstecken zu wollen.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Gewiss haben Sie sich schon gefragt, was dieses „Halleluja“ bedeutet. In den Kirchen, zumal in der Osterzeit, wird es häufig gesprochen und gesungen – und das manchmal so sachlich, ja blutleer, dass einem ganz flau dabei wird. Im Grunde ist's ganz einfach: Hallelu-Jah heißt „Lobet JHWH!“ Also nicht irgendeinen „Herrn“ oder „Gott“, nein: genau diesen, den *einen*, der diesen Namen trägt. Den Gott Israels. Den Jesus „Vater“ gerufen hat. Was aber heißt da „loben“? Wohl weniger ein auf die Schulter klopfendes „Hast du gut gemacht!“, das eine Lehrerin oder ein Vater einem braven Kind zukommen lässt.

Ursprünglich steckt im Verbum hillel, wovon das „hallelu“ sich ableitet, wohl das gellende Trillern, das orientalischere Frauen heute noch hören lassen, wenn es etwas zu feiern gibt. Durchdringender Jubel ist das. Lebensfreude pur. Und nun stellen Sie sich vor: Auch das hebräische Wort für die Psalmen, Tehillim, hängt damit zusammen. Die Psalmen, ein Buch voller Jubellieder. Spätestens hier fragt man sich: Wie das? Wo die Klage im Psalmenbuch solch breiten Raum einnimmt! Es braucht vielleicht Zeit, um sehen zu lernen: Beides gehört aufs Engste zusammen. Was ist das für ein Jubel, der nicht das Leid, nicht das Scheitern kennt? Und umgekehrt: Wenn die Psalmen das Gotteslob alles Lebendigen zum Ziel haben (vgl. Ps 150, 6), eine Lebenshaltung, die JHWHs Huld und Treue preist, die sich am zugewandten, verlässlichen Gott selbst freut – wie sollte dann nicht auch die Not, die klagend vor ihn getragen wird, Ausdruck dieser lebendigen Beziehung sein? Psalm 126 ist mir persönlich der liebste Jubelpsalm. Weil beides in ihm steckt, Klage und Freude. Und weil er die Wende Gott zutraut: „Ja, groß hat der HERR an uns gehandelt. Da waren wir voll Freude.“ (3)

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Leben für alle

Im Rheinauer Psalter befindet sich die Miniatur der Auferstehung Christi direkt vor dem Text von Psalm 81, der mit einer großen E-Initiale auf deren Rückseite beginnt. Ps 81 (nach alter Zählung Ps 80) ist ein Festpsalm zum Laubhüttenfest. Dieses hohe jüdische Fest („Sukkot“), das eine ganze Woche lang gefeiert wird und seine besondere Prägung durch die Aufstellung von Laubhütten in Gärten oder auf Balkonen erhält, blickt zurück auf das Zelten Israels mit seinem Gott in der Wüste nach der Befreiung aus der Knechtschaft Ägyptens (Ps 81, 7f.), auf den Bundschluss mit Gott am Sinai (Ps 81, 9–11), und mahnt das Volk Gottes zur Bundestreue (Ps 81, 12–17). In Ps 81, 4b wird der Tag des Festes am Vollmond genannt, was sich auf den Termin des Laubhüttenfestes bezieht. In christlicher Lesart wurde hier oft an das Osterfest gedacht, das ja in westlicher Tradition am Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond gefeiert wird. Dadurch ist wahrscheinlich die Kombination der Auferstehungsminiatur gerade mit diesem Psalm motiviert.

Keiner hat es gesehen

Die christliche Kunst setzte bei ihrem Bemühen, die Auferstehungsbotschaft zu verbildlichen, bei der Darstellung der Frauen am Grab an. Schon um 233 wurde diese Szene im Baptisterium von Dura Europos (im heutigen Syrien) dargestellt. Ab dem 6. Jahrhundert kam dann die Darstellung des Engels, der die Osterbotschaft verkündet, hinzu. Erst ab dem Mittelalter wagte es die Kunst aber, ein Geschehen abzubilden, das in der Bibel nicht beschrieben wird: die Auferstehung selbst. Niemand war in jener Nacht dabei und könnte beschreiben, wie es geschehen ist; was da geschehen ist, entzieht sich unseren menschlichen Vorstellungen. Es geht bei diesen Bildern ja auch nicht darum, das Auferstehungsgeschehen zu beschreiben. Es geht vielmehr

um den Betrachter. Sein Glaube soll durch die Darstellung dieser Szene gestärkt werden, die Kunst will durch die Darstellung dieses Geheimnisses die Hoffnung der Christen auf das Leben nach dem Tod festigen. Die Bilder des auferstehenden Christus sind Andachtsbilder, die zu Gebet und Meditation einladen.

Kraftvolles Leben

Wie alle Miniaturen im Rheinauer Psalter ist auch die Auferstehungsminiatur von einem gemalten Rahmen eingefasst, der einen kostbaren Metallrahmen imitiert. Aufgelegtes und poliertes Blattgold an den vier Ecken und an zwölf weiteren Stellen, die goldene Cabochons (gewölbte runde oder ovale Schmuckformen) evozieren, verleiht der Miniatur eine besondere Feierlichkeit. Kreuzförmig gelegte Rubine füllen die Felder zwischen den goldenen Schmuckformen. Dieser imitierte Steinschmuck kann als königliches Motiv gedeutet werden und verweist vielleicht auf den kostbaren Schmuck der Reichsinsignien, die zur Entstehungszeit der Handschrift keinen Kaiser oder König hatten, der sie in Besitz hätte nehmen können.

Die Miniatur wird beherrscht durch die Figur des auferstehenden Herrn. Sie wird vor einem polierten Goldgrund mit blauer Rahmung in Szene gesetzt. Bildparallel füllt ein offener Sarkophag die gesamte Breite des Bildfeldes. Ein mit Rauten besetztes Ornamentband bildet den oberen Abschluss der Seitenwand, die unruhig in Grünbraun gemustert ist. Der Herr tritt aus dem Grab heraus, indem er entschlossen einen Fuß aus dem Grab setzt, der auf dem stilisierten Deckel des Sarkophags (mit gleicher Musterung) landet. Mit der stark blutenden Nagelwunde wirkt es fast so, als werde hier nochmals an den Kreuzbalken mit dem angenagelten Fuß erinnert. In jedem Fall erhalten der unbekleidet gezeigte Unterschenkel und der Fuß eine besondere Betonung. Kraftvoll erhebt der Auferstehende den rechten Arm zu einer Siegesgeste. In der Linken (beide

Hände zeigen die Nagelwunden) hält er einen Kreuzstab mit Triumphfahne. Auch der aus dem Sarkophag herausquellende Mantelzipfel zeugt von Bewegung und Leben und wird auf diese Weise zum Siegeszeichen. Überhaupt ist die Malweise von Mantel und Tunika Christi mit ihren changierenden Farbtönen in Braun-Grün-Blau-Rosa und ihrer lebendigen Faltenmodellierung besonders qualitativ. Am ausgestreckten rechten Arm, um die Seitenwunde und am Halsausschnitt zeigt sich, warum dieser Stil spätgotischer Kunst „Zackenstil“ heißt.

Besonders auffallend ist die Betonung der Seitenwunde. Das Gewand wird geöffnet und zeigt den Leib Christi mit der stark blutenden Wunde. Nicht zufälligerweise bildet die Wunde genau den Mittelpunkt des Bildfeldes über der ornamental hervorgehobenen Sarkophagkante. Leib und Blut Christi sprechen natürlich für eine eucharistische Interpretation. Auf der anderen Seite legt sich aber auch ein Verweis auf die Heilig-Blut-Reliquie im nicht weit vom Bodensee entfernten Kloster Weingarten nahe, die bis heute eine starke Verehrung erfährt.

Der Kopf Jesu wird von einem großen Kreuznimbus gerahmt und von ornamental in Wellen gelegten braunen Haaren. Er ist leicht zur Seite und nach unten gedreht, doch der Herr schaut den Betrachter direkt an. Der Blick ist gütig und hat etwas Abwartend-Fragendes, als wollte der Herr fragen: „Was bedeutet dir, Mensch, meine Auferstehung?“

Besiegte Mächte

Von der Bewachung des Grabes berichtet nur der Evangelist Matthäus (vgl. Mt 27, 57–61). Er erzählt auch, dass die Wächter mit der Erscheinung des Engels aus Furcht vor ihm erbebten und wie tot waren (vgl. Mt 28, 4). Die Wächter sind deshalb meistens mit geschlossenen Augen dargestellt. Hier aber haben sie die Augen geöffnet und folgen dem Geschehen. Zwei sind mit Kettenhemden als Soldaten gekennzeichnet und schau-

en den Auferstehenden an. Der rechte Wächter hält den Sarkophagdeckel fest, der mittlere weist mit dem Zeigefinger auf Christus und berührt den linken Wächter am Arm. Dieser trägt keine Rüstung und hat den Blick gesenkt, als wenn er noch in Todesstarre gefangen wäre. Ohne Zweifel soll hier zum Ausdruck kommen, dass die bösen, feindlichen Mächte besiegt sind, dass aber auch sie beginnen, die Bedeutung der Auferstehung zu begreifen und sich auf den ausrichten, der das Leben für alle errungen hat.

Heinz Detlef Stäps

Gott ist König. Grund zum Jubeln

Der 47. Psalm

Grund zum Jubeln! Zu Feier und Freude. Wann jubeln und wann feiern wir? Was macht uns Freude, was macht uns froh? Was feiern wir? Wen feiern wir? Wem jubeln wir zu? Wann, und wo, und wem klatschen wir Applaus?

Ihr Völker alle, klatscht in die Hände

Der 47. Psalm (*siehe auf den Seiten 96–97*) setzt mit einer Aufforderung zum Jubel ein. Alle Völker der Erde werden aufgerufen, Adonai, dem Herrn, JHWH, dem Gott Israels, zuzujubeln. Die Begründung wird gleich mitgeliefert: Dieser allein ist Gott. Die Gottestitel der beiden großen kanaänischen Gottesgestalten, „der Höchste“, damit wurde der Gott El gekennzeichnet und ausgezeichnet, und: „der Furchtgebietende“, Titel des Gottes Baal, werden hier auf den Gott Israels übertragen. Hier ist Gott. Nur hier. Gott allein. Und weg sind sie, die Götter, die Götzen. Hoffentlich. Grund zu jubeln. Guter Grund.

Er wählt unser Erbland für uns aus

Der Psalm findet noch weiteren Grund zum Jubel. Es ist die Erinnerung an die Landnahme Israels, es ist ihre Vergegenwärtigung. Sie wird als Königstat des Gottes Israels gefeiert. Ihren Abschluss fand sie mit dem Einzug des Herrn in Jerusalem, mit seinem Hinaufzug auf den Zion. Ein Höhepunkt. Aber keine Episode. Keine Momentaufnahme. Sondern Wirklichkeit, die bleibt, und bleibend wirkt, und endlich allen aufhilft und alle Welt heilt.

Singt unserm Gott, ja singt ihm

Der 47. Psalm entfaltet sich in zwei parallel aufgebauten, in ihrer Aussagetendenz verschiedenen, aber nicht widersprüchlichen, sondern sich bereichernden, einander ergänzenden Strophen. Die erste Strophe, V. 2–6, feiert die Folgen der Königsherrschaft Gottes für Israel. Die zweite Strophe, V. 7–10, beschreibt, visionär, die Auswirkungen dieser Königsherrschaft für die Völkerwelt.

Spielt unserm König, spielt ihm

Die zweite Strophe unseres Psalms beginnt abermals mit der Aufforderung zum Jubel, zum Jubel über den König. Adonai ist König. Er ist der einzige König. König der Welt ist der Gott Israels. Seit der Urzeit, von Anfang an, ist er König der ganzen Erde. Er hat der Welt eine Ordnung gesetzt, die beides will, anweist, gewährt und garantiert: Die Individualität der Völker, keine Gleichschaltung, und ihr friedliches, respektvolles, jedes einzelne Volk bereicherndes Zusammenleben zugleich.

Denn Gott gehören die Mächte der Erde

Die Verheißung von Gott her heißt zuerst und zuletzt: Frieden. Gottes Weltkönigtum ist keine Despotie, wie wir das von den irritierend sich in der politischen Landschaft mehrenden, von den infantilen, egomanen und machtgierigen Despoten unserer Tage kennen. Alle diese Riesenbabys. Im Osten – und im Westen. Im Morgenland, und so beschämend, so beunruhigend, immer mehr auch im Abendland. „Denn Gott gehören die Mächte der Erde.“ Die heutige Bibelwissenschaft macht darauf aufmerksam, dass die Mächtigen der Erde hier bewusst nicht Könige oder Herrscher, sondern „Schilde“ genannt werden. Ihre Sendung ist es nicht, so wird hier klargestellt, Macht aus-

zuüben, um des gestörten narzisstischen Gleichgewichts, der irren Eigen-Macht willen. Ihre Aufgabe ist es allein, dienend und bescheiden Schutzfunktion zu übernehmen für ihre jeweiligen Völker. Gewiss, auch das kann propagandistisch, populistisch missbraucht werden ... Doch diese biblische Präzisierung kann, vorsichtig gesagt, nicht im Sinne der Despoten sein; da ist Gegenwind. Gottes Geist.

Volk des Gottes Abrahams

Was für ein Anspruch! Was für ein Zuspruch! Abraham hat sich von den falschen Gottheiten seiner Väter losgesagt. Er hat sich freigeschwommen (Jos 24,2–3). Allein JHWH, den Herrn, als den wahren Gott anbeten. Darum geht es. Nein, nicht irgendwann einmal. Sondern: genau jetzt. Alle anderen im Clan denken und glauben anders. Was für ein Wagnis. Was für ein Abenteuer. Die Besteigung des Mount Everest ist nichts dagegen. Und hier nun der Zuspruch: Wenn ihr Fremden, ihr Völker, das wagt, dann seid ihr „Volk des Gottes Abrahams“.
„Ein Segen sollst du sein.“ (Gen 12,2)

Susanne Sandherr

„Alle Jubeljahre“

Ein heiliges Jahr

Das kommt aber auch nur alle Jubeljahre vor“ – diese Redewendung signalisiert alltagssprachlich: Das geschieht sehr selten, darauf kannst du lange warten – worauf auch immer.

Jobel und Jubel

Hat „Jubeljahr“ eigentlich mit „Jubeln“ und „Jubel“ zu tun? Das Jubel-Jahr gibt Grund zu jubeln, so weit, so gut. Ein Jubeljahr ist aber, nach dem biblisch-hebräischen Wortursprung, ein Jobeljahr. Zwar nicht „jubeln“ und „jubilieren“, aber Wörter wie „Jubiläum“, „Jubelfeier“, „Jubilar“ gehen auf das hebräische „jobél“ (Widderhorn) zurück. Mit dem Widderhorn blies man Alarm, kündigte aber auch frohe Ereignisse, Feste und Festzeiten an. Ein Jobeljahr ist nach Leviticus 25 jedes 50. Jahr, nämlich die Zeit nach sieben mal sieben Sabbatjahren.

Sabbatical

Was aber ist ein Sabbatjahr? In der heutigen Arbeitswelt bezeichnet Sabbatjahr oder, aus dem Englischen, Sabbatical, eine offizielle, in wenigen Berufen vom Arbeitgeber, meist vom Arbeitnehmer, manchmal in einem Mischmodus finanzierte längere Auszeit von der Berufsarbeit, die der Regeneration, der Burn-out-Prophylaxe, der Motivation, der Neuorientierung, der Forschung, beruflichen Horizonterweiterung und Weiterbildung, aber auch Zwecken wie Kinderbetreuung und Pflege betagter oder kranker Angehöriger dienen kann.

Das Sabbatjahr

Nach Leviticus 2, 5–7 gilt als Sabbatjahr jedes siebte Jahr, in dem die Bearbeitung der Felder ruhen muss und sich die Menschen von dem ernähren sollen, was von selbst wächst. Es ging, mit heutigen Worten, um Ökologie, um den rechten, den gerechten, schonenden Umgang mit der anvertrauten Natur; biblisch gesprochen, mit der dem Menschen anvertrauten Schöpfung.

Loslösung

Eine soziale Dimension ist hier ebenfalls im Blick! Das hebräische Wort für das Sabbatjahr bedeutet „Loslösung, Erlass“. Nach jeweils sieben Jahren soll Sklaven die Freiheit angeboten und Verschuldungen aufgehoben werden (Ex 21,2; Dtn 15,2). Ziel des Sabbatjahres war es, im Rahmen eines Kreditsystems, in dem der Einzelne mit seiner Person und seiner Familie für Schulden haften musste (2 Kön 4,1), für sozialen Ausgleich zu sorgen und endgültige Verarmung zu verhindern. Unregelmäßige obrigkeitliche Anordnungen von Schuldenerlass und Sklavenentlassung kennt der Alte Orient insgesamt. Doch der am wöchentlichen Sabbat orientierte verlässliche Sieben-Jahres-Rhythmus und die öffentliche Ausrufung des Sabbatjahres machen es zu einer sozialen Institution, die frei ist von der Willkür der Könige.

Das Jubeljahr

Das Jubeljahr oder Jubeljahr hat seinen Namen vom hebräischen Wort „jobél“, Widderhorn, das zu seiner Eröffnung geblasen wurde. Martin Luther übersetzt mit „Halljahr“, während sich in römisch-katholischer Tradition „Jubeljahr“ eingebürgert hat. Die Bestimmung zum Jubeljahr (Lev 25) greift auf die Institution des Sabbatjahrs zurück, verlängert den Zeitraum aber siebenfach (Lev 25,39–55). War das eine realistische Perspektive, nach 49 Jahren aus Schuldklaverei entlassen zu werden? Bemerkenswert ist der hier geforderte Umgang mit Grundbesitz. Der Urzustand gerechter Verteilung von Grund und Boden soll alle 50 Jahre wiederhergestellt werden (Lev 25,13–34).

Denn das Land gehört mir

Auch wenn das Jubeljahr, im Unterschied zum Sabbatjahr, dem siebenjährigen Brach- und Erlassjahr, in der jüdischen Sozialgeschichte persischer, hellenistischer und römischer Zeit wohl keine unmittelbar praktische Rolle gespielt hat, die theologischen Grundgedanken von Sabbatjahr und Jubeljahr wirkten weiter. Man kann diese Auswirkungen wirtschaftsethisch, sozial-ethisch, ökologisch nennen: Ihr Grund ist Gottes Wort. „Das Land darf nicht endgültig verkauft werden, denn das Land gehört mir und ihr seid nur Fremde und Beisassen bei mir.“ (Lev 25,23) Hier spricht kein selbstherrlicher, gieriger Großgrundbesitzer, das sagt der Herr, die Großzügigkeit selbst. An uns ist es, Konsequenzen zu ziehen, für einen schonenden Umgang mit der Schöpfung, der alle aufatmen lässt. Für ein solidarisches Miteinander der Menschen. Das befreit.

Und ruft Freiheit für alle Bewohner des Landes aus

„Erklärt dieses fünfzigste Jahr für heilig und ruft Freiheit für alle Bewohner des Landes aus!“ (Lev 25, 10) Freiheit, Befreiung, aus bitterster Armut und Lebensnot durch den Verlust des Grundeigentums, Auslösung aus Schuldklaverei. Das Jesaja-Buch (Jes 61, 1) kündigt Freiheit, Freilassung an, nach dem Vorbild des Jubeljahrs, und zugleich unabhängig vom Kalender. Folgt man dem Lukas-Evangelium, so hat Jesus, Träger des Geistes und in seiner Kraft, sich diese Freiheitsbotschaft, sich diese Gottes-Gewissheit, zu eigen gemacht. (Lk 4, 18–21)

Susanne Sandherr

Unterschiedliche Ostertermine der Kirchen

Das Osterfest ist nicht an ein festes Datum gebunden, sondern wird innerhalb eines bestimmten Zeitraums im Frühjahr begangen. Alle Kirchen folgen dabei der gleichen Regel: Ostern wird am ersten Sonntag nach dem ersten Vollmond gefeiert, der auf die Tagundnachtgleiche im Frühjahr folgt. Dennoch feiern in den meisten Jahren die östlichen und die westlichen Kirchen Ostern an verschiedenen Daten. Dies geht auf das 16. Jahrhundert zurück, als Papst Gregor XIII. eine Kalenderreform einführte. Doch einige Kirchen folgten diesem „Gregorianischen Kalender“ nicht und behielten den bisherigen „Julianischen Kalender“ bei. Der Julianische Kalender geht auf Julius Cäsar zurück, der einen alexandrinischen Astronomen mit einer Kalenderreform beauftragte. Mit ihr wurde das alt-römische Mondsystem abgeschafft und das Jahr mit 365 Tagen und der Gliederung in Monate eingeführt. Papst Gregor XIII. (1572–1585) sollte eine Lösung für die Kalenderproblematik finden, da der julianische Kalender nach einiger Zeit nicht mehr mit den astronomischen Gegebenheiten übereinstimmte. Mit dieser Kalenderreform wurden die Schaltjahre reduziert und die Abweichungen angepasst.

Kalender braucht Korrekturen

Mit dem Kalender wird die Zeit, die sich aus dem Umlauf der Erde um die Sonne und aus dem Umlauf des Mondes um die Erde ergibt, in ähnliche Abschnitte eingeteilt. Doch benötigt die Erde für ihre Umkreisung der Sonne über fünf Stunden mehr als 365 Tage. Der Julianische Kalender löste das Problem mit dem Einschub von Schaltjahren. Dennoch blieb eine Zeitdifferenz. Nach 128 Jahren blieb der Kalender einen Tag hinter den astronomischen Gegebenheiten zurück. Der Gregorianische Kalender hingegen weicht erst nach 3 600 Jahren um einen Tag ab.

Nebeneinander der Kalender

Zahlreiche orthodoxe Kirchen sowie orientalisches-orthodoxe Kirchen verwenden bis heute den julianischen Kalender, um das Osterdatum zu berechnen. Im Jahr 1924 hatten einige orthodoxe Kirchen mit einem Sprung vom 9. auf den 23. März den gregorianischen Kalender übernommen, regelten aber die Schaltjahre anders. Dieser sogenannte „neue Kalender“ blieb umstritten, etwa die Hälfte der orthodoxen Kirchen nutzt nach wie vor den julianischen Kalender. Der julianische und der gregorianische Kalender unterscheiden sich um 13 Tage. Wenn also der 21. März als Tag der Tagundnachtgleiche nach dem julianischen Kalender erreicht ist, wird nach dem gregorianischen Kalender bereits der 3. April gezählt. Dies führt bis heute zu unterschiedlichen Daten des Osterfestes. Falls ein Vollmond zwischen die beiden Daten fällt, liegt das Osterfest nach dem julianischen Kalender später als das Fest nach dem gregorianischen Kalender.

Große Bedeutung der Tradition

Die Kalenderfrage hat in der Geschichte zu vielen Spaltungen geführt. Und bis heute bleibt es schwierig, eine Einigung zu erzielen. Während in den westlichen Kirchen mehr Wert auf den Einklang mit den astronomischen Gegebenheiten gelegt wird, bleibt dies für die Ostkirchen nachrangig. Auch das Heilige und Große Konzil, das die Orthodoxe Kirche 2016 auf Kreta abhielt, konnte trotz vorheriger Ankündigung, das Problem konstruktiv angehen zu wollen, keine Lösung finden, die ökumenisch zu mehr Einheitlichkeit geführt hätte. Dies liegt insbesondere an der hohen Wertschätzung der Tradition. Da eine Veränderung der kalendarischen Gegebenheiten zudem enorme Auswirkungen auf die liturgische Ordnung hätte, ist eine kurzfristige Änderung wohl auch nicht in Sicht. Gleichwohl fallen trotz der unterschiedlichen Berechnungen in einigen Jahren die Daten des Osterfestes

im Osten und im Westen zusammen, das nächste Mal am 20. April 2025 sowie drei Jahre später am 16. April 2028.

Marc Witzenbacher

Wir wollen alle fröhlich sein

Von nun an bis in Ewigkeit

Den Text des Liedes finden Sie auf den Seiten 49–50.

Der Osterjubel „Wir wollen alle fröhlich sein“ (GL 326; EG 100; KG 447) geht in den Textstrophen 2–5 auf Cyriacus Spangenberg (1528–1604) zurück, Sohn des Reformators Johannes Spangenberg (1484–1550). Vorlage war die lateinische Cantio „Resurrexit Dominus“ („Der Herr ist auferstanden“) aus dem 14. Jahrhundert. In C. Spangenburgs „Christlichs Gesangbüchlein“, das 1568 in Eisleben erschien, findet sich das fünfstrophige Lied zum ersten Mal, mit der Überschrift „Ein Alt Osterlied“. Der Liedruf „Wir wollen alle fröhlich sein“ ist als Doppelzeilenruf „We schollen alle vrolik sin“ erstmals um 1380 in Trier bezeugt.

Aufforderung und Bekräftigung

„Wir wollen alle fröhlich sein“, mit dieser Selbstaufforderung der singenden Gemeinde hebt das Osterlied an, das in seiner freudigen Grundstimmung begeistert und mitreißt. Ein tänzerisch-wiegender, eingängiger Dreierhythmus bestimmt das musikalische Geschehen von Anfang an. Der Refrain „Halleluja, Halleluja, / Halleluja, Halleluja. / Gelobt sei Christus, Marien Sohn“ wiederholt die Melodie der Strophe und verstärkt die Wirkung der einfachen, in heiterem Dur gehaltenen Dreizeiler.

Bessere Lieder

Der Philosoph Friedrich Nietzsche (1844–1900) hat den Christen bekanntlich ins Stammbuch geschrieben: „Bessere Lieder müssten sie mir singen, dass ich an ihren Erlöser glauben lerne: erlöster müssten mir seine Jünger aussehen!“ So heißt es in Nietzsches „Also sprach Zarathustra“ im 37. Kapitel. Schaut man sich unsere christlichen Oster- und unsere Weihnachtslieder an, dann sind die übersprudelnd heiteren, die einladenden und lockenden Jubel- und Freudengesänge nicht eben in der Minderzahl. Und dabei handelt es sich nicht um Zuckerguss, den der Philosoph vermutlich auch nicht schätzte.

Im Ei

Wir hatten auf dem Gymnasium einige Jahre eine katholische Religionslehrerin, promovierte Kunsthistorikerin, Germanistin und Theologin, die mich sehr beeindruckte. Einmal sagte sie: „Sie sind doch alle noch Küken.“ Also: Sie sind doch allesamt behütet, fast noch im Ei; was das Leben so bringt, oder nimmt, das ahnt ihr gar nicht. Der Satz kam nicht abwertend bei mir an, im Gegenteil. Ich habe auch nicht widersprochen, aber ich wusste, dass er nicht wahr war, nicht für alle unter uns. Einige waren schon lange nicht mehr im Ei, wenn sie es je gewesen waren. Aber keine Frage, auch diese Scala ist nach oben, oder nach unten, offen. Wir waren Küken.

Befreit

Nicht mehr im Ei sein und dennoch „Wir wollen alle fröhlich sein“ singen, jenseits jener ersten Naivität der Küken, und fern von feucht-fröhlicher Schunkelfröhlichkeit: Wie geht das? Christlich, jüdisch, biblisch ist Befreiung von Bedrückung das Schlüsselerleben. Gott begegnen: in Befreiungserfahrungen. Grundlegend ist der Auszug der Hebräer, der Leute um Mose,

aus Ägypten. Erlebte Befreiung artikuliert sich im Jubel. Vom Lied der Freude über die Rettung am Schilfmeer bis, christlich gelesen, zum Gotteslob der Freunde Jesu: „Surrexit Dominus vere“, „der Herr ist wahrhaft auferstanden“.

Halleluja

Darum auch das strophenlange Halleluja des Liedes. Hier ist das biblische „Lobet JHWH“ ergänzt um das Lob Christi, Marien Sohn. Doch was ist der Grund der ansteckenden Fröhlichkeit? Er liegt in Gottes Heilshandeln (Strophe 1), in Tod und Auferweckung Jesu (Strophe 2). Die Christenheit breitet, weitert diese Freude in einer 50-tägigen Feier aus. Grund genug: Die Macht des Todes – zerstört. Nachhaltig gestört, gebrochen, unterbrochen. Der „Höllens Pfort“, zerstört, „die Seinen all herausgeführt“. Gottes Exodus, der Erlösung bringt „vom ewigen Tod“ (Strophe 3). Österlich erlöst, sind wir Mitbesitzer des Paradieses, das der Gottessohn „uns erkauft“ (Strophe 4). Das ist aber nicht das Privileg einer ganz besonders verdienten oder zahlungskräftigen Schicht, sondern gilt den Menschen auf dem ganzen „Erdenkreis“ (Strophe 4) – angesichts wachsender Fremdenfeindlichkeit heute eine wertvolle, willkommene oder unwillkommene Erinnerung aus österlichem Geist.

Von nun an bis in Ewigkeit

Bis in Ewigkeit soll das universelle Gotteslob reichen. Das ewige Lob Gottes ist das Ziel der innerweltlichen Existenz. Das heutige Halleluja – Vorgeschmack auf das endgültige Geschenk neuen Lebens. Und schon jetzt gilt es loszulassen, sich erlösen zu lassen, von den falschen Liedern, die wir mitsingen, von den unsinnigen Lasten, die wir uns selbst und einander aufbürden. „Des freu sich alle Christenheit.“

Susanne Sandherr

Die Pfingstkirchen

Nach der römisch-katholischen Kirche zählt die Pfingstbewegung mit vermutlich mehr als 450 Millionen Gläubigen weltweit mittlerweile zu den größten christlichen Gemeinschaften. Der Name „Pfingstkirchen“, „Pfingstbewegung“ oder „pentekostale Kirchen“ geht auf das in der Apostelgeschichte überlieferte Pfingstwunder zurück (Apg 2, 1–13; Pfingsten = griechisch *pentekoste*). Ihren Ausgangspunkt nahm die Bewegung vor allem in der amerikanischen Heiligungsbewegung am Ende des 19. Jahrhunderts. Die Pfingstbewegung kennzeichnet die Erfahrung des Heiligen Geistes, auch Geisttaufe genannt, die oft von Zeichen wie Heilungen oder der Zungenrede (Glossolie, gr. *glossa* = Zunge) begleitet wird. In der Regel sind die einzelnen Gemeinden der Pfingstbewegung selbstständig und haben sich in Bündeln zusammengeschlossen. Die Fragen der Lehre, der Finanzen sowie auch des Personals regeln die Gemeinden selbst. In Deutschland sind die meisten Pfingstgemeinden im „Bund Freikirchlicher Pfingstgemeinden“ (BFP) vereint. Den 830 Gemeinden gehören rund 6200 Mitglieder an. Der BFP ist Gastmitglied der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland.

Erneuerung der Kirche

Ende des 19. Jahrhunderts kam es in den Vereinigten Staaten von Amerika zu verschiedenen Erweckungsbewegungen, die eine Erneuerung der Kirche anstrebten. Zahlreiche Evangelisten und Missionare gründeten Gemeinden, in denen die eigene Glaubenserfahrung besonders betont wurde. Die Nähe Gottes wurde besonders in enthusiastischen Erfahrungen wie der Zungenrede oder Heilungswundern erlebt. Da die Zungenrede zu den wichtigsten Zeichen der Bewegung wurde, sprach man auch von der „Zungenbewegung“. Unter Anleitung des Metho-

Methodistenpastors Charles F. Parham (1873–1929) redete im Jahr 1901 in einer Bibelschule eine junge Frau öffentlich in Zungen. Von da an galt in der aufbrechenden Erweckungsbewegung die Zungenrede als ein Erkennungszeichen der Geisttaufe, die der Bekehrung folgt und von der Wassertaufe unabhängig ist. Der ebenfalls aus der Methodistenkirche stammende Prediger William J. Seymour brachte die Pfingstbewegung nach Los Angeles, wo seine Gemeinde in der Azusa Street zum Ausgangspunkt der weltweit verbreiteten Bewegung wurde. Durch ihre Herkunft aus der methodistischen Kirche verbanden die beiden Prediger die aus dem Methodismus stammende Heiligungsbewegung mit den für sie wesentlichen persönlichen Erfahrungen des Heiligen Geistes. Die Gemeinden prägte zudem ein damals ungewohntes soziales Miteinander: In den Gemeinden fanden sich verschiedene Milieus und Menschen unterschiedlicher Hautfarbe zusammen.

Pfingstgemeinden in Deutschland

In Berlin gründete sich 1920 eine Gemeinde, die als Ausgangspunkt der Pfingstbewegung in Deutschland gilt. Der Evangelist Heinrich Vietheer (1883–1968) rief zwei Jahre später durch die Arbeit der „Berliner Zeltmission“ einige sogenannter Elim-Gemeinden ins Leben, die sich später in einem Verband organisierten. Auch in Polen und Russland wurden Gemeinden gegründet. In Württemberg und Berlin entstanden zudem sogenannte „Volksmissionsgemeinden“. Die verschiedenen Verbände und Strömungen vereinigten sich schließlich 1938 zu einem Bund, der sich nach dem Verbot durch die Gestapo nach dem Zweiten Weltkrieg wieder zusammenschloss und mit einigen Zwischenstationen schließlich 1982 in den „Bund Freikirchlicher Pfingstgemeinden“ umbenannt wurde. Der Bund unterhält neben dem Theologischen Seminar Beröa in Erzhausen, in dem die Pastoren ausgebildet werden, zahlreiche Werke sowie einen

Verlag. Im Jahr 2000 wurde der BFP Vollmitglied der „Vereinigung Evangelischer Freikirchen“ (VEF). In den 1960er-Jahren entstanden auch in der römisch-katholischen und den evangelischen Kirchen charismatische Bewegungen, die eine geistliche Erneuerung der eigenen Kirche anstrebten. Sie wollten keine Kirchenspaltung, sondern von innen heraus die Kirche geistlich beleben.

Persönliche Entscheidung

Am Beginn des Glaubens steht für die Pfingstbewegung die eigene Bekehrung, die als ein Geschenk Gottes verstanden wird. Dies ist mit einer Abkehr vom bisherigen Lebensstil verbunden. Die Wiedergeburt des Menschen geschieht für Pfingstler nicht in der Wassertaufe, sondern durch das erneuerte Leben und den Glauben im Heiligen Geist. Die Taufe mit Wasser folgt als öffentlicher Bekenntnisakt vor der Gemeinde und der Welt, daher wird in den Pfingstgemeinden die Kindertaufe nicht praktiziert. Die bewusste Bekehrung prägt auch das kirchliche Leben der Pfingstgemeinden. In den Gottesdiensten haben der Lobpreis sowie das freie persönliche Gebet einen festen Platz. Nach dem Selbstverständnis des BFP sind die Gemeinden Orte, an denen „Gemeinschaft, gegenseitige Hilfe im Dienst und eine Verwirklichung der unterschiedlichen Berufungen gelebt wird“. Ziel allen kirchlichen Lebens ist das Lob Gottes und die eigene Heiligung. Dies drückt sich auch in konkretem Handeln aus. Der BFP unterhält mehrere diakonische Einrichtungen. Trotz mancherlei Unterschiede zu den anderen Kirchen versteht sich die Pfingstbewegung als Teil der weltweiten Kirche Jesu Christi: „Wir glauben, dass zur Gemeinde Jesu wiedergeborene Menschen aus allen an der Bibel orientierten Gemeinden und Kirchen gehören“, wie es auf der Website des BFP heißt (www.bfp.de). Diese Grundhaltung prägt auch die Mitarbeit in der ökumenischen Bewegung, zu der offizielle Dialoge mit den

anderen Kirchen und die Mitgliedschaft in ökumenischen Gremien gehören.

Marc Witzemberger

Gottesdienstliche Christologie

Bei aller klaren Ausrichtung des liturgischen Handelns auf Gott hin, ist unser Gottesdienst inhaltlich bestimmt von Jesus Christus, seiner Person und seinem Wirken. Er steht im Zentrum unserer Gottesdienste, speziell der Eucharistiefeyer mit ihren beiden Polen der Verkündigung des Evangeliums, in dem Jesus selber zu uns spricht, und in der eucharistischen Kommunion, in der wir ihn unter den Zeichen von Brot und Wein empfangen und uns durch ihn verwandeln lassen.

Beten „durch Christus“

Jesus, den wir als den Christus, den Messias und Gesalbten bekennen, ist der Mittler. Dies wird etwa in den Orationen, den Gebeten im Namen der versammelten Gemeinde, deutlich, wenn es am Schluss heißt: „Darum bitten wir durch Jesus Christus, deinen Sohn, unseren Herrn und Gott, der in der Einheit des Heiligen Geistes mit dir lebst und herrscht in alle Ewigkeit.“ Wenn wir mit Gott sprechen, so geschieht dies durch seinen Sohn Jesus Christus. Seine Mittlerschaft ist möglich, weil er wahrer Mensch und wahrer Gott ist. Oder um es mit dem österreichischen Liturgiewissenschaftler Philipp Harnoncourt zu sagen: In Christus ist Gott bei den Menschen, in Christus ist zugleich der Mensch bei Gott. Hinter dieser in der katholischen Kirche (etwa im Gegensatz zu den reformierten Kirchen) lehramtlich wenig reflektierten, aber liturgisch bedeutsamen

Aussage stehen Formulierungen in der neutestamentlichen Briefliteratur: „Einer ist Gott, Einer auch Mittler zwischen Gott und den Menschen: der Mensch Christus Jesus, der sich als Lösegeld hingegeben hat für alle“ (1 Tim 2, 5 f.). Gerade der Hebräerbrief entfaltet das Motiv der Mittlerschaft, etwa in Hebr 9, 3–28: „Denn Christus ist ... in den Himmel selbst (gegangen), um jetzt vor Gottes Angesicht zu erscheinen für uns.“ (Hebr. 9, 24) Hier wird die Aussage des Glaubensbekenntnisses: „Er sitzt zur Rechten Gottes, des Vaters“ inhaltlich mit dem Dienst des Mittlers gefüllt.

Sprechen „zu Christus“ und „mit Christus“

Dennoch kennt die Liturgie auch das Sprechen, ja Beten *zu Christus*. Bei den wenigen an Christus gerichteten Orationen lautet der Schluss: „... der du in der Einheit des Heiligen Geistes mit Gott dem Vater lebst und herrschest in alle Ewigkeit.“ Direkt wird also in der Rückbindung an Gott sichtbar, dass Christus eine Person der Trinität ist, aber keine eigene Gottheit. Im Sohn wird indirekt der Vater mit verherrlicht: Die Kirche – verstanden als die Braut Christi – „ruft ihren Herrn an, durch ihn huldigt sie dem ewigen Vater“, wie es die Liturgiekonstitution in Nr. 7 ausdrückt.

Eine Anrede Jesu Christi findet sich vor allem in freieren Formen, also in Liedern und Hymnen, etwa des Stundengebets. Es handelt sich damit um stärker poetische Texte, die nicht streng an dogmatischen Vorgaben ausgerichtet sind. Hier sprechen und singen die Betenden oft, wie sie es empfinden. Und für die Glaubenden ist eben Jesus die Entäußerung, die Mensch gewordene Gestalt Gottes, mit der zu reden für viele einfacher ist als mit dem „allmächtigen Gott“, der uns bisweilen fern scheint. Es ist also eine Sprechweise des „gläubigen Herzens“. Durch das Ansprechen Christi wird letztlich Gott selbst für uns ansprechbar.

Ebenso kennt die kirchliche Tradition das Beten *mit Christus*, gerade im Stundengebet. Denn mit den dort verwendeten Psalmen nutzen wir eine schwierige Textgattung. Eine der Formen, wie der Vollzug der Psalmen als Gebet in der Tradition gedeutet wird, ist das Gebet mit Jesus Christus, den die Kirche als ihren ersten, vorzüglichen Psalmbeter sieht. Christus verherrlicht den Vater, und die Kirche schließt sich dem Gebet ihres Hauptes an, versteht sie sich doch als „Leib Christi“.

Die offizielle Einführung in das Stundengebet bringt die verschiedenen Formen ganz gut mit einem Augustinus-Zitat auf den Punkt und stellt deren Verflechtungen heraus: „Unser Herr Jesus Christus, Gottes Sohn, soll der eine Heiland seines Leibes sein, der für uns betet, in uns betet und zu dem wir beten: Für uns betet er als unser Priester, in uns betet er als unser Haupt; zu ihm beten wir als unserem Gott.“ (AES 7)

Christologie des Kirchenjahrs

Damit haben wir vor allem die Christologie der aufsteigenden Dimension des Gottesdienstes betrachtet. Die stärkste christologische Komponente aber wird für uns in der Liturgie im Kirchenjahr deutlich – und damit eher in absteigender Weise. Denn das Kirchenjahr ist christologisch verankert, mit den Polen des Weihnachtsfestkreises als Fest der Geburt Jesu, damit der Entäußerung Gottes, auf der einen Seite und auf der anderen Seite des Osterfestkreises, mit Gedächtnis von Leiden, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Vielleicht wird gerade in der Kar- und Osterzeit, in der wir nun stehen, die Tiefe des Wirkens dieser christologischen Komponente spürbar. Denn wir rekapitulieren ja nicht nur Vergangenes, das für uns heilsgrundlegend ist, sondern vergegenwärtigen es in der Feier. Durch diese Vergegenwärtigung wirkt es in uns und verändert uns. Und das bezieht sich nicht nur auf die Textebene, sondern auf alle Ausdrucksformen und die ganze Feiargestalt.

Etwa die Feier des Kreuzestodes Christi am Karfreitag will uns Trost in der eigenen Erfahrung von Schuld, Gebrochenheit, vielleicht Krankheit und Vergänglichkeit sein. Die „Grabesruhe“ des Karsamstags kann eigene Erfahrungen der Gottverlassenheit ansprechen. Der Durchgang durch die Osternacht mit ihrer reichen Symbolkraft, den Lichtriten, dem Untertauchen in der Taufe, dem Wachen in den Lesungen der Vigil und die Verkündigung des leeren Grabes, nehmen uns mit in Tod und Auferstehung Jesu Christi hinein, erneuern uns aber auch, gerade im abschließenden Empfang der Osterkommunion.

Es ist die rituelle Gestaltung der Heiligen Drei Tage, in denen altes Traditionsgut erhalten geblieben ist, und das zugehörige, innerlich bewegende Liedgut, in denen eine Tiefe des Christusereignisses aufleuchtet, wie dies nur wenige Tage im Kirchenjahr vermögen.

Friedrich Lurz

Heilige des Monats: Bernadette Soubirous

Das mit ihren persönlichen Erfahrungen einer der größten und bedeutendsten Wallfahrtsorte der Welt verbunden ist, hätte zunächst niemand vermutet. Bernadette Soubirous wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, war wenig gebildet und hatte es auch später als Ordensfrau nicht leicht. Und doch veränderten die Erscheinungen, die sie in der berühmten Grotte in Lourdes erlebte, nicht nur ihr eigenes Leben. Bis heute schöpfen unzählige Menschen Trost aus ihrem Besuch in Lourdes. Auch wenn sich nach wie vor die Geister an dem Wallfahrtsort scheiden, die Ausstrahlung von Lourdes ist ungebrochen. Genauso fasziniert bis heute die Lebensgeschichte der „Seherin von Lourdes“, von Bernadette Soubirous.

Aufgewachsen in Armut

Geboren wurde Bernadette am 7. Januar 1844 als ältestes von sechs Kindern einer Müllersfamilie. Ihre Mühle Boly musste die Familie allerdings aufgeben, weil dampfbetriebene Mühlen wirtschaftlicher waren und die Familie immer mehr in Armut geriet, wohl auch durch die Alkoholsucht des Vaters. Nachdem die Familie in eine kleinere Mühle umgezogen war, brach in Lourdes eine Cholera-Epidemie aus, die viele Menschen das Leben kostete. Auch Bernadette wurde angesteckt und litt ihr ganzes Leben unter den Folgen der schweren Krankheit. Die Not zwang die Familie, eine noch kleinere Mühle zu bewirtschaften. 1856 herrschte eine große Hungersnot, der die Regierung mit der Verteilung von kostenlosem Mehl abzuhelfen versuchte. So musste die Familie auch die kleine Mühle aufgeben, der Vater nahm Gelegenheitsarbeiten an. Schließlich war die Familie mittellos und wurde in einem Raum des ehemaligen Gefängnisses im Ort, dem „Cachot“, untergebracht.

Erscheinungen in einer Grotte

Aufgrund dieser Verhältnisse konnte Bernadette nicht zur Schule gehen und musste die Familie mit dem Hüten von Schweinen oder als Bedienung in einer Wirtschaft unterstützen. 1857 wurde sie Magd auf dem Hof ihrer Patentante in Bartrès. Von ihrer Tante wurde sie schlecht behandelt, Bernadette fühlte sich ausgestoßen und unglücklich. Doch gerade in dieser Situation verwandelte sich ihr Leben völlig. Beim Schafehüten erschien ihr nach ihrer Schilderung insgesamt 18 Mal eine schöne Dame, die sich schließlich als die „Unbefleckte Empfängnis“ vorstellte. Bernadette scheute sich zunächst, von der Erscheinung zu erzählen, doch spürten die Menschen in ihrer Umgebung, dass sie sich verändert hatte. Bernadette trat selbstbewusster auf und strahlte trotz ihrer von Krankheit gezeichneten Gestalt eine große Würde aus. Nach einiger Zeit wurde sie von der weißen

Dame aufgefordert, 15 Tage an den Ort zu kommen, wo sie die Erscheinung hatte. Immer mehr Menschen folgten ihr, doch konnte niemand außer ihr eine Erscheinung wahrnehmen. Bernadette geriet während der Erscheinungen in Ekstase.

Entdeckung der Quelle von Lourdes

Da die Ereignisse immer mehr Tumult verursachten, wurde die Polizei aufmerksam und verhörte Bernadette. Doch sie ließ sich nicht beirren. Sie wurde von der Dame aufgefordert, aus einer Quelle zu trinken, von der zunächst nichts zu sehen war. Bernadette scharrrte am Boden, tatsächlich kam Wasser zum Vorschein. Dann sollte Bernadette den Priester aufsuchen und ihn bitten, eine Kapelle an der Grotte zu errichten.

Heilungswunder an der Quelle

Immer mehr Menschen hörten von den Erscheinungen und folgten Bernadette zur Grotte. Als eine Frau ihren gelähmten Arm in das Wasser der Quelle tauchte, konnte sie ihn anschließend wieder bewegen. Daraufhin kamen bis zu 10 000 Menschen zur Grotte, um die Erscheinungen der Bernadette zu erleben. Doch ebenso wie die Anhänger wuchs der Widerstand. Die örtliche Zeitung wetterte gegen den „Aberglauben von Lourdes“. Auch der örtliche Pfarrer hielt die Berichte von Bernadette zunächst für Auswüchse ihrer reichen Fantasie. Doch der Arzt in Lourdes glaubte Bernadette und bestätigte die Heilungen, die sich an der Quelle vollzogen hatten. Die Ereignisse wurden dadurch schnell in ganz Frankreich bekannt. Aber Bernadette musste sich weiteren Verhören stellen, auch der Bischof bestellte sie ein.

Anerkennung durch die Kirche

Schließlich wuchs die Zustimmung. 1862 erkannte der Ortsbischof, zwölf Jahre nach Bernadettes Tod auch Papst Leo XIII., die Erscheinungen offiziell an. 1864 wurde an der Grotte die berühmt gewordene Marienstatue aufgestellt, 1866 auch die von der Dame erbetene Kapelle errichtet. Obwohl es immer noch großen Widerstand gab, entwickelte sich Lourdes rasch zu einem der bedeutendsten Wallfahrtsorte. Im Jahr 1867 zählte man bereits rund fünf Millionen Pilger. Bernadette aber hatte weiterhin mit Misstrauen, Unverständnis und Missgunst zu kämpfen. Von der Presse wurde sie als „hysterische Person“ titulierte, viele zogen ihre Berichte in Zweifel.

Eintritt ins Kloster

Als sie die letzte Erscheinung hatte, sprach Bernadette schließlich nicht mehr über das, was sie erlebt hatte. Sie ging zur Schule und arbeitete im Krankenhaus von Lourdes. Da sie von Neugier und Belästigungen bedrängt war, verließ Bernadette schließlich Lourdes und schloss sich den Barmherzigen Schwestern im Kloster St. Gildard in Nevers an, etwa 500 Kilometer von Lourdes entfernt. Sie legte dort ihre Gelübde ab und nahm den Ordensnamen Marie Bernardre an. Der Orden machte ihr jedoch zur Auflage, nicht mehr über ihre Visionen zu sprechen. Auch ihre Mitschwestern machten ihr das Leben nicht leicht. Am 16. April 1879 starb Bernadette im Alter von 35 Jahren an den Folgen ihrer Krankheiten. Nach ihrem Tod wuchs die Anziehungskraft von Lourdes immer weiter. Und auch die Anerkennung der Geschichte von Bernadette. 1925 wurde sie selig-, 1933 heiliggesprochen. Als ihr Leichnam anlässlich der Seligsprechung exhumiert wurde, wurde er unverwest vorgefunden. Bis heute liegen ihre sterblichen Überreste in einem Glasschrein im Kloster in Nevers. Versuche, ihren Leichnam nach Lourdes zu holen, lehnte das Kloster ab. Mehrere Millionen Menschen

pilgern jedes Jahr nach Lourdes. Rund 30 000 Heilungen wurden berichtet, bis heute wurden aber erst 70 Heilungen offiziell als Wunder anerkannt. Papst Johannes Paul II. machte im Jahr 2004 seine letzte Auslandsreise nach Lourdes, auch Benedikt XVI. kam 2008 zum 150. Jubiläum der Erscheinungen von Bernadette Soubirous.

Marc Witzenbacher

Urbi et Orbi: die Segnungsloggia im Petersdom

Er ist einer der berühmtesten Balkone der Weltgeschichte, dabei wird er nur selten genutzt. Nur drei Gelegenheiten gibt es, an denen der Papst auf der Segnungsloggia des Petersdoms in Rom erscheint: beim feierlichen Segen „Urbi et Orbi“ an Ostern und Weihnachten, und wenn sich der neu gewählte Papst ebenfalls mit dem feierlichen Segen der Welt vorstellt. Auch am Osterfest dieses Jahres wird der Papst den Segen wieder von der Loggia spenden, die ohne die Päpste zunächst nur wie ein architektonisches Element in der Fassade des Petersdomes wirkt. Damit wird auch hervorgehoben, dass nicht die Architektur, sondern der Segen des Papstes im Vordergrund steht.

Lange Baugeschichte

Der Petersdom hat wie viele große Kirchen der Christenheit eine lange Baugeschichte hinter sich. 1506 legte Papst Julius II. den Grundstein für einen Neubau der Kirche Sankt Peter, weil er die aus dem vierten Jahrhundert und mittlerweile mehrfach umgebaute und baufällig gewordene Kirche durch einen prächtigen Bau ersetzen wollte. Erst 1626 konnte Papst Urban VIII.

schließlich die Peterskirche weihen. Dazwischen mühten sich 13 Päpste um die damals größte Baustelle der Welt. Einigen von ihnen war die Baustelle mehr eine Last, erst Papst Paul V. machte den Bau zu seiner ersten Priorität. Er entschied sich gegen das ursprünglich von Michelangelo entworfene Konzept, gleich lange Längs- und Querachsen des Domes zu errichten. Er beauftragte den Schweizer Architekten Carlo Maderno damit, den Dom in der Form eines lateinischen Kreuzes in der damals üblichen Ost-West-Ausrichtung fertigzustellen. Maderno vollendete die Arbeiten in rasanter Geschwindigkeit. In nur sieben Jahren errichtete er die Fassade und den Längsbau mit der riesigen Kuppel. Über der Fassade prangt in großen Lettern der Name Pauls V., in dessen Pontifikat die Fassade fertiggestellt wurde.

Erhöhte Segnungsloggia

So wie schon Alt-Sankt Peter sollte auch der neue Petersdom eine Segnungsloggia erhalten. Der Papst brauchte für den feierlichen Segen einen erhöhten Platz, von dem aus ihn alle Gläubigen sehen konnten. Da man damals noch nicht die heutigen Übertragungsmöglichkeiten hatte, sollte der Platz möglichst hoch und gut sichtbar sein, weil der Segen nur denjenigen gültig gespendet wurde, die den Papst sehen und hören konnten. Eine solche Segensloggia befindet sich auch an der Laterankirche, der päpstlichen Bischofskirche in Rom. Auch in Venedig am Markusdom ist eine Loggia zu finden, da Papst Paul II. um das Jahr 1455 den Dom mit der Idee ausbaute, später seine Residenz nach Venedig zu verlegen. In Alt-Sankt-Peter war die Segensloggia noch so ausgebaut, dass der Papst auf der Sedia Gestatoria, dem Tragethron, auf den Balkon gelangen konnte. In der neuen Vatikanbasilika wurde darauf verzichtet, den Papst bis auf den Balkon tragen zu können. Papst Paul VI. schaffte schließlich auch den Gebrauch der Sedia ab. Interessant ist, dass die Segensloggia im Petersdom farbig gestaltet ist. Wer ge-

nauer hinschaut, kann erkennen, dass die Säulen in leichtem rot erscheinen und das Feld über den Säulen türkis gestrichen ist. Bis heute gibt diese Farbgebung den Experten Rätsel auf.

Segen „Urbi et Orbi“

Der päpstliche Segen „Urbi et Orbi“, „der Stadt und dem Erdkreis“, bildete sich in seiner heutigen Form bereits im Mittelalter aus. Mit dem Segen wurde auch der Anspruch des Papstes deutlich, Oberhaupt der weltweiten Kirche zu sein. Mit dem Segen ist ein Ablass verbunden, daher wurde früher der Segen häufiger gespendet als heute, öfter auch von der Loggia der Lateranbasilika aus. Papst Paul VI. führte zwei neue Traditionen für den Segen ein. Er erklärte den Segen auch für diejenigen für gültig, die den Segen über das Radio hörten. 1985 wurde dies auch auf die Fernsehzuschauer, 1995 zudem auf die Übertragung im Internet ausgedehnt. Zudem grüßte Paul VI. die Gläubigen in vielen Sprachen. Diesen Brauch hat Papst Franziskus nicht mehr übernommen.

Marc Witzenbacher

Woche für das Leben

Bereits seit mehr als 25 Jahren richten die Deutsche Bischofskonferenz und die Evangelische Kirche in Deutschland die „Woche für das Leben“ aus. Die ökumenische Woche greift verschiedene Themen rund um Fragen des Lebensschutzes, um bioethische Fragestellungen sowie die Würde des Lebens in allen seinen Phasen auf.

„Leben im Sterben“

Im Jahr 2020 steht die Woche vom 25. April bis zum 2. Mai unter dem Thema „Leben im Sterben“. Dabei stehen vor allem die palliative und seelsorgliche Begleitung von Sterbenden sowie die Würde des Menschen im Sterbeprozess im Mittelpunkt. Die Themen der Woche für das Leben werden jährlich in zahlreichen kleinen und größeren Veranstaltungen, Diskussionsrunden und Gottesdiensten überall in Deutschland weitergetragen und vertieft. Zur Vorbereitung der Veranstaltungen und auch zur eigenen Vertiefung des Themas ist auf der Internetseite *woche-fuer-das-leben.de* umfangreiches Material zu finden. Die Arbeitshilfe zur Woche kann dort kostenfrei heruntergeladen oder auch bei den Ansprechpartnern der Landeskirchen oder Diözesen bestellt werden. Die Kontaktadressen sind ebenfalls auf der Internetseite aufgelistet.

Zentraler Auftakt in Augsburg

Am Beginn der Woche steht ein zentraler ökumenischer Gottesdienst, der in diesem Jahr am 25. April um 10.30 Uhr im Hohen Dom zu Augsburg gefeiert wird. Beteiligt sind der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Reinhard Kardinal Marx, die stellvertretende Vorsitzende des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Präses Annette Kurschus, sowie der Augsburger Diözesanadministrator Bertram Meier und der dortige Regionalbischof Axel Pieper. Anschließend laden die Kirchen zu einem Empfang und Informationsangeboten auf dem Domplatz ein. Um 13 Uhr findet eine Veranstaltung mit Vertreterinnen und Vertretern aus Kirche, Politik und Wissenschaft statt, bei der Gestaltungsmöglichkeiten und Haltungen der Sterbebegleitung thematisiert werden.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Die Heilige Woche 2020

Mit den Psalmen
klagen

Mit lauter Stimme schrei ich zum HERRN,
laut flehe ich zum HERRN um Gnade.
Ich schütte vor ihm meine Klage aus,
tue vor ihm kund meine Drangsal.

Psalm 142, Vers 2–3

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

El Espolio (Entkleidung Christi)

El Greco, ca. 1590–1595,
Alte Pinakothek, München,
© bpk / Bayerische Staatsgemäldesammlungen

El Greco („der Grieche“) wurde 1541 als Domenikos Theotokópoulos auf Kreta geboren. Wahrscheinlich erhielt er in einer dortigen Werkstatt für Ikonenmalerei seine erste künstlerische Ausbildung. Den Quellen zufolge war er bereits auf Kreta ein anerkannter und bekannter Maler. 1567 siedelte er nach Venedig über (Kreta gehörte damals zur Republik Venedig). Dort wurde er stark von Tintoretto und Tizian geprägt, gab den Goldgrund der Ikonenmalerei zugunsten der Darstellung des perspektivischen Raums auf und malte künftig meistens mit Öl- anstatt Temperafarben auf Leinwand anstatt auf Holz. Auch in der Wahl der Bildthemen orientierte er sich nun an der westlichen Kunst. Ab 1570 hielt El Greco sich in Rom auf, zunächst im Palazzo Farnese, dann mit einer eigenen Werkstatt. Er nannte sich zu dieser Zeit Dominico Greco.

Spätestens ab 1576 verlegte er seinen Wohnort nach Spanien und verbrachte den Rest seines Lebens in Toledo. Während er in Italien die Technik perfektioniert hatte, fand er in Spanien seinen persönlichen Stil unter Rückgriff auf die byzantinische Maltradition und schuf seine wichtigsten Werke. Am 7. April 1614 starb El Greco in Toledo.

Von seinen Zeitgenossen wurde El Greco als revolutionärer Maler wahrgenommen, der die Ikonografie und die Bildthemen der religiösen Malerei seiner Zeit reformierte, was zu Bewunderung und Ablehnung führte. Seine Malweise wurde als „extravagant“ und im höchsten Maße individuell wahrgenommen. Nach seinem Tod geriet sein Werk in Vergessenheit und wurde erst ab 1900 wegen der Modernität seiner Formensprache neu entdeckt. Ohne Zweifel ist er der wichtigste Vertreter der spanischen Malerei der Spätrenaissance; man rechnet ihn dem Manierismus zu.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Inbegriff des Klagepsalms ist gewiss Psalm 22, dessen Anfangsworte Jesus am Kreuz ausruft (vgl. Mk 15, 34; Mt 27, 46). Wie hilfreich, ja nötig es sein kann, wieder *klagen* zu lernen, zeigt Susanne Sandherr in ihrem Beitrag auf S. 194–197. Ein wesentlicher Aspekt, den die biblischen Klagepsalmen strukturell aufweisen, ist demnach eine innere Umkehr zu Gott und die meist am Ende stehende Zuversicht bzw. der Dank dafür, dass Gott helfen wird oder schon geholfen hat.

Einen Psalm freilich gibt es, der nicht mit Dank und Zuversicht schließt. Ps 88 ist ein einziger Schrei aus Elend und Verzweiflung. Bewusst steht er in dieser Ausgabe im Abendgebet des Karfreitags (siehe S. 118f.). Meine persönliche Geschichte mit diesem Psalm begann vor Jahrzehnten mit abgründiger Erschütterung, so hoffnungslos kam mir das Ende vor: „Mein Vertrauter ist nur noch die Finsternis.“ (19) Das hatte so wenig mit *mir* zu tun! Heute bin ich froh, dass es diesen Psalm gibt. Gerade diesen. An meiner persönlichen Situation liegt das auch jetzt nicht, aber an Menschen, denen ich mich verbunden fühle. Kranke mit unerträglichen Schmerzen oder/und schlechter Prognose. Menschen, die unter Depressionen leiden. Menschen, an denen Gewaltverbrechen verübt wurden. Wer keine Worte findet, sein Leid auszudrücken, kommt mir in diesem Schmerzensruf nah. Nicht, dass ich dächte, irgendwer könnte darin Trost finden, der, die unmittelbar leidet (so sehr ich ihm, ihr Trost wünsche). Ob es hilft, wenn im Rezitieren dieser Klage meine kleine Stimme die Not der vielen Gott vorhält? Ihn mit den drängenden Fragen konfrontiert, die die Verse 11–13 und 15 enthalten? Sie erinnern ihn, dass er ein Gott der Hoffnung und des Lebens ist; sie fordern sein Handeln heraus.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Ich sehe den Himmel offen

Die Entkleidung Christi während der Passionsgeschichte wird nur in einem einzigen Vers eines Evangeliums kurz erwähnt: „Sie zogen ihn aus“, heißt es in Mt 27,28 lapidar. Erzählt wird hier die Verspottung Jesu durch die römischen Soldaten (vgl. Mt 27,27–31). Sie ziehen dem Spottkönig einen Purpurmantel an, setzen ihm eine selbst geflochtene Dornenkrone auf das Haupt und geben ihm einen Stock in die rechte Hand. Sie huldigen ihm als „König der Juden“, spucken ihn aber an und schlagen ihn mit dem Stock auf den Kopf. Danach nehmen die Soldaten ihm den Mantel wieder ab und ziehen ihm seine eigenen Kleider an.

In der Gewalt der Menschen

Die Szene, die El Greco auf seinem Gemälde darstellt, ist aber eine andere: Hier ist Jesus bereits auf den Berg Golgota geführt worden, der Kreuzbalken, der vorne rechts liegt und in den ein Soldat gerade ein Loch bohrt (*nicht abgebildet*), zeigt dies deutlich. Der Verurteilte trägt die Dornenkrone und entgegen dem Bibeltext noch das purpurrote Spottgewand. Ein grün gekleideter Soldat greift am Halsausschnitt nach dem Gewand, um es Jesus auszuziehen, und hält mit der anderen Hand einen Strick fest, mit dem das rechte Handgelenk Jesu gebunden ist. Dessen rechte Hand berührt die Brust, eine Geste der Ergebenheit. Beide Hände sind sehr hell, mit langen, spitz zulaufenden Fingern; sie wirken vor dem dunkleren Hintergrund wie Flammen. Der Blick ist zum Himmel gewandt und die Augen zeigen jenen für El Greco typischen „wässrigen Blick“, der das Mitgefühl des Betrachters hervorrufen soll.

Neben Jesus steht in glänzender Rüstung der Hauptmann, der nach dem Tod Jesu ein Glaubensbekenntnis abgab (vgl. Mt 27,54), sicher ein Porträt, das wahrscheinlich einen Familien-

angehörigen des Auftraggebers zeigt, da diese Person isoliert von den anderen und an herausragender Position neben Jesus gestellt wird. Eine bewegte Menge von Soldaten und Schauspielern ist hinter den beiden zentralen Figuren zu sehen; alle schauen in verschiedene Richtungen und reflektieren das Geschehen emotional. Eine Unzahl von Waffen wird in den Himmel gereckt und verdeutlicht die Übermacht der Gewalt, die bedrohliche, tödliche Gefahr für den Heiland. Die drei Frauen im Vordergrund meinen die drei im Text genannten Zeuginnen der Kreuzigung (vgl. Mt 27, 56), doch in der Mitte hat der Maler Maria, die Mutter Jesu aus dem Johannestext eingefügt (vgl. Joh 19, 25 f.). Während die aufgebrachte Menge im Hintergrund eher an die Verspottungsszene zurückdenken lässt, weisen die vier Personen im Vordergrund auf die Kreuzigung voraus.

Flammende Unruhe

1577 hatte El Greco vom Dekan der Kathedrale von Toledo den Auftrag erhalten, eine „Entkleidung Christi“ für deren Sakristei zu malen. Über die gelieferte Fassung des Gemäldes und dessen Bezahlung entwickelte sich aber ein mehrjähriger Streit zwischen Maler und Auftraggeber, dem es wohl zu verdanken ist, dass es heute nicht weniger als 17 Repliken und Werkstattkopien gibt, die über die Welt verstreut sind. Die Münchener Fassung gilt als eine der qualitativ hochwertigsten.

Das Münchener Gemälde hat ein hochrechteckiges Format (165 x 98,9 cm), das eine Längung der Figuren und eine Darstellung des dunklen Wolkenhimmels oben mit den hochgereckten Waffen und eines zusätzlichen Zettels unter dem Kreuzbalcken ermöglicht (*nicht abgebildet*). Auf solchen gemalten Zetteln wurden oft die Signaturen der Maler oder Auftraggeber angebracht. Hier aber ist er leer. Wichtig ist die Zentralgestalt des verurteilten Herrn. Seine gelängte Form mit dem relativ kleinen Kopf, seine leuchtend rote Farbe und die unruhigen Gewand-

falten geben ihm das Aussehen einer Flamme (deshalb hat der Maler zweifellos die Farbe des Gewands verändert). Das Rot spiegelt sich in der Rüstung des Hauptmanns neben ihm. Starke Gelb-, Grün- und Blautöne finden sich in den Gewändern der umgebenden Figuren, sie umkreisen die Mittelfigur.

Flammende Unruhe prägt das gesamte Bild. Sie spiegelt sich wider in dem gewittrig-aufgewühlten dunklen Wolkenhimmel, in Mimik und Gestik der Menge, in den scharfen Gewandfalten des Heilands, in der entschlossenen Bewegung, mit der jener rechte Soldat nach ihm greift. Lediglich der Hauptmann in der Rüstung scheint aus der Szene zu fallen, so unbeteiligt und ruhig schaut er den Betrachter an.

Die Unruhe wird verstärkt durch die Isolierung der Figuren. Jede scheint auf einem eigenen Mosaikstein für sich zu stehen, von der Umgebung getrennt. Auch die scharfen Trennlinien der Wolkengebilde, der Gewandfalten und in der spiegelnden Fläche der Rüstung verstärken diesen Eindruck. Jede Farbfläche scheint ihr Eigenleben zu führen, scheint ihre eigene Aufmerksamkeit, ja sogar ihre eigene Perspektive zu beanspruchen. Man kommt gar nicht umhin, diese Malweise im modernen Sinn als kubistisch zu bezeichnen. Hier aber bringt der Maler damit den Weltenbrand zum Ausdruck. Das Böse greift nach Gott, bemächtigt sich des Sohnes Gottes (ikonografisch greift El Greco byzantinische Darstellungen der Gefangennahme auf). Und diese Ungeheuerlichkeit bringt die Welt aus den Fugen, zersplittert die Wirklichkeit, lässt die Erde zerspringen.

Ausgerichtet auf Gott

Doch Jesus strahlt Ruhe aus, eine ganz andere Art von Ruhe als der Hauptmann neben ihm. Er ist nicht unbeteiligt, sondern im Gegenteil: Er bildet das Epizentrum des gesamten Geschehens, er ist das Auge inmitten des Orkans. Mitten im Wirbel der Unruhe und der Gewalt bildet er einen Ruhepol. Er hat sich

ein Fenster zum Himmel aufgestoßen und sich mitten in der Bedrohung in Gott festgemacht; der leicht zur Seite und nach oben gewendete Kopf und der sehnsuchtsvoll erhobene Blick, verbunden mit der Geste der Ergebung, zeigen dies. Jesus ist auf Gott ausgerichtet; er ist sein Anker und sein Ziel.

Das Martyrium des Stephanus ist in der Apostelgeschichte nach dem Vorbild der Passion Jesu gestaltet (vgl. Apg 7, 54–60). Hier scheint es aber umgekehrt, als ob der Maler diesen Satz aus der Stephanuserzählung vor Augen hatte, als er die Entkleidung Jesu malte: „Ich sehe den Himmel offen!“ (Apg 7, 56)

Heinz Detlef Stäps

Er hat nicht verabscheut des Elenden Elend

Gedanken zur Klage des 22. Psalms

Wegen seiner dramatischen Bilder, seiner leidenschaftlichen Gottes-Klage und wegen seiner Rezeption in der Passionsgeschichte (Mk 15,20–41) gilt der 22. Psalm (*siehe Seite 97f.*) als der biblische Klagepsalm par excellence. Die biblische Psalmenklage bleibt nicht orientierungsloser Ausdruck von Schmerz und Leid, sondern entfaltet sich zum Schrei nach Gott selbst – selbst da und dort, wo alles gegen Gott spricht.

Der Weg der Klage

Die biblischen Klagepsalmen gehen einen Weg zwischen erfahrener Gottverlassenheit und ersehnter Gottesnähe. Auf diesem spannungsreichen Weg vollzieht sich eine innere Umkehr, eine Verwandlung des Beters. Er betet sich in eine innere Gewissheit hinein, dass Gott, trotz allem, auf seiner Seite steht und für ihn eintreten wird. Sich hineinbeten, das klingt vielleicht wie: sich hineinsteigern. Der Perspektivwechsel im Gebet hat aber nichts Verbohrtes. Im Gegenteil. Da löst sich etwas. Nur so geschieht Erlösung. Dieser Blick-Wechsel ist selbst der Beginn der Rettung, von Gott her. Nur darum können die biblischen Klagepsalmen mit einem Dankversprechen enden, das die erlebte als bereits geschehene Rettung vorwegnimmt.

Dreischritt

Charakteristisch für die Klage des Einzelnen ist der Dreischritt von Klage, Bitte und Dankversprechen. Unser Psalm folgt diesem Muster, geht dabei aber zugleich einen eigenen Weg. Der erste Teil des Psalms in seiner Grundform, V. 2–11b, ist eine mit Vertrauensäußerungen durchsetzte Klage, der zweite Teil,

V. 12–22, eine mit Bitten vermischte Klage, und der dritte Teil, V. 23–27, ist ein Dankversprechen, gefolgt von einem die Rettung vorwegnehmenden Loblied.

Das endzeitliche Lob

Die Spannung zwischen klagend und anklagend gesuchter und im Gebet gefundener und jubelnd gelobter Gottesnähe gehört wesentlich zum biblischen Klagepsalm. Der 22. Psalm stellt in seinem vierten Teil, V. 28–32, die erhoffte und im Gebet erlebte Rettung des einzelnen Beters, der Beterin, in den universalen und eschatologischen Horizont der Königsherrschaft Gottes hinein. Und dieser letzte und wohl später hinzugefügte Teil des Psalms gehört zu den wenigen Schriften des Alten Testaments, die von einer Auferstehung der Toten reden (V. 30).

Warum hast du mich verlassen

Der erste Teil des Psalms, die Klage, hebt an mit einer doppelten Anrufung. „Mein Gott, mein Gott“ (vgl. Mk 15, 34; Mt 27, 46). Der Beter erinnert nachdrücklich an die gelebte und auch jetzt gesuchte Lebens- und Vertrauensgemeinschaft mit Gott. Warum, vom Hebräischen her besser: wozu, was ist der Sinn, hast du, der du doch mein Gott bist, mich verlassen? Der Beter beklagt Gottes Fernsein und Schweigen, obwohl er selbst Gott sucht und an ihm festhält.

Gottes Thron

„Aber du bist heilig, / du thronst über dem Lobpreis Israels.“ (V. 4) Im Hier und Jetzt erfährt sich der Beter als von Gott verlassen. Dem steht jedoch das ganze Gewicht der Heilsgeschichte entgegen, vielfältige Erfahrungen von Rettung und Befreiung durch Gott. An sein treues Eingreifen zugunsten der Vorfahren,

die dem Herrn vertrauten, erinnert der Beter Gott: „sie haben vertraut und du hast sie gerettet“ (V.5). Der Lobpreis der Väter und Mütter Israels ist Gottes Thron!

Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch

Bittere Klage, über die eigene, heillose Lage, über das erniedrigte Ich, über den Verlust der Menschenwürde, und über die, die dem am Boden Liegenden nicht mit Hilfe und Anteilnahme, sondern mit Distanzierung, Verachtung und Spott begegnen. Der Beter ist zur Unperson geworden, zum Gegenteil des königlichen Menschen (Ps 8,6). Die sogenannten Mitmenschen lachen ihn aus, schütteln den Kopf und empfehlen ihm zynisch, sich mit seinem Unglück an Gott zu wenden. Der werde ihn ja wohl herausreißen, wenn er denn Gott wirklich so lieb ist, wie er meint oder wähnt.

Vom Mutterleib an

Das Verhältnis des grausam leidenden Beters zu seinem Gott wird radikal infrage gestellt. Doch auf die neue Not antwortet ein Vertrauensbekenntnis (V. 10–11). Der Psalmbeter erinnert Gott an die persönliche Verbundenheit von Anbeginn. Gott war gleichsam seine Hebamme! Und, mehr noch, Gott selbst hat ihn als Kind anerkannt. Der Psalm spielt auf den Rechtsbrauch an, ein Neugeborenes durch Niederlegen auf die Knie von Vater oder Mutter als eigenes Kind verbindlich zu bejahen. Der 12. Vers greift auf den Anfang des Psalms zurück: Es gibt keinen anderen Helfer als dich, Gott! Du: der Eine und Einzige.

Hingeschüttet bin ich wie Wasser

In den Versen 13–19 wird durch Tiervergleiche die übermenschliche Gegenmacht, die dämonische Übermacht der Feinde an-

gedeutet. Aggressive Stiere, hungrige Löwen, ein beutegierig streunendes Hunderudel: der Beter kämpft den Totenkampf. Sein Herz ist wachweich, es löst sich auf; er ist wie ausgeschüttetes Wasser, der Tod durch Verdursten und Vertrocknen droht. Der Sterbende wird wie ein Gestorbener behandelt; man macht sich schon über seine Habseligkeiten her (V. 19).

Du hast mir Antwort gegeben

Doch abermals wendet sich das Blatt. In den Schlussbitten (20–22) wird Adonai mit „meine Stärke“ angesprochen. Wie in der Anrede „meine Hilfe“ (V. 2) wird so das wahre Wesen des Herrn festgehalten und gegen alle Verdunkelungen durchgetragen. „Du hast mir Antwort gegeben.“ (V. 22)

Er hat nicht verabscheut des Elenden Elend

Die folgenden Verse (23–27) versprechen Dank, weil der Beter, jetzt und unwiderruflich, die Erfahrung gemacht hat: Der Herr steht auf der Seite der Armen und Leidenden. Darauf kann nur das gemeinsame Gottesfest mit Essen und Trinken antworten. „Die Armen sollen essen und sich sättigen; / ... Aufleben soll euer Herz für immer.“ (V. 27)

Klage – und Lob

Der letzte, wohl später hinzugefügte Teil des Psalms (V. 28–32) besagt: Wo immer die Macht des Todes gebrochen wird, wird Gottes Herrschaft sichtbar. Sie ist im Kommen. Sie ist gegenwärtig. Gegen die kläglichen Missstände der Welt. Sie wird gelobt: von den Lebenden und den Toten.

Susanne Sandherr

„Ich kann nicht klagen“

Die heilende Kraft der Klage

Treffen sich zwei Anwälte. „Und, wie geht’s?“, fragt der eine. „Ach, schlecht, ganz schlecht“, sagt der andere. „Ja, um Himmels Willen, was ist denn los?“ „Ich kann nicht klagen!“

Wir haben diesen Witz vermutlich zuerst von unserem Vater gehört; ich sollte einmal meine Geschwister fragen. Die Komik entsteht hier durch das Aufeinanderprallen starker Gegensätze, aus dem stupenden Widerspruch zwischen der erwartbaren Schilderung eines Unglücks und dem überraschend erleichternden, zudem paradoxen Inhalt der Klage: „Ich kann nicht klagen!“ Sprachlich gehört „klagen“ mit „klingen“, „Klage“ mit „Klang“ zusammen. Eine Grundbedeutung von „klagen“ ist „schreien“. Der Anwälte-Witz spielt mit der Doppelbedeutung von „klagen“: „einen Schmerz, ein Leid oder Weh laut ausdrücken, eigentlich ausschreien“, und „klagen“ im Sinne der gerichtlichen Klage, des Verklagens und Anklagens. Vor Gericht klagen bedeutet ursprünglich, „ein erfahrenes Unrecht dem Richter klagen, seine Hilfe ,anrufen“, so das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm.

Wie geht's

Wie geht's? Danke, ich kann nicht klagen! Es kommt natürlich auf Tonfall und Mimik an, die diese Antwort begleiten. Doch in der Regel meint diese Auskunft: Vielleicht nicht himmelhoch jauchzend, aber eigentlich gar nicht schlecht. Es läuft, alles im Lot soweit. Nicht klagen können, das bedeutet im Alltag zumeist: Ich habe keinen Grund zum lauten Ausdruck, zum Herausschreien von Schmerz, Leid, erlittenem Unrecht. Ich kann nicht klagen. Dann ist ja alles gut.

Alles bestens

Ich kann nicht klagen; hinter dieser Antwort verbirgt sich manchmal etwas anderes. Wenn jemand in der Familie auf die Frage nach seinem Befinden mechanisch, wie aus der Pistole geschossen und kurz angebunden: „Alles bestens“ antwortet, reagiert meine Schwester bisweilen alarmiert. Da kann jemand nicht klagen ... Gewiss, das Klagen hat in unserer Leistungsgesellschaft, die vor allem reibungsloses Funktionieren und professionelle Munterkeit verlangt, keinen guten Ruf. „Klageweiber“, „Jammerlappen“, das sind klägliche Gestalten, die kann man doch nicht ernst nehmen. Wie „uncool“, das sind „Loser“. Wer klagt, hat schon verloren. Positives Denken ist gefragt!

Funktionalisiertes Klagen

Und warum sollte man das anders sehen? Die Klage loben? Wird nicht allenthalben, und oftmals sehr gezielt, zielgenau, geklagt? Mächtige Interessenvertretungen funktionalisieren die Klage gekonnt. Sie beklagen drohende Verdienstauffälle ihrer Klientel durch eine bevorstehende politische Weichenstellung. Durch professionell lautstarkes Klagen nehmen sie Einfluss auf öffentliche Meinung und Politik und drohen dann auch noch gerne, bei Nichtbeachtung, mit gerichtlichen Klagen.

Jammern oder klagen

Der katholische Moraltheologe und Psychotherapeut Georg Beirer versucht zudem, zwischen Jammern und Klagen zu unterscheiden. Jammern als „Ausdruck der Frustration“, da man „das Perfekte, Optimale will, aber ebenso Ausdruck der Maßlosigkeit und des Anspruchsdenkens“. Jammern sei die sinnlose Form des Klagens, „da es den Zustand nach außen wie nach innen stabilisiert“. Jammern sei „ein ohnmächtiges Ausagieren, das

vorübergehend Erleichterung verschafft, allerdings ohne Veränderung“. Auch wenn das eine vom anderen wohl nicht immer säuberlich zu trennen ist, auch wenn es vielleicht so etwas wie ein Menschenrecht zum Jammern gibt, legt die Unterscheidung eine höchst bedeutsame Spur. Als „ein Aufmachen, ohne sich zu öffnen und aufzubrechen“, das den beklagenswerten, schlimmen, ungerechten Zustand also letztlich mutlos bestätigt und sichert, charakterisiert Georg Beirer das Jammern. In der Klage hingegen beginne der Mensch mit der Veränderung seiner Situation.

Grund zu klagen

Ein Menschenleben ohne Berührung mit Leid, Schmerz und Tod, ohne die Erfahrung innerer oder äußerer Not gibt es wohl nicht. Die Bibel verschweigt es nicht. Man denke an die zahlreichen hochdramatischen Klagepsalmen oder an das Buch Ijob: Menschen klagen, klagen Gott ihr Leid, wenn sie sich bedrängt und bedroht, hoffnungslos und ausgeliefert fühlen, Opfer von Gleichgültigkeit, Grausamkeit, Gewalt werden. Menschen machen sich an Menschen schuldig, wir alle bleiben einander etwas schuldig. Menschen verzweifeln angesichts der Unumkehrbarkeit einer Entscheidung, einer folgenschweren Tat. Nicht wiedergutzumachen! Grund zur Klage gibt die schmerzhafteste Erfahrung der eigenen Grenzen und Beschränkungen. Wir sind eingesperrt in unser Ich wie ein Gefangener in seiner Zelle. Auch hier weist die Klage einen Weg. In tiefer Not klagen zu können, statt im übermächtigen Leid zu verstummen, ist Gnade, ist Geschenk. Und es ist eine „Kompetenz“, wie Georg Beirer sagt, der eine „neue Kultur der Klage“ fordert.

Die heilende Kraft der Klage

Leid, Schmerz und Tod, Schuld, Ohnmacht und Grenzen: auf all dies antworten Menschen seit Menschengedenken mit Klagen. „Klagen scheint das Verhalten zu sein, das den Menschen aus sich herausführt, eine Brücke schlägt zu einem Leben mit Leid, Ohnmacht, Tod und Grenzen, zu einem Leben jenseits des Leids wie inmitten des Leids.“ Man jammert, so Georg Beirer, über etwas oder über jemanden und bleibt so im Monolog gefangen. Und wenn er noch so laut agiert, letztlich bleibt der Jammer still und stumm. Die Klage hingegen sucht ein offenes Ohr, ist offene, und öffnende, Begegnungssuche. Klage ist ein dialogischer Prozess der Auseinandersetzung des Klagenden mit sich selbst und der Wirklichkeit, und damit mit unseren eigenen, engen und beengenden Vorstellungen von ihr, mit unseren ängstlichen und beängstigenden Selbst-, Menschen- und Gottesbildern. Im Leid von Gott zu reden, ist etwas anderes, als im Leid zu Gott zu reden, klagend und anklagend, zweifelnd und ringend. Als unverstellter Ausdruck des ganzen Menschen ist Klage ein heilsamer Weg des Vertrauens in Gott und Welt, der gewagt, durchschritten und durchlitten sein will. Oder anders gesagt: „Schweigen ist Silber, Klagen ist Gold.“ (Georg Steins)

Susanne Sandherr

Bußruf zur Kreuzverehrung: die Improperien

Zur Liturgie des Karfreitags gehört auch die sogenannte Kreuzverehrung. Dabei wird auf den Ruf „Ecce lignum crucis, in quo salus mundi pependit“ („Seht das Holz des Kreuzes, an dem das Heil der Welt gehangen“) das Kreuz durch die

Kirche getragen. Die Gemeinde antwortet: „Venite adoremus“ („Kommt, lasst uns anbeten“). Anschließend wird das Kreuz aufgestellt und kann von den Gläubigen verehrt werden. Während der Kreuzverehrung werden nach alter Tradition die sogenannten „Improperien“ gesungen. Das Wort stammt vom lateinischen Begriff „improperia“, was „Vorwürfe“ bedeutet. In diesen Gesängen, die auch „Heilandsklagen“ genannt werden, erinnert Jesus Christus gleichsam als Sterbender am Kreuz an die in alttestamentlicher Zeit erwiesenen Heilstaten: „Aus der Knechtschaft Ägyptens habe ich dich herausgeführt. Du aber bereitest das Kreuz deinem Erlöser. – Vierzig Jahre habe ich dich geleitet durch die Wüste. Ich habe dich mit Manna gespeist und dich hineingeführt in das Land der Verheißung. Du aber bereitest das Kreuz deinem Erlöser. – Ich habe dir Wasser aus dem Felsen zu trinken gegeben und dich gerettet, du aber hast mich getränkt mit Galle und Essig. – Mein Volk, was habe ich dir getan, womit nur habe ich dich betrübt? Antworte mir!“ Die Gemeinde antwortet: „Heiliger, starker, unsterblicher Gott, erbarme dich unser.“

Aufruf zur Buße

Den Improperien wurde vorgeworfen, den Gottesmordvorwurf an die Juden zu unterstützen. Es ist daher wichtig, nach ihrer Herkunft und Funktion in der heutigen Liturgie zu fragen, damit die Gesänge nicht in dieser Weise missverstanden werden. Vorrangig sollen die Gesänge der Besinnung und Buße der Gemeinde dienen. Die Texte der Improperien sind an die prophetische Anklage aus dem Buch Micha (Mi 6,3f.) angelehnt. Es werden also nicht die Menschen angesprochen, die bei der Kreuzigung anwesend waren, sondern die versammelte Gemeinde, die bittet: „Erbarme dich unser.“ Bewusst wird also nicht um das Erbarmen für das jüdische Volk gebeten, sondern

das eigene Versagen aller in den Mittelpunkt gerückt. Mit den Improperien soll an die jeweils eigene Schuld erinnert werden. Dies unterstreicht das Zweite Vatikanische Konzil: „Auch hat ja Christus, wie die Kirche immer gelehrt hat und lehrt, in Freiheit, um der Sünden aller Menschen willen, sein Leiden und seinen Tod aus unendlicher Liebe auf sich genommen, damit alle das Heil erlangen.“ (*Nostra aetate* 4) Die Improperien stehen damit im engen Zusammenhang mit der „Aufgabe der Predigt der Kirche, das Kreuz Christi als Zeichen der universalen Liebe Gottes und als Quelle aller Gnaden zu verkünden“, wie es in *Nostra aetate* weiter heißt.

Hochachtung vor dem jüdischen Volk

Auch wenn die judenfeindliche Interpretation der Improperien ein Missverständnis ist, sind die Texte in der Vergangenheit leider so verstanden worden. Aus dem gleichen Grund wurde nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil die große Fürbitte für das jüdische Volk geändert, um statt bisher anklingenden Vorwürfen vielmehr die Hochachtung vor den jüdischen Wurzeln zu verdeutlichen: Gott „bewahre sie in der Treue zu seinem Bund und in der Liebe zu seinem Namen, damit sie das Ziel erreichen, zu dem sein Ratschluss sie führen will“. Auch wenn die Improperien aus den genannten Gründen nicht überall gesungen werden, gehören sie nach wie vor zur Karfreitagsliturgie. Die Texte sollten jedoch kurz erklärt werden, wenn sie im Gottesdienst verwendet werden. Mittlerweile gibt es auch neue Textformen der Improperien (z. B. in der Agende „Passion und Ostern“ der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche), die die Perspektive der eigenen Schuld stärker ausdrücken.

Marc Witzenbacher

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig

Mit Gott die Unbeständigkeit bestehen

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig“ (*den Text finden Sie auf den Seiten 43–44.51*) wurde 1652 in Coburg von dem dort als Lehrer tätigen Dichter und Komponisten Michael Franck veröffentlicht. Franck vermerkt in jenem Dreiliederdruck, dass „Ach wie nichtig“ schon früher veröffentlicht worden, aber wegen seiner schnellen Verbreitung nicht mehr erhältlich sei. Die neuerliche Publikation wolle Verfälschungen von Text und Melodie vorbeugen.

Ach wie nichtig

Die Erstveröffentlichung wird um 1650 angesetzt. 1657 steht der Text in Francks „Geistlichem Harpffen=Spiel“, nun mit dem Titel „Ach wie flüchtig! Ach wie nichtig“. Das Lied hatte sich rasant verbreitet, und zwar in zwei Varianten. In der einen findet sich durchgehend der Strophenanfang „Ach wie nichtig, ach wie flüchtig“. Die andere Liedvariante, die mit „Ach wie flüchtig, ach wie nichtig“ beginnt, wechselt beim Liedruf von Strophe zu Strophe. Da der Erstdruck nicht erhalten ist, lässt sich nicht mit Gewissheit sagen, welche der beiden Fassungen die ursprüngliche war. Manches spricht für „Ach wie nichtig, ach wie flüchtig“, mit gleichbleibendem Strophenanfang. Diese Fassung liegt früh vor, auch Johann Sebastian Bach verwendet sie in seinem 1714 in Weimar entstandenen Orgelbüchlein (BWV 644), während seine 1724 in Leipzig entstandene Kantate den Anfang „Ach wie flüchtig, ach wie nichtig“ (BWV 26) hat. Die zweigleisige Überlieferung hält sich bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts.

Wechselhafte Geschichte

Das Lied umfasste ursprünglich 13 Strophen. „Gotteslob“ (864, Anhang Würzburg, und in weiteren Anhängen) und „Evangelisches Gesangbuch“ (528) bringen eine ökumenische achtstrophige Fassung, eine Kürzung um mehr als ein Drittel. Die heutige Fassung behielt die ersten vier Strophen, während die ursprünglichen Strophen 5, 7, 8, 9 und 11 wegfielen. Die ursprüngliche Strophe 6 wurde zur fünften Strophe, die Strophen 12 und 13 zur siebten und achten Strophe des achtstrophigen Liedes. Durch die Jahrhunderte wurde „Ach wie flüchtig, ach wie nichtig“ immer wieder geändert, Strophen wurden umgestellt, kamen hinzu oder entfielen. Die Kopfzeile jedoch blieb immer integraler Bestandteil dieses geistlichen Liedes, das auch etliche Parodien anregte, so etwa das 1704 veröffentlichte „Wol recht wichtig und recht tüchtig ist der Christen Leben“.

Alles ist Windhauch

Das Lied traf offenbar einen Nerv der Zeit. In der Epoche des Barock blüht die Vanitas-Literatur. Das lateinische Wort *vanitas* bedeutet: Nichtigkeit, Vergänglichkeit, Vergeblichkeit. Die Eitelkeit allen menschlichen Tuns und Strebens, alles Irdischen wird in vielen literarischen Spielformen durchbuchstabiert. Oft wird der Dreißigjährige Krieg als kollektiver und individualbiografischer Hintergrund genannt, der die Menschen hellhörig und aufnahmebereit für Vanitas-Motive machte bzw. zum künstlerischen Ausdruck solcher Erfahrungen drängte. – Die prominenteste Vanitas-Dichtung ist wohl das biblische Buch Kohelet, das das „Windhauch“-Geschick eindrücklich und umfassend ins Wort bringt. „Windhauch, Windhauch, sagte Kohelet, das ist alles Windhauch“, so lautet sein Leitmotiv (Koh 1,2).

Teilnehmender Beobachter

Die Strophen sind einheitlich aufgebaut. In der ersten Hälfte jeder Strophe spricht, ähnlich wie im Buch Kohelet, ein Mensch, der das Weltgeschehen und das Menschenleben lange erforscht und reflektiert hat. Die sorgfältige Beobachtung zielt auf ein ‚objektives‘ Bild. Der Sprecher ist aber nicht nur außerhalb des Bildes, sondern involviert. In der zweiten Strophenhälfte verbindet er sich mit denen, denen er seine Erkenntnisse nahebringen will, im „wir“ oder „unser“, oder redet sie auffordernd, ihre eigene Einsicht erhoffend, an: „sehet!“ (Strophe 1, 4, 5).

Glücke

Die dringliche Aufforderung, zu sehen, gut hinzusehen, beschließt die erste Strophe. Nun werden die verschiedenen Lebensbereiche in den Blick genommen. Zunächst genannt sind jene Dinge des Lebens, die dem Menschen schlechterdings unverfügbar sind: Lebenszeit (2. Strophe), Lebensglück (3. Strophe), Schönheit (4. Strophe); in der 13-strophigen Fassung gehörte in diese Reihe noch Kraft, „Stärke“ (dort 5. Strophe). Die heutige fünfte Strophe fasst all dies zusammen im Begriff des Glücks („Glücke“).

Schätze

Der Blick richtet sich nun auf jene Güter, die Menschen durch eigene Anstrengung erlangen zu können meinen. In unserer Liedfassung ist davon das Stichwort „Schätze“ erhalten geblieben (Strophe 6); die alten Strophen 7–9 mit den Gütern Ehre, Wissen, künstlerische Kreativität („Tichten“) wurden ausgeschieden.

Prangen

Die 7. Strophe der heutigen Liedfassung betrachtet „des Menschen Prangen“. Hier geht es um Stolz und Selbstüberhebung, um das zerstörerische und selbstzerstörerische Ansinnen, durch „Herrschen“ (in der alten Langfassung das Stichwort der 11. Strophe) und „Prangen“ wie Gott zu sein. Wer „ist als wie ein Gott gesessen, / dessen wird im Tod vergessen“ (Strophe 7).

Wer Gott fürcht', wird ewig stehen

Nach diesen umfassenden Einblicken in die Eitelkeit aller irdischen Wirklichkeit und allen Strebens bringt die Schlusstrophe die Wende. „Alles, alles, was wir sehen“, ist unbeständig, nichts hat Bestand, alles wird fallen und vergehen. Die Diagnose steht. Und dennoch gilt es, sich einer anderen Erfahrung zu öffnen. „Wer Gott fürcht', wird ewig stehen.“ (Strophe 8) – Dieses Lied ist so viel mehr als ein Sterbelied! Es ist, und das ist, recht betrachtet, kein Widerspruch, aber durchaus eine Weitung, ein Lied für das ganze Leben, ein Lebenslied.

Mit Gott

Ein Leben in Gottesfurcht ist ein Leben, das Menschen nicht beugt und niederringt, sondern ein Leben, das aufrichtet, so dass wir aufrecht stehen können. Wir müssen uns nicht fürchten vor der Eitelkeit der Welt. „Alles, alles, was wir sehen, / das muss fallen und vergehen.“ Nicht wie Gott sein, sondern mit Gott leben wollen. Die Diagnose steht. Am Ende fällt sogar die große Ein-Sicht in die Nichtigkeit der Welt: Mit Gott die Unbeständigkeit bestehen.

Susanne Sandherr

Die Orthodoxe Kirche

Wenn in der Konfessionskunde von den „Ostkirchen“ die Rede ist, muss man insgesamt vier Gruppen unterscheiden: die *Orthodoxe Kirche*, die bis 1054 eine Einheit mit der Kirche von Rom bildete, die *Assyrische Kirche des Ostens*, eine Kirche im persischen Gebiet, die nach den Konzilien in den Jahren 431 und 451 n. Chr. wegen christologischer Unterschiede entstand, die *Altorientalischen* oder *Orientalisch-Orthodoxen Kirchen*, die ebenfalls die Entscheidungen des Konzils von Chalkedon 451 nicht anerkannten, sowie die mit *Rom unierten Ostkirchen*, die im Lauf des zweiten Jahrtausends auf verschiedenen Wegen den Primat des Papstes anerkannt und eine Union mit der römisch-katholischen Kirche gebildet haben. Diese Kirchen verbindet neben der geografischen Nähe (der „Osten“) insbesondere eine gemeinsame liturgische Tradition, auch wenn sie jeweils unterschiedliche theologische Identitäten ausgeprägt haben.

Nähe zum Ursprung

Die Orthodoxe Kirche versteht sich als ununterbrochene Fortsetzung der Alten Kirche. Der Begriff „Orthodox“ entstand erst nach dem abendländischen Schisma (Trennung) in Ost- und Westkirche im Jahr 1054. Als „Orthodoxe Kirche“ wird seitdem die Gemeinschaft der vier Patriarchate Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem bezeichnet. „Orthodox“ kennzeichnet die „Rechtgläubigkeit“ – so die Wortbedeutung – in Abgrenzung zu den Neuerungen, die durch die lateinische Kirche eingeführt wurden. Neben dem Primat des Papstes ist dies vor allem der Zusatz „filioque“ im großen Credo. Die Orthodoxe Kirche unterscheidet zwischen dem Hervorgehen des Geistes aus dem Vater allein und der zeitlichen Sendung des Geistes auf die Apostel. Sie hält damit an der Formulierung des

Glaubensbekenntnisses von Nizäa-Konstantinopel aus dem Jahre 381 fest. In der westlichen Trinitätslehre wurde zwischen den beiden Sendungen eine größere Nähe angenommen und daher im Credo der Zusatz „... und dem Sohn“ (filioque) für das Hervorgehen des Geistes eingefügt. Zudem verweist der Begriff „orthodox“ auf die doxologische (griechisch *doxa* = Lobpreis) Grunddimension der Kirche.

Eine Kirche mit vielen Ortskirchen

Aus Sicht der orthodoxen Lehre von der Kirche gibt es nur eine Orthodoxe Kirche, die sich in verschiedenen Ortskirchen ausdrückt. „Griechisch-orthodox“, „russisch-orthodox“ oder „rumänisch-orthodox“ sind demnach keine Konfessionsbezeichnungen, sondern beziehen sich auf die jeweilige eigenständige Ortskirche. In allen Ortskirchen ist aber die ganze Kirche in ihrer ganzen Fülle anwesend. So wie auch im Neuen Testament von der „Kirche Gottes, die in Korinth ist“ (1 Kor 1,2) oder der „Kirche von Laodizäa“ (Kol 4,16) gesprochen wird, stehen die Ortskirchen eigenständig in der Gemeinschaft der Orthodoxen Kirche. Aus diesem Verständnis heraus haben die territorialen, sprachlichen und auch nationalen Traditionen eine große Bedeutung in der Orthodoxen Kirche. So hat sich die sogenannte „Autokephalie“ (Eigenständigkeit) der jeweiligen Ortskirchen gebildet. Im kirchlichen Leben sind die Organe der Ortskirchen, wie etwa die Bischofssynoden sowie der Bischof, selbstständig, sie bilden aber zusammen eine Gemeinschaft unter Gleichrangigen. Dem Orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel wird allerdings ein Ehrenprimat zuerkannt, er ist Erster unter Gleichen und repräsentiert die Orthodoxe Kirche. Insgesamt gibt es 14 autokephale Kirchen sowie noch weitere sogenannte „autonome“ Kirchen, wie beispielsweise die Kirche von Finnland oder von Estland, die aber in einem engen Abhängigkeitsverhältnis zu ihren Mutterkirchen stehen, aus denen sie

hervorgegangen sind. Insgesamt gehören der Orthodoxen Kirche rund 300 Millionen Gläubige an.

Kirche lebt aus der Erfahrung

Dass die Tradition eine wesentliche Rolle spielt, verdeutlicht die Tatsache, dass die Gottesdienste in der Orthodoxen Kirche seit mehr als 13 Jahrhunderten in der gleichen Form gefeiert werden. In drei verschiedenen Formularen wird die Liturgie in Altgriechisch, Kirchenslawisch oder auch manchmal in Teilen in der Landessprache gefeiert. Tradition ist nach orthodoxem Verständnis aber sehr dynamisch und lebendig, weil sie aus dem Glauben der Auferstehung lebt. Das Osterfest spielt daher eine zentrale Rolle im Leben der Kirche und der Gläubigen. Aber auch das Fasten wird zu verschiedenen Zeiten und vor dem Empfang der Eucharistie eingehalten. Zum Symbol des orthodoxen Glaubens sind die Ikonen geworden. Sie werden als Zeichen der realen Gegenwart des Göttlichen in der Welt angesehen. Daher hat die Orthodoxe Kirche insbesondere auch die Lehre der Schöpfung ausgeprägt. Orthodoxe Kirchen sind meist mit Heiligen und biblischen Motiven ausgemalt, um die reale Gegenwart der ganzen Heilsgeschichte zu verdeutlichen.

Orthodoxie in Deutschland

Durch die zahlreichen Arbeitskräfte, die zu Beginn der 1960er-Jahre u. a. aus Griechenland nach Deutschland kamen, sowie durch die Migrationsbewegungen der letzten Jahre ist auch im deutschsprachigen Raum eine starke orthodoxe Gemeinschaft gewachsen. In Deutschland leben mittlerweile mehr als zwei Millionen Mitglieder der Orthodoxen Kirche. In Deutschland wurde 2010 eine eigene Orthodoxe Bischofskonferenz gegründet, was auch den Wandel des gewachsenen Selbstverständnisses der Kirchen in der Diaspora zum Ausdruck bringt. Von

Beginn an hat sich die Orthodoxe Kirche in der ökumenischen Bewegung engagiert. So gehört sie beispielsweise zu den Gründungsmitgliedern des Ökumenischen Rates der Kirchen und unterhält zahlreiche Dialoge mit anderen Kirchen.

Marc Witzenbacher

Die Gegenwart Christi

Am Gründonnerstag werden zwei Messen gefeiert. Dies ist zum einen die *Messe vom letzten Abendmahl*, in der die Kirche in jeder Gemeinde der Einsetzung der Eucharistie gedenkt. Die zweite ist die *Chrisam-Messe*, die der Bischof mit seinen Priestern gemeinsam feiert. In dieser werden nicht nur die heiligen Öle geweiht, sondern die Priester vollziehen auch eine Erneuerung ihres Dienstes. Damit kommen die beiden Dimensionen in den Blick, die eucharistischen Gaben und die Priester, denen traditionell in der katholischen Theologie eine besondere Präsenz Christi zugewiesen wurde und von denen es auch heute heißt, dass Christus in ihnen gegenwärtig ist bzw. durch sie handelt.

Gegenwart in feiernder Gemeinde und im Wort Gottes

Die Theologie auf und nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat diese Aussagen aufgenommen, aber auch weiterentwickelt. Denn in der Diskussion der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, speziell durch die sogenannte „Mysterientheologie“ mit ihrem Hauptvertreter Odo Casel, war ein neues Bewusstsein dafür geschaffen worden, was „Gegenwart“ im Gottesdienst bedeutet: Liturgische Feiern, etwa die Taufe, vermitteln nicht einfach eine gewisse „Menge“ Gnade, sondern machen das Ursprungs-

ereignis und den handelnden Christus gegenwärtig. Der oder die Getaufte wird hineingenommen in Tod und Auferstehung Jesu Christi.

Die Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* hält in ihrer Nr. 7 fest: „Um dieses große Werk voll zu verwirklichen, ist Christus seiner Kirche immerdar gegenwärtig, besonders in den liturgischen Handlungen. Gegenwärtig ist er im Opfer der Messe sowohl in der Person dessen, der den priesterlichen Dienst vollzieht – denn ‚derselbe bringt das Opfer jetzt dar durch den Dienst der Priester, der sich einst am Kreuz selbst dargebracht hat‘ –, wie vor allem unter den eucharistischen Gestalten.“ Das Konzil belässt es aber nicht bei dieser traditionellen Aussage, sondern erweitert sie: „Gegenwärtig ist er mit seiner Kraft in den Sakramenten, sodass, wenn immer einer tauft, Christus selber tauft. Gegenwärtig ist er in seinem Wort, da er selbst spricht, wenn die heiligen Schriften in der Kirche gelesen werden. Gegenwärtig ist er schließlich, wenn die Kirche betet und singt, er, der versprochen hat: ‚Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen‘ (Mt 18,20).“ Der feiernden, betenden Gemeinde wird ausdrücklich ebenfalls die Gegenwart Christi zugesagt. Und das Zitat aus dem Evangelium verdeutlicht, dass diese Präsenz schon für eine kleine Gruppe Gläubige gilt, wenn sie sich im Namen Jesu versammelt. Damit steht die Aussage in Spannung zu der über die Präsenz Christi im Handeln des Priesters und relativiert diese. Auch dass bei den Sakramenten die Taufe als Beispiel erwähnt wird, relativiert die frühere Alleinstellung des Klerus: Denn die Taufe kann in der Not von jedem Christen gespendet werden; Christus handelt dann auch durch ihn.

Die zweite Ausweitung und Relativierung geschieht, indem die Gegenwart Christi ausdrücklich dem Lesen aus der Heiligen Schrift zugesprochen wird. Während die Schriftlesung – vielleicht auch, weil sie in den evangelischen Kirchen herausragende Bedeutung besaß – in der nachtridentinischen Theolo-

gie gegenüber der eigentlichen Eucharistiefeyer als nachrangig bewertet wurde, wird ihr hier ausdrücklich die Vergegenwärtigung Christi zugesprochen. Nur auf Grundlage dieses neuen Stellenwerts war es nach dem Konzil möglich, den Wortgottesdienst der Messe mit dem Eucharistieteil auf eine Ebene zu stellen und Ersteren wesentlich auszugestalten.

Eucharistische Präsenz

Dies bedeutet aber keine Relativierung der Präsenz in der Eucharistiefeyer und den eucharistischen Gaben. Die konsekrierten Gaben werden weiterhin für die Krankenkommunion aufbewahrt und sie können auch verehrt werden. Die Präsenz Christi ist bleibend, und doch wäre es eine Verengung, die leibliche Gegenwart absolut zu setzen. Denn die Gegenwart Christi in der Eucharistie ist umfassender, sie ist eine personale Wirkgegenwart, mit der der erhöhte Jesus Christus durch den Heiligen Geist an den Gaben und letztlich an der Gemeinde selbst wirkt und handelt. Es ist zugleich durch das betende Gedenken eine aktuelle Gegenwart des gesamten Heilswirkens Jesu Christi, vor allem seines Erlösungswerkes: Es gibt sich in der Handlung des Mahles der Gemeinde zu eigen und wird in ihr fruchtbar. Entsprechend heißt es im Gabengebet der *Messe vom letzten Abendmahl*: „Herr gib, dass wir das Geheimnis des Altares ehrfürchtig feiern; denn sooft wir die Gedächtnisfeier diese Opfers begehen, vollzieht sich an uns das Werk der Erlösung.“

Handeln „in der Person Christi“

Die Präsenz Christi im Handeln des Priesters (und natürlich auch des Bischofs) wird gerne mit der lateinischen Formel „in persona Christi“ ausgedrückt. Um was es dabei geht, wird liturgisch etwa bei einigen sakramentalen Formeln deutlich. Wenn es bei der Beichte heißt: „So spreche ich dich los von deinen

Sünden...“, oder bei der Taufe: „Ich taufe dich im Namen des Vaters...“, dann gibt der Priester letztlich Jesus Christus seine Stimme, denn der ist es, der tauft und die Sünden vergibt. Das „Handeln in der Person Christi“ gibt keine Macht, sondern eine Vollmacht wieder, die mit der Weihe verliehen wird. Zugleich ist das Handeln des Priesters eines „in persona ecclesiae“, also im Namen, in der Vollmacht der Kirche (so schon die Theologie des Mittelalters), die umfassender ist als irgendeine Vollmacht eines Einzelnen. Das Handeln des Priesters kann nicht von dem Handeln der Kirche getrennt werden und ist an dieses rückgebunden. Die Gemeinschaft der Gläubigen hat Anteil am gemeinsamen Priestertum aller Getauften. Augustinus drückt das in Bezug auf den Bischof mit einfachen Worten aus: „Mit euch bin ich Christ, für euch bin ich Bischof.“ Das Amt ist Dienst am Volk Gottes, selbst jede Art von Leitung muss sich in ihrem Dienstcharakter bewahrheiten.

Friedrich Lurz

Palmbüschel zum Einzug Jesu

In vielen Kirchengemeinden ist es Tradition, für den Palmsonntag Stangen mit grünen Zweigen zu binden. Die mit viel Grün, zuweilen auch mit bunten Bändern und Eiern geschmückten Gebinde werden auch Palmbusch, Palmbesen, Palmstange oder Palmstock genannt. Sie erinnern daran, dass die Einwohner von Jerusalem zum Einzug Jesu in die Stadt Zweige von Bäumen auf den Weg legten (Mk 11, 1–11). Im Johannesevangelium ist ausdrücklich davon die Rede, dass die Menge Palmzweige ausbreitete (Joh 12, 12–19).

Palmen symbolisieren Königswürde

Palmen wurden stets mit Königen in Verbindung gebracht, denn sie galten als heilige Bäume und als Symbol für die Königswürde. Sehr früh ist daher auch in den christlichen Gemeinden der Brauch entstanden, den Einzug Jesu in Jerusalem mit Palmen zu vergegenwärtigen. Oft wurde eine Christusfigur auf einem Esel in die Kirche gezogen, die Gemeinde breitete dazu Palmzweige aus oder säumte den Weg mit den geschmückten Palmbüschn. Echte Palmen- oder Olivenbaumzweige werden in unseren Breiten selten für die Prozession verwendet, die bis heute ein fester Bestandteil der Liturgie am Palmsonntag ist. Meist werden andere grüne oder auch blühende Zweige von Buchsbäumen, Fichten, Wacholdern, Thuja oder Eiben zusammengebunden. Die immergrünen Zweige werden als Zeichen für die Auferstehung und das Leben nach dem Tod verstanden. In vielen Palmbüschn bilden die Zweige ein Kreuz in der Mitte oder es wird ein Kreuz auf den Palmenbusch aufgesteckt. In manchen Gegenden werden die Stecken zudem mit Fastenbrezeln oder Äpfeln dekoriert.

Palmbüsche als Abwehr von Gefahr

Im Volksglauben haben die Palmbüschen an manchen Orten noch weitere Bedeutungen. So werden beispielsweise in einigen Orten die Palmbüsche nach der Weihe und der Prozession dreimal um das eigene Haus getragen. Sie sollen nach altem Volksglauben Blitz, Feuer, Krankheit und Unglück abwehren. Mancherorts werden Zweige an das Vieh verfüttert, um auch für die Tiere den Segen zu erbitten. Oft werden die Zweige im eigenen Haus hinter ein Kreuz gesteckt, wo sie bis zum nächsten Jahr verbleiben. Die Zweige des Vorjahres werden vor dem Aschermittwoch des folgenden Jahres verbrannt. Mit der Asche wird den Gläubigen am Aschermittwoch dann das Kreuz auf die Stirn gezeichnet.

Marc Witzenbacher

Die Bedeutung des Karsamstages

Der Tag zwischen Karfreitag und dem Ostersonntag wird zwar landläufig gerne als „Ostersamstag“ bezeichnet, doch eigentlich heißt er „Karsamstag“. Der letzte Tag der Karwoche ist der Tag der Grabesruhe Christi, ein Tag der Trauer und Sammlung. Die Vorsilbe „Kar“ stammt vom althochdeutschen Wort „kara“, das „Klage“ oder „Kummer“ bedeutet. Doch ist der Karsamstag nicht nur ein Trauertag, er hat auch eine wichtige Bedeutung in der Heilsgeschichte.

Christus im Reich des Todes

Im Apostolischen Glaubensbekenntnis erinnern wir jedes Mal an den Karsamstag, wenn wir sprechen: „hinabgestiegen in das Reich des Todes“. Nach seinem Tod am Kreuz ist Christus in das Totenreich gegangen und teilt damit das Geschick aller Menschen. Dies ist in der Heilsgeschichte ein dramatischer Wendepunkt: Nach jüdischem Verständnis war das Totenreich ein Ort der Finsternis und der Gottesferne. Dass Christus in dieses Reich „hinabsteigt“, kennzeichnet ebenso wie sein Kommen als Mensch in diese Welt eine heilsgeschichtliche Wende. Sein Reich gilt selbst den Gottesfernen, den Toten. Im ersten Petrusbrief wird beschrieben, dass Christus in das Totenreich gestiegen sei, um selbst den Gottfernen die frohe Botschaft des Evangeliums zu bringen (1 Petr 3, 19). Auch die Verstorbenen erhalten so Anteil am Heil, das durch Christus in die Welt gekommen ist.

„... und uns erlöst vom ewigen Tod“

Dass Christus auch den Toten und allen bislang Verstorbenen die Botschaft des Lebens bringt, verdeutlicht den universalen Anspruch des Heils. In dem beliebten Osterlied „Wir wollen alle

fröhlich sein“ (EG 100; GL 326) wird dies in der dritten Strophe so gedeutet: „Er hat zerstört der Höllen Pfort, / die Seinen all heraufgeführt / und uns erlöst vom ewgen Tod.“ Das Reich Christi umfasst die Lebenden und die Toten. Schon die ersten Christen verstanden das Hinabsteigen Christi in das Totenreich als Erfüllung der alttestamentlichen Verheißungen (vgl. z. B. Jes 26, 19; Ps 139, 9). Es gibt demnach nun keinen Ort mehr in der Welt, an dem Gottes Heilswillen sich nicht durchsetzen kann. Damit hat nach christlichem Verständnis das Totenreich all seinen Schrecken verloren, wir sind „erlöst vom ewgen Tod“.

Der Tod als Tor zum ewigen Leben

Für den Reformator Martin Luther ist daher der Tod auch das Tor zum ewigen Leben. In seiner Schrift „Sermon von der Bereitung zum Sterben“ (1519) will er den Sterbenden die Angst vor dem Tod nehmen und bezieht sich dabei auf das Hinabsteigen Christi in das Totenreich. Der Ungewissheit und Angst vor dem Tod könnten Christen vielmehr mit Gelassenheit und Freude begegnen. Nach Luther besteht die tröstliche Gewissheit für die Sterbenden darin, dass Christus nicht nur den gleichen Weg vorausgegangen ist, sondern die Tür zum Leben weit aufgestoßen hat und sie für alle Menschen offen hält. Dem Satz aus dem Glaubensbekenntnis „hinabgestiegen in das Reich des Todes“ – und damit auch dem Karsamstag – kommt also eine zentrale Bedeutung zu. Die antiken Kirchenväter betonten diesen Glaubenssatz auch gegen alle damaligen Vorstellungen, Christus habe nur einen Scheinleib gehabt und sei gar nicht wirklich Mensch geworden. Mit dem Gang ins Totenreich werden alle mythologischen Deutungen von Christus als einer Art Halbgott hinfällig. Christus ist ganz Gott, aber auch ganz Mensch; er hat durch das Hinabsteigen in den Tod die ganze Verlorenheit, Verlassenheit und Sterblichkeit der menschlichen Existenz selbst erfahren.

Ikonen des Karsamstags

Vor allem in den orthodoxen Kirchen nimmt der Karsamstag eine zentrale Stellung ein. Viele Oster-Ikonen zeigen das Motiv des Auferstandenen, wie er aus dem aufgebrochenen Tor des Totenreiches als Sieger die Erlösten aus der Unterwelt heraufführt. Zahlreiche Abbildungen stellen dar, wie Christus Adam und Eva an die Hand nimmt. Christus zieht demnach alle Menschen aus der Gefangenschaft des Todes. Am Karsamstag verdichtet sich gleichsam die gesamte Heilsgeschichte, wenn sich an ihm die äußerste Gottesferne und das aufbrechende Leben im Übergang zur Osternacht begegnen.

Marc Witzenbacher

Mit dem Fahrrad durch fünf Kontinente

Zwei Jahre lang ist das Ehepaar Imke Frodermann und Ralph Lang auf dem Fahrrad durch die Welt gereist. Sie haben dabei alle fünf Kontinente besucht und sind unter anderem auf den Spuren der alten Seidenstraße, durch Steppen und Wüsten gefahren. Zahlreiche Bergketten haben sie überwunden, die Rocky Mountains überquert und den Himalaya bezwungen. Doch ging es den beiden nicht um die sportliche Herausforderung, die diese Reise sicherlich auch war. Für die evangelischen Geistlichen, die sich zuvor eine Pfarrstelle im Schwäbischen teilten, standen vielmehr die Begegnungen im Vordergrund.

Ein spiritueller Reisebericht

In ihrem Buch „Von der Weite der Welt“ beschreiben sie, welche inspirierenden und berührenden Treffen sie mit Menschen in den abgelegensten Gegenden der Welt hatten. Sie nehmen die Leserinnen und Leser mit auf ihr Abenteuer, das für sie zu

einer tief spirituellen Erfahrung wurde. Manche der Geschichten rühren zu Tränen, andere sprühen vor Komik und Lebensfreude. An vielen Orten haben Frodermann und Lang Projekte angeregt und pflegen bis heute Beziehungen zu den Menschen, die sie in allen Erdteilen getroffen haben. Ihr Buch gewährt daher nicht nur Einblicke in die oft fremden und anders erscheinenden Welten, sondern erzählt von der gelebten Spiritualität der Menschen, die sie getroffen haben. Sie berichten von großen Herausforderungen und alltäglichen Schwierigkeiten, mit denen Menschen am anderen Ende der Welt konfrontiert sind. Durch ihren einfühlsamen Bericht kommt den Lesern die ferne Welt ganz nah und berührt im Innern. Nicht nur für die beiden Weltenbummler auf dem Fahrrad, sondern auch für die Leser ist daher das Buch eine Reise, die letztlich nach ganz innen führt.

Marc Witzenbacher

Imke Frodermann/Ralph Lang, Von der Weite der Welt. Mit dem Fahrrad zwei Jahre auf fünf Kontinenten, Butzon & Bercker, Kevelaer 2019, ISBN 978-3-7666-2628-8, 20,00 € [D], 20,60 € [A].

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 223) bestellen.

Aussöhnung mit den Eltern

Kaum eine Beziehung prägt uns so wie die zu den Eltern. Nicht selten sind sie aber von Konflikten und Missverständnissen geprägt, oft über Jahrzehnte. Dorothee Döring, Dozentin und Coach für Persönlichkeitsbildung und Konfliktmanagement, beschäftigt sich seit Jahren mit diesem Thema. In ihrem Buch „Späte Versöhnung“ zeigt sie auf, wie heilsam und reinigend eine Versöhnung zwischen Eltern und Kindern sein kann. Trotz aller Konflikte sei

es möglich, alte Wunden zu heilen und einen Neuanfang zu wagen. Ein im wahrsten Sinne bewegendes Buch, in dem das Miteinander der Generationen tiefgründig analysiert wird. Dorothee Döring füllt in ihrem Buch das christliche Gebot, die Eltern zu ehren, mit ganz konkreten Ratschlägen und Hinweisen.

Marc Witzenbacher

Dorothee Döring, Späte Versöhnung. Auseinandersetzung und Aussöhnung mit den alten Eltern, Butzon & Bercker, Kevelaer 2019, ISBN 978-3-7666-2644-8, 18,00 € [D], 18,50 € [A].

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 223) bestellen.

Gottesdienste im ZDF

- Palmsonntag, 5. April 2020 – 9.30 Uhr, Stephansdom, Wien (kath.)
- Karfreitag, 10. April 2020 – 9.30 Uhr, Vöcklabruck (ev.)
- Ostersonntag, 12. April 2020 – 9.30 Uhr, Kreuzkirche, Herne (ev.)
- Ostersonntag, 12. April 2020 – 10.00 Uhr (ARD), *Ostern in Rom* (kath.)

DOMRADIO

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im DOMRADIO ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt DOMRADIO wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf www.domradio.de.
- Sonntags um 10 Uhr überträgt DOMRADIO einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf www.domradio.de. Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie DOMRADIO unter Tel. 02 21 / 25 88 60.

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Mai 2020

Mit den Psalmen
verstehen

Deine Hände haben mich gemacht und bereitet.
Gib mir Einsicht, damit ich deine Gebote lerne!

Psalm 119 – Vers 73

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Pfingsten

Drogo-Sakramentar,
Metz, um 850,
Bibliothèque Nationale Paris,
Ms. Lat. 9428, fol. 78r,
© bpk / BnF, Dist. RMN-GP

Erzbischof Drogo war ein illegitimer Sohn Kaiser Karls des Großen. Sein Halbbruder Kaiser Ludwig der Fromme machte ihn 823 zum Bischof von Metz. Auch unter dessen Nachfolgern wurde er als Erzbischof und als apostolischer Vikar von Papst Sergius II. für das Frankenreich in wichtige Ämter berufen. Er stiftete eine Gruppe von drei sehr bedeutenden karolingischen Handschriften für seine Kathedrale, die als Drogo-Gruppe 1802 aus dem Besitz der Kathedrale von Metz in den der Bibliothèque Nationale nach Paris gelangten. Das Drogo-Sakramentar ist das späteste und reifste Werk dieser Gruppe.

Es besteht aus 130 Pergamentblättern im Format 26,4 x 21,4 cm und ist mit 41 Initialen geschmückt. Es enthält als Kerntext den Messkanon (der besonders reich ausgestattet ist) und die Amtsgebete des Bischofs für die Messen im Jahresfestkreis (wo auch unser Titelbild zu finden ist). Dazu gibt es noch Formulare für die Weihen der verschiedenen Stufen des Ordo und allgemeine Gebete und Messtexte.

Die Handschrift wurde wahrscheinlich von Erzbischof Drogo für die Liturgie in der Kathedrale von Metz in Auftrag gegeben. Eine Herstellung in einer von Drogo in Metz unterhaltenen Werkstatt ist sehr naheliegend. Für die Datierung ist entscheidend, dass der zelebrierende Bischof in einigen Initialen und auf den Elfenbein-Deckeln das Pallium trägt, das Drogo 844 von Papst Sergius II. verliehen wurde. Da Drogo 855 starb, muss der Codex zwischen 845 und 855 entstanden sein.

Unser Titelbild zeigt die Pfingstszene in das Rund einer D-Initiale eingepasst: Zwölf Jünger werden von den Strahlen des Heiligen Geistes erfasst; das Pfingstereignis wird oben als trinitarisches Geschehen manifestiert.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Mit den Psalmen *verstehen*, dazu fällt mir sofort Ps 77 ein. Ein intensiver Text, in großer Not entstanden. Das redende Ich ist schlaflos, aufgewühlt und kann nicht reden (5). In fünf drängenden Fragen (8–10) bringt es seine Verlorenheit zum Ausdruck und stellt fest: „Das ist mein Schmerz, dass die Rechte des Höchsten so anders handelt.“ (11) So anders heißt hier: so fern, so wenig spürbar. Was dann geschieht, weist einen Weg: das betende Ich wendet sich JHWHs Taten zu; weg von den eigenen kreisenden Gedanken hin zu Gottes früheren Wundern (12). Im letzten Drittel (15–21) folgt darum eine Erinnerung an *das* Zentralereignis in Israels kollektivem Gedächtnis: die Befreiung aus Ägypten. Wichtig daran ist, *wie* der Exodus in Erinnerung gerufen wird: lebhaft, in starken Farben: „Du hast mit starkem Arm dein Volk erlöst“ (16), „die Wasser sahen dich und bebten“ (17), „die Erde bebte und wankte“ (19). Jüdisch nennt man das „sécher“; gemeint ist eine Praxis des Eingedenkens, die Vergangenes hereinholt in die Gegenwart, sodass es lebendig wird. Abschließend folgt keine Auflösung mehr, kein Dank; nur V. 20 deutet an, was hilft: die Tatsache, dass Gott machtvoll Befreiung wirkte, obwohl niemand seine Spuren sah.

Psalm 77 hat mich früh gelehrt, in schwierigen Phasen zurückzublicken und erfüllte Momente wahrzunehmen, Momente, in denen Gottes Nähe spürbar war. Anfangs war das eher ein dankbares Zurückdenken, „Wie war das schön!“ Dank des sécher, das etwa zu Pessach, aber auch im Totengedenken geübt wird, lernte ich, solche Momente zu vergegenwärtigen, mich in sie hineinzufühlen, sodass mich die Freude neu ergriff, die mich vordem erfüllt hatte. Das Leben auf diese Weise verstehen heißt, aus dem Augenblick herauszutreten und neu vertrauen zu lernen, dass Gott wirkt, auch wenn ich davon manchmal nichts sehe.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Geht hinaus in die ganze Welt

Die Gebetstexte zur Messfeier am Pfingstsonntag werden im Drogo-Sakramentar von einer mehr als halbseitigen D-Initiale eingeleitet. Rechts daneben und darunter wird der Text des Tagesgebetes dann in goldener Unzialschrift fortgeführt: „D-(eu)s qui hodierna die corda fidelium sancti spiritus inlustratione docuisti...“ (Gott, der du am heutigen Tag die Herzen der Gläubigen durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes belehrt hast...). Dabei wird der grau gefüllte Buchstabenkörper der Initiale von schmalen goldenen Leisten umrahmt, um die sich (typisch für die Drogo-Gruppe) goldene Blattranken winden, die am senkrechten Buchstabenstamm besonders reich ausgebildet sind. Im Binnenfeld der Initiale aber wird die gesamte Pfingstgeschichte dargestellt. Man nennt einen solchen Buchstabentypus mit figürlichen, szenischen Darstellungen eine historisierte Initiale.

Heilsgeschichte im Innenraum eines Buchstabens

Der untere Teil der Initiale bildet mit seiner beginnenden Rundung eine Art Sitzbank, auf der zwölf Jünger seitlich oder mit dem Rücken zum Betrachter sitzen. Alle schauen nach oben, bis auf zwei Apostel, die sich gegenseitig anschauen. Die Apostel sind mit einfachen Unter- und Obergewändern in wechselnden Farben gezeigt und tragen alle einen goldenen Heiligenschein. Einige halten eine Hand nach oben geöffnet.

Das Obergemach, in dem sich die Jünger nach Apg 1, 13 nach der Himmelfahrt Christi versammelten, ist hier als ein antiker Kuppelbau vorgestellt. Die Zwölf sitzen unter einer großen grauen Kuppel, die von einem goldenen Blattornament gekrönt wird. Zwei Giebel mit ähnlichen Bekrönungen schließen sich zu beiden Seiten an die Kuppel an. Drei goldene Säulen tragen die gesamte Architektur (eine vierte Säule rechts ist we-

gen der Rundung nicht ausgeführt). Zwei grüne Vorhänge hängen von der Basis der Kuppel herab und sind um die mittleren Säulen geschlungen. Man kann sie als Zeichen der Offenbarung interpretieren.

Wichtig ist, dass goldene Strahlen sich fächerförmig von links oben über das Bildfeld ausbreiten und auf die Nimben der Jünger treffen (es sind zwar nur zehn, aber sicher sind zwölf Strahlen gemeint). Um zu verdeutlichen, was hiermit gemeint ist, sind über dem Kopf eines jeden Apostels kleine Feuerzungen gemalt, wie sie in Apg 2, 3 erwähnt werden. Es ist hiermit also die Ausgießung des Heiligen Geistes ins Bild gesetzt.

Hier handelt Gott in drei Personen

Überraschend sind die Darstellungen im oberen Teil der Miniatur. Über einer grünen Fläche ist die rechte Hand Gottes („Dextera Dei“) in goldener Farbe gezeigt. Hiermit ist Gottes Heilshandeln gemeint. Gott greift ein in den Lauf der Welt und wirkt zum Heil der Menschen. Hiermit ist aber dezidiert der Vater gemeint, der den Heiligen Geist sendet. Deshalb ist auf der Hand die weiße Taube des Geistes zu sehen, von dessen Kopf die goldenen Strahlen und damit auch die Feuerzungen ausgehen. Der Vater ist der Handelnde, aber der Geist ist derjenige, der in der Welt wirkt und die Jünger erfüllt.

Rechts daneben ist über einer angedeuteten Wolke die Figur des auferstandenen und in den Himmel entrückten Christus mit dem Kreuzstab zu sehen. Er trägt einen goldenen Kreuznimbus. Den rechten Arm hat er weit ausgestreckt und berührt damit die Hand des Vaters. So wird sein Mitwirken an diesem Heilsgeschehen deutlich.

Diese trinitarische Dynamik erinnert an einen Satz aus dem Evangelium, das am Pfingsttag verkündet wurde und wird: „Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren...“ (Joh 14, 26).

Das Rätsel der Schriftrolle

Rechts daneben ist nochmals eine goldene Hand zu sehen, die allerdings nicht geöffnet, sondern geschlossen ist. Sie hält eine Buchrolle, die sich über der Kuppel entrollt und im oberen rechten Teil der Miniatur flattert. Ihre Schließriemen breiten sich aus und berühren auf der einen Seite die goldene Spitze der Kuppel und auf der anderen Seite die goldene Innenleiste der Initialrundung. Die gesamte Schriftrolle greift in den Raum aus und schafft Weite. Das Schriftfeld der Rolle ist mit stilisierten Schriftzeichen beschrieben. Sicherlich ist hiermit das Wort Gottes gemeint. Doch auf welche Textstelle will uns der unbekannte Maler verweisen?

Aus ähnlichen Darstellungen, die noch etwas älter sind und ebenfalls die göttliche Hand, aber mit einem Evangelienbuch zeigen, lässt sich schlussfolgern, dass hier die Sendung der Apostel zu den Völkern der Erde gemeint ist: „Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet das Evangelium der ganzen Schöpfung!“ (Mk 16, 15)

Das ist es ja, um was es bei der Pfingstgeschichte geht: Die Apostel erhalten den Heiligen Geist nicht für sich. Sie sollen sich damit nicht in ihrem Obergemach einschließen und ihn für sich behalten. Er kann nur fruchtbar werden, wenn er in die Welt getragen wird. Er muss fruchtbar werden in der Verkündigung des Wortes und in der guten Tat für die Nächsten. Dasselbe sage ich auch immer den Firmlingen, denen ich die Gabe Gottes, den Heiligen Geist, zusprechen darf, und es gilt sicher für uns alle: „Jeder, der getauft und gefirmt ist, ist aufgerufen, Gottes Liebe weiterzugeben, an anderen Menschen so zu handeln, wie Gott an uns handelt, sie so zu lieben, wie Gott uns liebt. Um es ganz krass zu sagen: Es geht heute nicht um euch. Ihr werdet nicht gefirmt, damit es euch gut geht. Es geht um die Menschen um euch herum, es geht um die, welche in eurem Leben eine wichtige Rolle spielen, ja sogar um die, welche

euch nur am Wegesrand begegnen. Denn heute geht es um alle, denen ihr Liebe schenken könnt. Denn als Gefirmte habt ihr einen Auftrag: Geht und bringt Gottes Liebe zu den Menschen. Lasst alle um euch herum spüren, dass Gott sie liebt. Krempelt die Ärmel hoch und tut etwas für die, die eure Hilfe brauchen! Denn das ist es, was Jesus unter Liebe versteht.“

Heinz Detlef Stäps

Das Leben verstehen mit dem Psalmenbuch

Psalm 1: Selig der Mensch

Das biblische Psalmenbuch hat zwar kein Vorwort, doch gemeinsam mit dem zweiten bildet der erste Psalm so etwas wie ein Eingangstor in den Psalter. Dieses zweiteilige Portal weist den Weg zum Verständnis der folgenden 148 Psalmen. Und es will den Weg ins Leben weisen! Psalm 1 (*Text siehe Seite 222*) eröffnet den Psalter ausdrücklich als ein Buch der Tora, als Weisung für, als Einweisung in ein gelingendes Leben mit Gott. Der erste Psalm setzt das Vorzeichen, das den ganzen Psalter stimmt und einstimmt: Vertrauen auf Gott rettet; die Mächte des Bösen werden ihre Macht verlieren! Eine umfassende Glücksverheißung resultiert daraus: „Wohl dem Mann“! Selig der Mensch, der Gottes Wege geht.

Der nicht dem Rat der Frevler folgt

Den Lebensweg des „Gerechten“ prägt zuerst und zuletzt sein Nein zu allen Formen des Lebensfeindlichen, somit des Bösen. Biblisch führt Gerechtigkeit weder ins Strafrecht noch in eine Tugendlehre. Biblischer Gerechtigkeit geht es um die Beziehung zu den Mitmenschen – auf der Grundlage der Beziehung zu Gott. Die Verben „gehen – stehen – sitzen“ in unserem Psalm (so der hebräische Text) deuten die Ganzheit des Lebens an (V. 1). Aber wie kommt man zu einem ganzen Leben mit und nicht wider Gott? Durch die Befassung mit der Tora. Indem man sie ernst nimmt. Nicht nur im Kopf, sondern im Leben. Wer gerecht lebt, steht so zu Gott und Menschen, dass Gottes guter Wille, dass Gottes Heilswille für alle wirksam werden kann.

Über seine Weisung nachsinnt

Tora bedeutet ursprünglich Belehrung, Weisung. Die mündliche Unterweisung durch Mutter und Vater ist im Blick, auch durch Lehrer und Priester. Später wird Tora zur Bezeichnung für einzelne Gesetze (Gen 26,5), für das Gesetzbuch, das als Staatsgrundgesetz gilt (2 Kön 22,8–23,2). Tora meint dann den Pentateuch (das fünfbändige bzw. fünfbehältrige Buch) und somit den ersten Teil der hebräischen Bibel, das den wichtigsten Teil der Heiligen Schrift Israels darstellt. In der jüdischen Tradition schließt der Begriff auch die sogenannte mündliche Tora ein, also die gesammelten Weiterentwicklungen und Traditionen zur schriftlichen Tora. Die gesamte Tora gilt als Tora des Mose, die ihm am Sinai von Gott selbst übergeben wurde. Auch kann die ganze jüdische Bibel als Tora bezeichnet werden. Die Übersetzung von tora durch nomos (griechisch) und lex (lateinisch) bedeutete demgegenüber eine Verengung. Aber: traduttore traditore, sagt das italienische Sprichwort. Der Übersetzer ist auch ein Verräter. Gerechtigkeit und Erbarmen bilden in der Bibel eine Einheit. Gottes Wegweisung (Tora) entspringt seiner barmherzigen Liebe (Ex 2,20–26) und will bei den Menschen Solidarität und Liebe fördern.

Sie sind wie Spreu, die der Wind verweht

In typisch weisheitlicher Schwarz-Weiß-Malerei wird der Lebensweg der Frevler dem Leben des Gerechten gegenübergestellt. Wer aber sind die Frevler? In der Sprache der Bibel sind es jene, die sich entschieden haben, sich gotteswidrig zu verhalten und den Mitmenschen, den anderen, zu missachten. Wer sind die Gerechten? Der Gerechte bringt gute Frucht für andere hervor, die „Frevler“ aber produzieren nichts anderes als Spreustaub, der niemanden nährt. Nicht einmal nährt und erhält sie die vermeintlichen Gewinner. Deren Skrupellosigkeit, so ihre, und eine überaus eingängige Logik, bringt raschen und über-

wältigenden Gewinn. Im Gericht wird sich jedoch erweisen: Gone with the wind. Vom Winde verweht.

Denn der Herr kennt den Weg der Gerechten

Gott kennen, das bedeutet Rettung. Gott kennen, das bedeutet Heil. Von Gott gekannt zu werden, das heißt, das verheißt: Rettung. Liebende Zuwendung, mit der der Herr jede einzelne Lebensstation begleitet. Gott kennt den Lebensweg der Gerechten! Damit ist kein rein rationales, intellektuelles Wissen gemeint. Vielmehr ist hier die liebende Zuwendung zu allen und die stärkende Begleitung aller Lebensstationen im Blick. Wer Gott bekannt ist, dessen Weg wird kein Weg ins Nirgendwo; er wird kein Irrweg sein.

Gott, unser Lehrer

Warum aber sollen wir uns von Gott belehren lassen, und was sollen wir da eigentlich lernen und verstehen? Fort- und Weiterbildung, lebenslanges Lernen, das ist heute ja eine Selbstverständlichkeit. Und wo es sich nicht von selbst versteht, wo man nichts mehr oder einfach nur Bahnhof versteht, da ist man schnell heraus. Aus dem Spiel. Aus die Maus. Aus das Spiel. Gott, unser Lehrer, unser Tutor, unser Coach? Und doch ER der Eine, der keinen Mitspieler herauskegelt aus dem Spiel?

Kompass ins Leben

Da ist die tiefe Einsicht, dass das Leben mit JHWH und von seiner Weisung her kein pures Sonntags-, oder, anders gesagt, kein reines Sabbat-Leben ist. Der Lebensweg des Gerechten ist von seinem Nein zu allen lebensfeindlichen Bestrebungen her bestimmt, an jedem Werktag. Werken, Wirken, von Gott her. Ohne Feindseligkeit. Ohne Fanatismus. Ohne Furcht. Von Ver-

trauen getragen. Das Leben verstehen? Im Leben stehen. Das Leben sehen. Das Leben bestehen. Doch woher kommt dieser Kompass? Er kommt von Gott. Er kommt von Gottes Liebes-Wort, von seinem Weisungs-Wort, von seiner Tora her. Die Tora führt uns ins Leben. Dieser Kompass enträtselt nicht alle Rätsel. Aber er macht den Kopf frei und das Herz leicht. Er macht Mut.

Susanne Sandherr

Einfach aus dem Bauch heraus?

Nicht an Gottes Mutterschoß vorbei

Bauchgefühl. Manche Entscheidungen treffen wir halt so. Einfach so. Kleine Dinge, da liegt die Speisekarte. Der Ober wartet. Freundlich. Noch. Insalata della Casa oder Pizza alla Contadina? Nimmst du mir davon bitte ein Stück ab? Aber nur mit Zwiebeln oder Pilzen? Oder dann doch für mich die Kalbsleber von der Tageskarte? Ein Helles, oder doch lieber ein Glaserl Primitivo? Da geht es ja um nichts. Dies oder das. Du bist Vegetarier, ich weiß. Aber, wir verstehen uns. So oder so. Alles nicht so wichtig. Und dann geht es doch los. Macht es mich ein bisschen glücklicher? Pizza mit Schinken? Ist es ethisch vertretbar oder nicht? Ist es gesund oder nicht so gesund? Verletzt es dich? Und, kostet es, plötzlich, deutlich mehr? Entscheiden wir eigentlich aus dem Bauch heraus? Oder laufen, unbemerkt, hundert kleine Abwägungen ab? Aus dem Bauch heraus, das klingt gut. Aber wer entscheidet dann eigentlich? Also bitte, wer, wenn nicht wir! Wer oder was ist das, unser Bauch, unser Bauchgefühl? Mein Bauch gehört mir ... Oder gehöre ich meinem Bauch? Oder gibt es da noch etwas anderes? Jetzt dreh mal nicht durch!

Kontrollieren

Wenn es um etwas Großes geht, um diesen Job in dieser Stadt, oder darum, den Ruf an diese Hochschule anzunehmen, oder besser nicht? Das kann mein, das kann unser Leben für so viele Jahre prägen. Diesen Partner, diese Partnerin, für immer, wählen, oder nicht. Worauf kann ich dann zählen? Wer oder was hilft mir wählen? Ehrlich, ich weiß es nicht. Es ist wohl fraglos, dass wir in allen entscheidenden Dingen vor allem von uns unbewussten Beweggründen gesteuert werden. Wir möchten so gerne alles kontrollieren. Aber das können wir nicht.

Intuition

In der Geschichte der Philosophie hatte die „Intuition“, die wir heute etwas leichtfertig auf das Bauchgefühl reduzieren, eine sehr vielfältige Presse. Keine Frage, wir können komplexe Eindrücke „im Nu“ erfassen. Und dies umso mehr, umso erfahrener und kundiger wir sind. Doch, ebenfalls keine Frage, sind wir damit unseren Vormeinungen und Vorurteilen ausgeliefert.

Die Hausärztin

Die Hausärztin auf dem Land, die mir im Freundeskreis so ruhig wie engagiert erklärte, warum ihr die Hausbesuche unerlässlich sind, ist mir unvergesslich. Hausbesuche, wer macht das noch. Vollkommen gegen den Strom. Unwirtschaftlich! In einer Zusammenschau der leidenden Person mit ihrem Umfeld: da entsteht, so deutete sie an, intuitiv, Verständnis, Verstehen. Da ist Heilung nicht fern. Verstehen, weit über das abgetrennt Rationale, in diesem Sinne Bornierte, Lokale, hinaus. So sagte sie es mir. Und das ist biblisch. Mitleid heißt biblisch: Barmherzigkeit. Der barmherzige Gott will, dass auch wir untereinander barmherzig sind. Ohne solches Tun verlieren selbst Opfer ihren Wert (Mt 12,7: Hos 6,6). Im hebräischen Wort für Barmher-

zigkeit klingt das Wort Mutterschoß an. Im Neuen Testament deutet das Wort das Zerreißen der Eingeweide, des innersten Inneren, an.

Aus dem Bauch? Nicht an Gottes Mutterschoß vorbei

Es geht um uns. Es geht nicht um uns. Es geht vor allem nicht um von uns, wie es neudeutsch heißt, gehypte, das meint: vergötterte, vergötzte Größen: die Nation, die Reinheit des Blutes, der Rasse, der Nation. Möglicherweise auch nicht um, mir eigentlich und lange sympathisch: die schwarze Null. All diese ollen, aber mächtig bis allmächtig klebrigen Kamellen, unterschiedlich bedrohlich, einige fürchterlich, flächendeckend lebensgefährlich, um sie geht es gar nicht. Es geht um den, den all dies bedroht. Es geht um den bedrohten anderen. Erkennen wir die Lage. Antworten wir. Aus all unseren Quellen und mit all unseren Kompetenzen. Aber zuerst und zuletzt aus Gottes Erbarmen heraus. Und niemals daran vorbei.

Susanne Sandherr

Glauben und Denken

Glaubensaussagen sind nicht vergleichbar mit mathematischen oder physikalischen Gesetzen. Man kann den Glauben nicht mit Experimenten beweisen. „Einen Gott, den es gibt, gibt es nicht“, sagte der Theologe und Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer. Gott ist kein Gegenstand, kein Objekt, sondern der Grund unseres Seins, eine unbegreifliche Wirklichkeit. Gleichwohl stehen der Glaube und die Vernunft des Menschen in einem engen Verhältnis. Schon das Erste Vatikanische Konzil stellte in der Dogmatischen Konstitution *Dei Filius* über den katholischen Glauben (1870) fest, dass es keine „Unstimmigkeit zwischen Glauben und Vernunft geben [kann], denn derselbe

Gott, der die Geheimnisse offenbart und den Glauben eingießt, hat in dem menschlichen Geist das Licht der Vernunft gelegt“ (DH 3017). Auch wenn der Glaube also rational nicht bewiesen werden kann, sucht er dennoch zu verstehen: „Wer wirklich glaubt, sucht den, in den er seinen Glauben setzt, besser zu erkennen und das von ihm Geoffenbarte besser zu verstehen“, heißt es im Katechismus der katholischen Kirche (158). So sind Glauben und Denken untrennbar miteinander verbunden.

Kein Beweis, aber gute Gründe

Der Philosoph Immanuel Kant (1724–1804) zeigte auf, dass die reine, theoretische Vernunft nichts beweisen kann, was außerhalb ihres eigenen Horizontes liegt. So kann nach Kant die in Raum und Zeit denkende Vernunft letztlich nichts begreifen, was außerhalb dessen liegt. Rein denkerisch-philosophisch lässt sich daher der Glaube weder beweisen noch widerlegen. Daher hat Kant den Glauben an Gott vielmehr in das Feld der praktischen Vernunft verwiesen: Glauben ist ein Akt des vernünftigen Vertrauens. Es gibt keinen strengen Beweis des Glaubens, es gibt aber gute und vernünftige Gründe für ihn. Dieses vernünftige Vertrauen ist sowohl eine Sache des Verstandes als auch des Willens und des Herzens. Vernünftiger Glaube ist kein bloßes Fürwahrhalten von dogmatischen Sätzen, sondern das Sicheinlassen auf die Wirklichkeit Gottes. Augustinus prägte dafür die Unterscheidung, dass der christliche Glaube nicht das „etwas glauben“ (credere aliquid), sondern das „an jemand glauben“ (credere in aliquem) bedeutet.

Gegenseitige Stütze

Glaube und Vernunft widersprechen sich also nicht, sondern sind aufeinander verwiesen und stützen sich gegenseitig. Nach katholischem Verständnis ist der Verstand nicht als „nachträg-

liche“ Eigenschaft des Menschen zu verstehen, die denkerisch das nachzeichnet, was durch die Offenbarung Gottes den Menschen ohne seinen Verstand erreicht hat. Vielmehr ist der Verstand des Menschen durch die Offenbarung Gottes in vielfältiger Weise angesprochen. Auch in der evangelischen Theologie gehört die Verbindung von Glauben und Vernunft von Anfang an zu den bestimmenden Merkmalen. Selbst wenn Martin Luther vor dem Hintergrund der kritischen Philosophie seiner Zeit drastisch von der „Hure Vernunft“ sprechen konnte, war er doch überzeugt, dass die Vernunft mit all ihrem Vermögen der Erkenntnis der biblischen Wahrheit zu dienen habe. Schon als junger Theologe trat er in seinem Kommentar zum Römerbrief dafür ein, dass die Vernunft „für das Beste“ eintrete und „gute Werke“ tue. Luther folgte damit dem schon damals berühmten Satz Anselms von Canterbury (1033–1109), dass der Glaube stets die Einsicht sucht („fides quaerens intellectum“). In der Theologie wurde gleichwohl betont, dass eine nicht durch den Glauben aufgeklärte Vernunft ebenso unaufgeklärt bleibt, wie es ein Glaube ohne die Vernunft ist. Stattdessen ist es nötig, die wechselseitige Verwiesenheit von Vernunft und Glauben immer wieder neu zu entfalten.

Marc Witzenbacher

Du große Herrin, schönste Frau

Wunderbar geborgen

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 136.

Im „Gotteslob“ (GL 648) wird als Hymnus zur Vesper an Marienfesten „Du große Herrin, schönste Frau“ vorgeschlagen. Das Lied geht auf „O gloriosa Domina“, vermutlich aus dem 7./8. Jahrhundert, zurück. Der lateinische Hymnus, dessen Ur-

heberschaft unsicher ist, wurde in der Abtei Münsterschwarzach ins Deutsche übertragen.

Du schönste der Frauen

Die erste Strophe spricht, besser: ruft Maria, die Mutter des Herrn, als „große Herrin, schönste Frau“ (O gloriosa Domina) an. Die Schönheit, die ihr hier zugesprochen wird, entstammt nicht dem Zeugnis der neutestamentlichen Schriften, sondern verweist auf das „Lied der Lieder“, das alttestamentliche Hohelied: „du schönste der Frauen“ (Hld 1, 8). „Siehe, schön bist du, meine Freundin, / ja, du bist schön.“ (Hld 1, 15) Die allegorische (griechisch *allos agoreúein* = anders sagen) Auslegung des Hohenliedes reicht im Frühjudentum bis in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr. zurück. Ihr entsprechend wird das Hohelied beim Pessach-Fest gelesen, das die Befreiung aus der Knechtschaft in Ägypten als Ausdruck der Liebe Gottes zu seinem Volk feiert. Christliche Interpretationen des Liedes der Lieder erkannten hier die Liebe zwischen Christus und der Kirche oder die Gottes- und Christusbeziehung der einzelnen Seele. Die Geliebte des Hohenliedes wurde aber auch bald mit Maria identifiziert.

Sonne, Mond und Sterne

Marianisch gedeutet wurde christlich auch die Frau im 12. Kapitel der Offenbarung des Johannes. „Dann erschien ein großes Zeichen am Himmel: eine Frau, mit der Sonne bekleidet; der Mond war unter ihren Füßen und ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt.“ Weiter heißt es dort von ihr: „Sie war schwanger und schrie in ihren Geburtswehen.“ (Offb 12, 1–2) Sonne, Mond und Sternen- bzw. Planetenkranz als Attribute der Frau verweisen auf die im alten Orient als große Göttin verehrte Himmelskönigin. Diese mythischen Züge, die noch in

unserem Hymnus eingespielt werden, dienen biblisch dazu, die besondere Würde jener Frauengestalt aufzuweisen: Die zwölf Sterne weisen sie als Symbol der erwählten Heilsgemeinde aus, in Anlehnung an das Zwölf-Stämme-Volk Israel in Offb 7, 4–8. Zugleich sind mit der Frau aus der Offenbarung die Stichworte von Schwangerschaft (Tragen) und Geburt gegeben, die auf Maria hin ausgelegt werden konnten. In unserem Hymnus wird Marias Erhabenheit über alle Astralgottheiten betont: „hoch über Sternen ...“ Zugleich kann Maria in der christlichen Tradition aber auch selbst als „Stern“, als orientierende, Leben rettende „stella maris“ (Meersterne/Polarstern) und als „stella matutina“ (Morgenstern), der Stern, der den Sonnenaufgang ankündigt und ihm vorangeht, gerühmt werden.

Du trugst den Schöpfer, der dich schuf

Das alles Begreifen sprengende Paradox! Wenn Jesus von Nazaret als das „Fleisch“ und Mensch gewordene, „vor aller Zeit“ wirkliche und wirksame Gotteswort verstanden und weitergesagt werden darf, als das inkarnierte Liebeswort, das Gott der Menschheit und seiner ganzen Schöpfung sagt, dann stockt uns der Atem. Dann ist Maria also die, die „aus Gottes ewigem Rat“ den trägt und ins Leben trägt, der alle Welt trägt, der aller Welt Widrigkeit und Widergöttlichkeit liebend erträgt und ihr liebend widersteht und der, eben so, in Gottes Namen, alle Welt ins Leben trägt. Die Nennung der nährenden Brust der Mutter des Erlösers schreibt dieses Geheimnis fort. In der Antike war Muttermilch eine Metapher für die Gabe des Lebens. Dem das Leben geben, der das Leben gibt!

Traurige Eva – Trost von Maria

In der zweiten Strophe kommt die für das Frauenbild oft so folgenschwere Polarität Eva – Maria zur Sprache. Im Sohn

gibt Maria „reich zurück“, was durch die „Eva tristis“, so der alte Hymnus, die unglückliche, die unglückselige Eva, die vom Schöpfer doch berufen ist zur „Mutter alles Lebendigen“ (Gen 3, 20), einst genommen ward. In der wunderbaren Geburt wird Maria nun zur Tür-Öffnerin zum „Himmel“, „zum ewgen Paradies“. So eröffnet sich Erlösung: „zur Heimkehr steht der Weg uns frei“. Der lateinische Hymnus führt hier die marianische Astralmetaphorik fort: „intrent ut astra flebiles“: auf dass die Elenden eintreten zu den Sternen, ins Sternenzelt.

Strahlender Vorhof des Lichts

Als „Pforte für den Königssohn“ und als „des neuen Lichtes helles Tor“ wird Maria in der dritten Strophe begrüßt. Der Mutter schoß als Pforte ist ein naheliegendes Bild. In den Anrufungen der sehr viel später, im Hochmittelalter, bezeugten Lauretanischen Litanei (GL 566) wird Maria als „Pforte des Himmels“ geehrt. Maria als Pforte für den Höchsten und als leuchtender Vorhof des Lichtes, so, in biblischer Tempel-Metaphorik, der lateinische Hymnus, darauf kann nur der jubelnde Beifall der „gentes redemptae“, der erlösten Völker, antworten. Wir, die ins Leben Erlösten aus den (Heiden-)Völkern, haben allen, haben guten Grund, zu jubeln und zu jauchzen!

Wunderbar umgeben

Die Schlusstrophe des Hymnus ist klar trinitarisch geordnet. Angesprochen wird der Sohn. Er wird nach dem Vater und dem Parakleten (Beistand, Heiliger Geist) genannt: „tuoque Nato gloria“. Dem Vater und dem Geist und auch dem von Maria Geborenen wird die Ehre gegeben. Der anonyme Dichter formuliert den Lobpreis der Dreifaltigkeit von der gnadenhaften Erwählung Marias her: Gott Vater, der Tröster und ihr eigener Sohn haben sie, die Mutter, mit Gnade umgeben wie mit einem

mütterlich wunderbar bergenden, umhüllenden, umfangenden Gewand.

Susanne Sandherr

Die syrischen Kirchen

Die syrischen Kirchen sind ein Teil des östlichen Christentums und im Gebiet des antiken Syrien entstanden. Es haben sich vielfältige Zweige ausgebildet, doch gehen sie im Wesentlichen auf die Tradition zweier Zentren zurück: das von griechischer Sprache und Kultur geprägte Antiochia am Orontes im Westen und das mehr syrischsprachige Edessa im Osten. Zu den syrischen Christen gehören verschiedene Volksgruppen des Vorderen Orients, vor allem Aramäer, Assyrer, Chaldäer und Arabische Christen. Bis heute sind die Bibel und die Liturgie in syrischer Sprache in Gebrauch, einer Form des zur biblischen Zeit gesprochenen Aramäisch. Die syrische Tradition hat sich nicht nur in Syrien, sondern auch in anderen Ländern wie dem Libanon, im Irak, aber auch in der Südosttürkei verbreitet. In Indien leben mehrere Millionen syrische Christen, zudem gibt es Kirchen syrischer Tradition in vielen Diasporagebieten wie in Europa oder den USA.

Westsyrisch und ostsyrisch

Generell wird zwischen einer westsyrischen und einer ostsyrischen Tradition unterschieden, die jeweils auch einen eigenen kirchlichen Ritus ausgebildet hat. Zu den Westsyryern zählt man die Angehörigen der Syrischen Orthodoxen und der Syrisch-katholischen Kirche sowie die Maroniten und die Gläubigen der Syro-Malankarischen Kirche. Als Ostsyryer versteht man die Angehörigen der Apostolischen Kirche des Ostens, die Chaldäer

und die Syro-Malabarische Kirche. Die ostsyrische Kirche war missionarisch sehr aktiv und breitete sich in der Spätantike und im Mittelalter bis nach China und Südindien aus. Von diesen Gemeinden blieben aber nur die sogenannten „Thomaschristen“ in Südindien erhalten, die bis ins 16. Jahrhundert allein zur „assyrisch“ genannten Kirche des Ostens gehörten. Im Zuge der Kolonialisierung schloss sich ein Teil der katholischen Kirche an, und sie wurden zu mit Rom unierten Kirchen, wobei sie den eigenen Ritus beibehielten. Andere unterstellten sich der westsyrischen syrisch-orthodoxen Kirche, die bis dahin nicht in der Region vertreten war.

Syrische Orthodoxe Kirche

Die Syrische Orthodoxe Kirche versteht sich als Mutter der syrischen Kirchen und hat weltweit rund 1,3 Millionen Mitglieder, wobei die meisten von ihnen in Indien leben. Der Patriarch hat seinen Sitz in Damaskus. Wie in allen anderen altorientalischen Kirchen ist das kirchliche Leben stark von der monastischen und liturgischen Spiritualität geprägt. Der westsyrische Ritus ist sehr reich an Liturgieformularen, die Sprache ist Aramäisch, oft wird auch Arabisch verwendet. Die politische Situation in der Heimatregion führte dazu, dass viele Zentren zerstört wurden und die meisten flohen. Die rund 100 000 syrisch-orthodoxen in Deutschland lebenden Christen sind in rund 60 Gemeinden organisiert. Die Syrische Orthodoxe Kirche ist seit 1960 Mitglied im Ökumenischen Rat der Kirchen und auch in Deutschland in allen ökumenischen Gremien vertreten.

Mit Rom unierte Kirchen

Einige der Kirchen syrischer Tradition sind mit Rom uniert; sie unterstehen dem Primat des Papstes, haben aber ihre eigene liturgische Tradition bewahrt und besitzen auch in weiten Tei-

len eigene kirchliche Regeln. Zu den wichtigsten dieser Kirchen zählt die Syrisch-Katholische Kirche, die sich im 17. Jahrhundert nach den ersten erfolglosen Versuchen im 15. Jahrhundert schließlich Rom angeschlossen hatte. Ihr gehören heute rund 130 000 Gläubige in Syrien, Libanon, Irak und Ägypten an. Neben den zur selbstständigen westsyrischen Kirche gehörenden syrischen orthodoxen Kirche in Indien sind die anderen beiden großen indischen syrischen Kirchen mit Rom uniert: die Syro-Malabrische und die Syro-Malankarische Kirche. Die Syro-Malabrische Kirche gehört zum ostsyrischen Ritus und geht auch auf die Kolonisierung Indiens durch die Portugiesen im 16. Jahrhundert zurück. Zu ihr zählen rund 3,7 Millionen Gläubige. Die Syro-Malankarische Kirche pflegt den westsyrischen Ritus und wurde um 1930 im südindischen Kerala im Zuge der Streitigkeiten zwischen den beiden indischen syrischen Kirchen um die Hierarchie gegründet. 1932 errichtete der Vatikan eine eigene Metropole in Kerala, der sich viele Gläubige anschlossen. Heute gehören der syrisch-malankarischen Kirche rund 400 000 Gläubige an.

Die Rum-orthodoxe Kirche

Die Christen, die sich nach den Auseinandersetzungen im Konzil von Chalkedon 451 nicht von der Staatskirche des Römisch-Byzantinischen Reiches trennten, sondern sich den Beschlüssen des Konzils anschlossen und weiterhin das Griechische als Kirchensprache nutzten, werden wegen ihrer Nähe zum griechischen Kaisertum und der byzantinischen Kirche auch als rum-orthodoxe Christen (Rum = rhomäisch/römisch) oder griechisch-orthodoxe Christen des Orients bezeichnet. Später trat in diesem Zweig der syrischen Kirchen neben das Syrische auch das Arabische, auch in einigen Regionen der syrisch-orthodoxen und -katholischen und der assyrischen, altassyrischen und chaldäischen Christen.

Wie viele Christen nach dem Ausbruch des Bürgerkrieges noch in Syrien selbst leben, kann nur spekuliert werden. Schätzungen zufolge soll die christliche Bevölkerung im Vergleich zu 2010 auf die Hälfte oder weniger als die Hälfte zurückgegangen sein und heute zwischen 500 000 und 700 000 Gläubige zählen. Die Kirchengebäude sind zu weiten Teilen zerstört. So leidet das Christentum an seiner Wiege im Nahen Osten noch immer stark und geht mehr und mehr zurück.

Marc Witzenbacher

Geistbewegter Gottesdienst

Während Orationen, die direkt an den Heiligen Geist gerichtet sind, in der römischen Tradition nicht vorkommen, wird der Heilige Geist regelmäßig am Schluss von Gebeten erwähnt: „Darum bitten wir durch Jesus Christus, deinen Sohn, unseren Herrn und Gott, der in der Einheit des Heiligen Geistes mit dir lebt und herrscht in alle Ewigkeit.“ Diese Formel ist Ausfluss der Festlegungen der Antike in der Trinitätstheologie und betont die Einheit des Geistes mit den beiden anderen Personen. Auch wenn die Liturgiekonstitution hervorhebt, dass die Feier des Pascha-Mysteriums, wie der Gottesdienst genannt wird, „in der Kraft des Heiligen Geistes“ (SC 6) geschieht, so wirkt dies eher wie ein Bemühen um „theologische Korrektheit“. Die westliche Gottesdiensttradition hat lange dem Wirken des Heiligen Geistes im Gottesdienst keine große Bedeutung zugemessen. Umso mehr entdecken wir sie heute wieder.

Die Dynamik der Liturgie und des Lebens

Es ist die Geisterfahrung des Pfingstfestes, die in der jungen Gemeinde die Dynamik entwickelt, von Jesus Christus, dem

Gekreuzigten und Auferweckten, zu sprechen, ihn zu verkündigen. Diese missionarische Dynamik ist angetrieben vom Geist, verändert die Menschen und baut die Gemeinden und die Kirche auf: „Keiner kann sagen: Jesus ist der Herr!, wenn er nicht aus dem Heiligen Geist redet.“ (1 Kor 12, 3) In der Taufe, deren Bedeutung Paulus in Röm 6–8 reflektiert, empfängt jeder den Heiligen Geist. Und „die sich vom Geist Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes. ... ihr habt den Geist der Sohnschaft empfangen, in dem wir rufen: Abba, Vater!“ (Röm 8, 14 f.) Der Drang, sich zum Gottesdienst zu versammeln, wie auch die Befähigung, ihn zu feiern, sind Gaben des Geistes. Die Feier des Gottesdienstes ist Teil des neuen Lebens, das durch den Geist in den Gläubigen entfacht wird.

Die epikletische Dimension der Liturgie

In der westlichen Theologie stand vielfach der christologische Aspekt des Gottesdienstes im Vordergrund, gerade wenn die Eucharistiefeier betrachtet wurde. Die Konzentration auf die Einsetzungsworte Jesu beim letzten Abendmahl hat diese so sehr betont, dass das Wirken des Heiligen Geistes schnell übersehen wurde. Die neuen Eucharistiegebete nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil haben hingegen die Relevanz des Heiligen Geistes für die Feier deutlich hervortreten lassen, indem alle neuen Eucharistiegebete zwei aufeinander bezogene „Epiklesen“ erhielten.

Das Wort „Epiklese“ kommt vom griechischen *kalein*, das „herbeirufen“, „anrufen“ bedeutet. In vielen Gebeten finden sich Epiklesen, in denen wir Gott anrufen, etwa einen Menschen oder eine Sache zu heiligen oder die zentrale Wirkung der Feier herbeizuführen – durch den Heiligen Geist. Im zweiten Hochgebet lautet diese Epiklese: „Sende deinen Geist auf diese Gaben herab und heilige sie, damit sie uns werden Leib und Blut deines Sohnes, unseres Herrn Jesus Christus.“ Diese sog-

nannte „Wandlungsepiklese“ steht aber in inhaltlicher Verbindung zur „Kommunionepiklese“ hinter den Einsetzungsworten: „Wir bitten dich: Schenke uns Anteil an Christi Leib und Blut und lass uns eins werden durch den Heiligen Geist.“ In der Sache ist unstrittig, dass beide Epiklesen eng zusammengehören, auch wenn sie an verschiedenen Stellen stehen. Sie bilden die *eine* Bitte an Gott aufgrund des Gedenkens, durch den Heiligen Geist in der aktuellen Feier zu wirken und sie ihrem Zielpunkt, ihrer Heilswirksamkeit und Fruchtbarkeit entgegenzuführen.

Etwa für das Verständnis der Eucharistie ist diese pneumatologische Dimension des Gebets ein wichtiges Korrektiv zu einer rein christologischen Sicht. Denn sie macht deutlich, dass die Feier sich nicht in der Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi erschöpft, sondern eine darüber hinausgehende Dynamik besitzt. Ziel der Feier ist es, „Anteil an Christi Leib und Blut“ zu erhalten und dann „eins (zu) werden durch den Heiligen Geist“.

Die ganze Feier bezweckt die Wandlung der Kommunikanten, die mit Christus und untereinander eins werden sollen. Die Eucharistiegebete des Ostens (auch der mit Rom unierten Kirchen) führen deshalb beide Epiklesen-Elemente zusammen hinter den Einsetzungsworten, wodurch die Dynamik schon beim Hören deutlich wird.

Verbindung von Gottesdienst und Leben

Auch in fast allen anderen Sakramentenfeiern der katholischen Kirche finden sich solche epikletischen Elemente. Etwa bei der Taufe in „Lobpreis und Anrufung Gottes über dem Wasser“ – verbunden mit dem epikletischen Gestus der Berührung des Wassers mit der Hand: „Durch deinen Sohn steige herab in dieses Wasser die Kraft des Heiligen Geistes, damit alle, die durch die Taufe mit Christus begraben sind in seinen Tod, mit ihm zum Leben auferstehen.“ Bei der Firmung bittet der Bischof

mit über den Firmlingen ausgebreiteten Händen: „Wir bitten dich, Herr, sende ihnen den Heiligen Geist, den Beistand. Gib ihnen den Geist der Wahrheit und der Einsicht, des Rates, der Erkenntnis und der Stärke, den Geist der Frömmigkeit und der Gottesfurcht.“ Beide Beispiele machen gut deutlich, dass es bei der Bitte um den Heiligen Geist nicht nur um eine Wirksamkeit des Geistes im Moment geht, sondern immer um ein Wirken, das das Leben der Gläubigen dauerhaft bestimmen soll.

Sehr gut wird die Verbindung des Gottesdienstes zum Leben und die Rolle des Heiligen Geistes darin in poetischen Texten deutlich. Als Beispiel kann die Pfingstsequenz dienen (*siehe Seite 330f.*), die konkret die Lebensrealität der Menschen anspricht: „In der Unrast schenkst du Ruh, / hauchst in Hitze Kühlung zu, / spendest Trost in Leid und Tod.“ Etwas später heißt es: „Was befleckt ist, wasche rein, / Dürrem gieße Leben ein, / heile du, wo Krankheit quält. / Wärme du, was kalt und hart, / löse, was in sich erstarrt, / lenke, was den Weg verfehlt.“ Das Wirken des Heiligen Geistes und die alltäglichen Erfahrungen der Menschen in ihrer Gebrochenheit werden ganz selbstverständlich aufeinander bezogen.

Friedrich Lurz

Selige des Monats: Gisela von Bayern

Für viele Ungarn ist das Kloster Niedernburg in Passau am Zusammenfluss von Donau und Inn ein wichtiger Wallfahrtsort. Denn in der dortigen Maria Parz-Kapelle befindet sich die Grablege der seligen Gisela, die in Bayern geboren wurde und als Gemahlin von König Stephan, dem ungarischen Nationalpatron, die erste Königin der Ungarn war. Ihre Grabstätte wird von zahlreichen Besuchern mit Blumen und Fahnen in den ungarischen Nationalfarben geschmückt.

Geboren in Regensburg

Gisela kam vermutlich um das Jahr 985 auf Schloss Abbach bei Regensburg zur Welt. Zu Beginn des 10. Jahrhunderts führten die Ungarn zahlreiche Kriege und plünderten viele Orte der Nachbarn. Einige Truppen gelangten sogar bis nach Italien und Spanien, bis König Otto I. im Jahr 955 in der Schlacht auf dem Lechfeld bei Augsburg die Ungarn besiegte und zurückdrängte. Der sesshafte Teil der Ungarn suchte den Frieden und begann an der Schnittstelle zwischen dem heiligen römisch-germanischen und dem byzantinischen Reich den Handel mit Pferden und Silber. Durch die Missionsarbeit von Bischöfen aus dem byzantinischen Reich breitete sich auch das Christentum immer mehr unter den Ungarn aus. Das Verhältnis entspannte sich so weit, dass Fürst Geza von Ungarn eine Delegation nach Regensburg schickte, als Herzog Heinrich, der Vater Giselas, gestorben war. Bei diesem Besuch reiften wohl schon die Pläne zur Heirat zwischen Gisela und Stephan, dem Sohn Gezas. Zunächst war man am bayerischen Hof noch skeptisch, ob man das junge Mädchen, das eine umfangreiche christliche Erziehung genossen hatte, zu den erst vor Kurzem zum Christentum gekommenen Ungarn an den Fürstenhof lassen konnte. Der Legende nach soll Stephan von der Äbtissin des Klosters Gandersheim einer strengen Prüfung unterzogen worden sein, ob der ungarische Thronfolger der Heirat mit Gisela würdig wäre. Doch Stephan überzeugte.

Einsatz für die Armen

Nach der Hochzeit ersuchte Stephan den Papst um die Genehmigung seiner Krönung, worin er vom deutschen Kaiser Otto III., der mit Stephan verwandt war und sich zu dieser Zeit in Rom befand, unterstützt wurde. Die Krönung Stephans und Giselas durch einen päpstlichen Gesandten fand am 17. August 1000 in Gran statt. Der Überlieferung nach soll Gisela mit dem

Hinweis gekrönt worden sein, das Zepter der Tugend und Gerechtigkeit zu führen und gegenüber den Armen barmherzig und milde zu sein. Dies wurde Gisela zum Leitwort. Sie setzte sich zusammen mit Stephan für die weitere Christianisierung Ungarns ein; insbesondere lag ihr die Betreuung von Pilgern am Herzen, die auf ihrem Weg nach Jerusalem durch Ungarn kamen. Sie unterstützte zahlreiche Flüchtlinge und Heimatlose sowie Witwen und Waisen. Auch soll sie eine sehr geschickte Kunsthandwerkerin gewesen sein. Ihren Krönungsmantel, der mit Perlen und Goldfäden bestickt war und Christus als Pantokrator zeigte, soll sie selbst angefertigt haben.

Tod des einzigen Sohnes

Ein herber Schicksalsschlag traf Gisela mit dem Jagdunfall von Emmerich, ihrem einzigen Sohn. Nach dem tragischen Tod des Thronfolgers entbrannte ein heftiger Streit um die Nachfolge Stephans, bei dem auch Stephan selbst nicht gerade zimperlich vorgegangen sein soll, um den heidnischen Zweig der Familie auf dem Thron zu verhindern. Sieben Jahre nach dem Unfall seines Sohnes starb im Jahr 1038 auch Stephan. Der von Gisela begünstigte Nachfolger Peter Orseolo, ein Neffe Stephans, verfolgte und vertrieb sie schließlich aus Ungarn. Gisela verlor fast ihre Freiheit, konnte aber von König Heinrich III. befreit und wieder zurück nach Bayern gebracht werden. Dort erhielt sie zunächst Zuflucht in einem Kloster in Kochel am See und trat später ins Benediktinerinnenkloster Niedernburg ein, dessen Äbtissin sie später wurde. Ihre wichtigste Aufgabe sah sie nun im Gebet für die Völker und den Frieden zwischen Ungarn und Bayern. Sie starb am 7. Mai 1060 im Kloster Niedernburg. Offiziell wurde sie nie seliggesprochen, wurde aber schon bald nach ihrem Tod verehrt und in das Verzeichnis der Seligen aufgenommen. Ihr Gedenktag ist ihr Sterbetag, der 7. Mai.

Marc Witzenbacher

Kloster Heidenheim – Neues Leben in alten Mauern

Kennen Sie die drei fränkischen W? Nein? Ein Tipp: Es geht nicht um eine regionale Internet-Variante. Sondern um drei Geschwister, die im 8. Jahrhundert nicht nur für die Christianisierung Frankens Großes geleistet haben: Willibald, Wunibald und Walburga. Die drei stammten aus dem Süden Englands und waren möglicherweise Verwandte von Bonifatius; jedenfalls wirkten die beiden etwa gleich alten Brüder mit bei dessen Anstrengungen, Deutschland das Christentum zu bringen. Willibald, der älteste, wurde nach einer Pilgerfahrt nach Rom und ins Heilige Land, wo er mehrere Jahre zubrachte, Gründer und erster Bischof von Eichstätt. Wunibald, in Rom theologisch ausgebildet, gründete 752 das Benediktinerkloster Heidenheim, wo er 761 starb. Nach seinem Tod übernahm die rund 10 Jahre jüngere Schwester Walburga als Äbtissin die Leitung des Konvents, den sie in der Folge zum Doppelkloster erweiterte.

In der Reformation aufgehoben

Nach erneuter Blüte im 12. Jahrhundert und wechselvollen Entwicklungen im Mittelalter wurde das Benediktinerkloster 1537 in der Reformation aufgehoben. Die Klosterkirche wurde 1551 zur evangelischen Pfarrkirche, die Klosteranlage diente bis etwa 1960 als Amts- und Wohngebäude. Um das Kloster mit seinem gotischen Kreuzgang für die Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen, riefen das evangelische Dekanat Heidenheim und die Marktgemeinde Heidenheim 2006 einen Zweckverband ins Leben, der „in diesem fränkischen Urkloster neue Räume für geistliches und kulturelles Leben und für Begegnung im ökumenischen Sinn“ eröffnen möchte.

Ökumenische Begegnungsstätte

Im März 2019 konnte die Fertigstellung des ersten Bauabschnitts feierlich begangen werden. Seither ist der Kreuzgang wieder zugänglich, erfüllt vom machtvollen Taktschlag einer alten Turmuhr, der mit „Ticken“ nur unzulänglich beschrieben wäre. Im Klosterladen lässt sich wunderbar stöbern, und man bekommt freundliche Auskunft in allem, was das Kloster betrifft. Und die behutsam-schlicht gehaltenen Räume des Obergeschosses bieten einen angenehmen Rahmen für Meditation, Seminare und andere Veranstaltungen. Im bereits eröffneten Klostergasthof entstehen ferner Gästezimmer, sodass bald auch Übernachtungen möglich sein werden. Dies hat nicht zuletzt für Pilger erhebliche Bedeutung, denn Heidenheim liegt nicht nur an einer uralten Route des Jakobsweges. Neben dem katholisch geprägten Eichstätt bildet es mit dem neu erstandenen Kloster und der beeindruckenden Kirche sozusagen den evangelischen Pol des Ökumenischen Pilgerwegs, der seit einigen Jahren an das Wirken der drei Geschwister erinnert. Weitere Informationen finden Sie unter www.kloster-heidenheim.eu.

Johannes Bernhard Uphus

Johannes Paul II. würde 100 Jahre alt

Das im Jahr 1978 nach dem Tod des nur 33 Tage amtierenden Papstes Johannes Paul I. zum ersten Mal seit Jahrhunderten kein Italiener zum Papst gewählt wurde, war eine riesige Überraschung. Der Pole Karol Wojtyła war allerdings alles andere als ein bloßer Übergangskandidat. Mit einer Dauer von 27 Jahren erlebte er eines der längsten Pontifikate in der Geschichte, zudem stand Johannes Paul II. für den Umbruch

des Ostblocks und war eine der einflussreichsten Persönlichkeiten des letzten Jahrhunderts. Der Papst, der in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden wäre, überlebte zwei Anschläge und wurde bereits neun Jahre nach seinem Tod heiliggesprochen. Karol Wojtyła wurde am 18. Mai 1920 in der Nähe von Krakau geboren. Der künstlerisch vielfach begabte Karol begeisterte sich für Sport und Theater und überlegte lange, ob er nicht Schauspieler werden sollte. Schließlich entschied er sich für das Philosophiestudium in Krakau, später reifte in ihm der Wunsch, Priester zu werden. Er konnte nach den Wirren des Krieges nur heimlich in das Priesterseminar eintreten und empfing 1946 auch im Geheimen die Priesterweihe. Anschließend studierte er in Rom und wurde mit Bestnoten zum Doktor der Theologie promoviert. Nach einigen Kaplansjahren und der Arbeit als Dozent an der Universität Krakau wurde Wojtyła 1958 zum Weihbischof geweiht und 1964 Bischof von Krakau. Drei Jahre später wurde er zum Kardinal erhoben.

Umbruch in Europa

Dass mit Papst Johannes Paul II. ein Vertreter eines Landes jenseits des Eisernen Vorhangs zum Papst gewählt wurde, markierte den Anfang einer immer größer werdenden Durchlässigkeit der Grenze zwischen Ost und West. Wojtyła agierte politisch sehr geschickt und mahnte zu Frieden und Solidarität in Europa und der ganzen Welt. Seine enorme Ausstrahlung und sein mediales Gespür hoben den Stellenwert der katholischen Kirche und ihrer Diplomatie. Johannes Paul II. war in vielen Richtungen politisch aktiv und wurde von den Mächtigen geschätzt. Nicht nur durch seine zahlreichen Reisen, sondern auch durch die unzähligen Begegnungen mit den mächtigsten Politikern der Welt, prägte er die politischen Geschicke des letzten Jahrhunderts.

Wegweisendes Pontifikat

Johannes Paul II. gab 1983 ein erneuertes Kirchenrecht auf der Grundlage des Zweiten Vatikanischen Konzils heraus und veröffentlichte den durchaus auch umstrittenen Katechismus der Katholischen Kirche aus der Feder Joseph Ratzingers, den Johannes Paul II. als Präfekt der Glaubenskongregation nach Rom geholt hatte. Im Blick auf die anderen Religionen stieß der Papst vieles an: Als erster Papst betrat er eine Synagoge, er nahm die diplomatischen Beziehungen mit Israel auf, intensivierte den Dialog mit dem Islam und begründete das interreligiöse Friedentreffen in Assisi. Im Heiligen Jahr 2000 setzte Johannes Paul II. auch gegen den Widerstand in den eigenen Reihen ein klares Zeichen mit der Vergebungsbite für die Vergehen der Christen in der Geschichte.

Öffentliches Leiden

Selbst am Ende seines Lebens blieb Johannes Paul II. im Zentrum der Aufmerksamkeit. Der immer schwächer werdende Papst scheute sich nicht, gebrechlich und schwach in der Öffentlichkeit zu erscheinen. Mit letzter Kraft segnete er wenige Tage vor seinem Tod im Jahr 2005 mit kaum hörbarer Stimme die wartende Menge. Johannes Paul II. war eine große Persönlichkeit, was sich auch in dem ungewöhnlich schnellen Heiligsprechungsverfahren zeigte. Nach den „Santo subito“-Rufen auf dem Petersplatz bei seiner Beerdigung dauerte es nur sechs Jahre, bis er seliggesprochen wurde. Papst Franziskus sprach ihn drei Jahre später heilig.

Marc Witzenbacher

Vor 50 Jahren starb Nelly Sachs

Ihre Gedichte sind Ausdruck des Schmerzes sowie des Überlebenswillens. Die Jüdin Nelly Sachs hat dem Leiden nach dem unbeschreiblichen Horror des Holocaust eine Stimme gegeben. Leonie (Nelly) Sachs wurde 1891 in einer jüdischen Familie in Berlin geboren. Ihr Vater führte sie in Kunst und Literatur ein. Mit 15 Jahren schrieb sie an die schwedische Schriftstellerin Selma Lagerlöf, wie begeistert sie von ihren Büchern sei. Diese Beziehung rettete ihr vermutlich das Leben, denn die Autorin half ihr und ihrer Mutter, nach dem Tod des Vaters mit einer der letzten Reisemöglichkeiten nach Stockholm zu entkommen und vor den Nationalsozialisten zu fliehen. Das Leben in Schweden war von vielen Entbehrungen geprägt, Nelly fand aber durch die Übersetzung schwedischer Lyrik Zugang zu künstlerischen Kreisen. Sie veröffentlichte Gedichte, in denen sie in nüchterner und dennoch kraftvoller Sprache den Schmerz der Überlebenden sowie das Vertrauen auf die Hoffnung ausdrückte und zur Wachsamkeit mahnte. In Deutschland blieb ihr Werk lange unbeachtet. Erst 1960 kehrte sie auf einer Reise nach Deutschland zurück, das ihr aber letztlich fremd blieb. Nelly Sachs plagten schwere psychische Leiden, sie musste aufzehrende Klinikaufenthalte über sich ergehen lassen. Hoffnung gaben ihr ihre Gedichte. 1966 wurde sie als erste deutschsprachige Dichterin mit dem Nobelpreis für Literatur geehrt. Nelly Sachs starb am 12. Mai 1970 in Stockholm.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Juni 2020

Mit den Psalmen
singen

Singt dem HERRN ein neues Lied,
singt dem HERRN, alle Lande,
singt dem HERRN, preist seinen Namen!
Verkündet sein Heil von Tag zu Tag!

Psalm 96, Verse 1 und 2

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

David mit der Leier

Egbert-Psalter,

Reichenau um 980,

Cividale del Friuli, Museo Archeologico Nazionale,

Fondo Codici, Cod. CXXXVI, fol. 20v,

© Su autorizzazione del Polo Museale del Friuli Venezia Giulia
– MiBAC / *Reproduktion ohne Autorisierung durch Rechteinhaber verboten.*

Der Egbert-Psalter wurde wahrscheinlich um 980 auf der Insel Reichenau für den Trierer Erzbischof Egbert angefertigt. Da von den 19 ganzseitigen Miniaturen 16 Trierer Erzbischöfe zeigen, wurde auch eine Herstellung in Trier erwogen. Die Widmungsszene ist auf vier Miniaturen verteilt: Ein Mönch Ruodprecht schenkt das Buch dem Erzbischof Egbert, der den Codex wiederum dem heiligen Petrus übergibt. Da Petrus der Patron des Trierer Doms ist, ist der Psalter wohl für den Trierer Dom angefertigt worden.

Ruodprecht ist auch in der Widmungsinschrift nicht näher beschrieben, aber er hat einer ganzen Gruppe von Reichenauer Handschriften seinen Namen gegeben: Ruodprecht-Gruppe (während spätere Handschriften zur Liuthar-Gruppe gehören).

Die Handschrift umfasst 233 Pergamentblätter im Format von ca. 23,8 x 18,8 cm. Nach der Widmungsszene wird der Psalmtext von einer Miniatur König Davids (unser Titelbild) eröffnet, dem eine Initialzierseite folgt. Vor jedem zehnten Psalm steht dann eine Miniatur eines ehemaligen Trierer Erzbischofs mit einer Initialzierseite.

Der Codex gelangte im 11. Jahrhundert in den Besitz der polnischen Prinzessin Gertrud, der Gattin des Großfürsten Isjaslav von Kiew (in dieser Zeit wurden Miniaturen im byzantinischen Stil ergänzt); im 12. Jahrhundert gehörte er der Familie Andechs-Meran, der Tradition nach auch der heiligen Elisabeth von Thüringen. Durch den Onkel Elisabeths, Berthold V. von Andechs, Patriarch von Aquileia, gelangte er nach Cividale.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Singen muss etwas Wunderbares sein. Die meisten Menschen geben Umfragen zufolge an, gern zu singen. Oder wenigstens: dass sie gern singen könnten. Denn es ist leider so: Singen ist, bei uns jedenfalls, sehr mit Scham besetzt. Woran das liegen mag, will ich nicht erörtern. Was aber macht Singen so besonders? Dass Musik unmittelbar aufs Gefühl wirkt, muss nicht eigens gesagt werden. Denn wir hören sie nicht nur, wir *fühlen* sie. Klänge erreichen als Schallwellen auch unsere Haut, unser Inneres. Darauf macht grandios die gehörlose Perkussionistin Evelyn Glennie aufmerksam. Nun geschieht das eher passiv, solange wir Musik nur lauschen. Spielen wir aber selbst, bringen wir den Klang selbst zustande. Noch mehr beim Singen: mit den Stimmbändern als Schwingungsquelle und dem ganzen Körper als Resonanzraum werden *wir selbst* zum „Instrument“. Was wir singen, durchdringt uns bis in die äußerste Zelle und reicht zugleich nach außen, hüllt uns ein. Singen wir gemeinsam, verschmelzen wir mit anderen zu einem Ganzen, doch so, dass jede(r) unersetzlich ist. In der Verschiedenheit wird Einheit erlebbar, bis in den Atem- und sogar Herzrhythmus hinein.

Psalmen lassen sich höchst kunstvoll singen, aber auch sehr einfach. Sie *rufen* geradezu danach, gesungen zu werden. Lesen Sie einmal Ps 57,8–12 bzw. 108,2–6, und Sie werden wissen, was ich meine. Versuchen Sie, die Verse auf einem Ton zu singen, ganz schlicht – und achten Sie darauf, wie sich das anfühlt. Sie können jeweils zur letzten Betonung einer Zeile den Ton wechseln und so selbst einfache Psalmmodien entwickeln – oder sogar (wenn Sie allein singen) eigene Melodien improvisieren, in denen jedes Wort seinen eigenen Klang bekommt. Versuchen Sie es – und vielleicht stimmen Sie mir zu, dass sich mit Psalmen singen lernen lässt.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Dem Herrn will ich singen und spielen

König David gilt traditionell als Verfasser der Psalmen. In 73 der 150 Psalmen wird David im ersten Vers genannt, was man als Angabe der Autorschaft verstanden hat. Heute geht die Exegese davon aus, dass die Psalmen nicht von König David stammen. Es wird eine Davidisierung des Psalters festgestellt, das heißt, dass David ausgehend vom babylonischen Exil im 6. Jahrhundert v. Chr. zum idealen König stilisiert und als Identifikationsfigur für das Volk Israel vorgestellt wurde und die Psalmen mit dem Leben und Wirken von David verbunden wurden. Die Leser sollten David als Vorbild vor Augen haben, wenn sie den Psalter beteten. Dies hatte aber auch eine Rückwirkung auf das Bild Davids: Der König wurde verstärkt poetisch wahrgenommen, und da der Psalter viele musikalische Bilder enthält und in der jüdischen Tradition schon früh mit Musik verbunden wurde, wurde David auch als Musiker gesehen. Dafür gibt es auch biblische Anknüpfungspunkte: In 1 Sam 16,23 wird beispielsweise erzählt, dass David für König Saul, immer wenn dieser traurig wurde, auf der Leier spielte und es Saul dann besser ging.

Für die liturgischen Bücher der Psalmen griff man deshalb gerne auf dieses David-Bild zurück und leitete den Psalmtext mit einer Miniatur ein, die König David zeigte, wie er die Leier spielte. So ist es auch beim Egbert-Psalter. Im aufgeschlagenen Buch befindet sich das Bild auf der linken Seite, während der Text von Psalm 1 auf der rechten Seite mit dem großen Buchstaben „B“ („Beatus vir“ – Selig der Mann) beginnt, von einer Initialzierseite prächtig in Szene gesetzt.

Der spielende König

Hier sitzt König David auf einem breiten Thron. Ein mit Löchern verziertes einfaches Gestänge mit goldenen Aufsätzen bildet die

Rückenlehne, während die Sitzfläche von einem blau gesäumten Sitzkissen bedeckt ist, das an beiden Seiten wulstförmig nach oben steht. Unterhalb der Sitzfläche bilden zwei blau und grün gefärbte Flächen die Vorderseite des Throns. Eine waagerechte blaue Fläche mit reicher Verzierung der Vorderkante ist darunter als eine breite Fußablage gezeigt (*s. Innenkarte*), die von einer zweiten, kleineren Ablage überlagert wird, auf der David seine mit Stiefeln bedeckten Füße abstützt.

Der König ist mit reichen Gewändern bekleidet: Das zweifarbig schillernde Untergewand fällt in ornamentalen Falten und wird von einem purpurfarbenen (königlichen) Mantel teilweise bedeckt. Auf dem Kopf trägt David eine goldene Krone. Auch die Leier, die er senkrecht und leicht schräg im Schoß hält, ist golden gezeit. Sie hat sechs Saiten, die David mit der linken Hand zupft, während er mit der Rechten die Leier am oberen Rahmen festhält. Auch ein Stimmgerät an einer goldenen Schnur, das links von der Leier zum Sitzkissen herabhängt, hat der Maler nicht vergessen.

Den Kopf leicht geneigt schaut David nach rechts unten und wirkt selbst ein wenig wie der schwermütige Saul. Der Mund ist geschlossen, er scheint also nicht zu singen. Nichts ist hier zu spüren von dem von Musik ergriffenen König, der selbst in Ekstase geriet und vor der Bundeslade Gottes tanzte (vgl. 2 Sam 6, 14).

Erlesene Kostbarkeit

Der Rahmen der Miniatur und ihr Hintergrund evozieren erlesene Kostbarkeit. Der gemalte Rahmen (*s. Innenkarte*) zeigt ein dreidimensional aufgefasstes Knickband zwischen goldenen Leisten, das sich vor einem dunklen Hintergrund mit hellen Punkten kreuzt und goldene Rechtecke mit roten Strukturierungen umschließt. Auf diese Weise werden wertvolle Edelmetallrahmen nachgeahmt.

Der Hintergrund wird von Vögeln und drachenartigen Wesen gebildet, die mit Goldtinte in den purpurfarbenen Hintergrund gemalt wurden. Diese Art der Malerei ist typisch für die Ruodprecht-Gruppe und findet sich auch in späteren Werken der Liuthar-Gruppe wieder (z. B. in den Evangelistenbildern und Initialzierseiten des Evangeliums Ottos. III. in der Münchener Staatsbibliothek).

Barocke Formen und formale Strenge

Die Miniatur ist formal betrachtet von runden Formen geprägt, wie sie das rechte Knie Davids, der Bauch der Leier, die beiden Wülste des Sitzkissens und das vom Mantel verdeckte linke Knie zeigen. Diese Rundungen werden in ein klares Koordinatensystem von Diagonalen eingeordnet, die durch die schräge Stellung der Leier, der Linie von rechter Schulter über den Oberarm, der Linie vom rechten Knie über das Schienbein und der Linie des unteren Saums der gefälteten Tunika bzw. zur anderen Seite hin von der schrägen Stellung des Kopfes, dem Mantelsaum auf der Höhe des linken Sitzkissentails und der mittleren Mantelfalte unterhalb der Leier gebildet werden. Dadurch erhalten die barock überbordenden Formen ein klares Gerüst, das der Miniatur inneren Halt gibt, auch gegen das unklare Geschiebe der verschiedenen Teile des Throns.

Die musikalische Bewegtheit, die wir im Gesicht des David vermisst haben, kann auf diese Weise in den barocken Formen von Figur und Ausstattung gefunden werden. Doch muss diese sich einordnen in das Gerüst der Diagonalen und ihrer parallelen Linien, wie sich eine Melodie auf die klaren mathematischen Gesetze der Musik stützen muss.

David ist hier nicht der in Ekstase enthemmte Tänzer, sondern der in sich hineinhorchende Virtuose, der Gesetzmäßigkeit und Rhythmus, aber auch die Schönheit des reinen Klangs an- und abschwelliger Tonwelten aus sich herausholt.

Die klare Rhythmik der Musik spiegelt sich dabei in der zwischen Wiederholung und Abwechslung pendelnden Struktur des Rahmens, während die freie Kraft sich melodisch mitteilender Begeisterung in den freien, animalischen Figuren des Hintergrunds evoziert wird, die in Gold gezeichnet wertgeschätzt werden.

Heinz Detlef Stäps

Psalm 96

Singt dem Herrn ein neues Lied

Dem Herrn ein Lied singen, gar ein neues Lied? Das ist mehr, als ein gerade angesagtes Liedchen nachzuträllern. Weil ich heute nun einmal vergnügt bin. Aber wer weiß schon, wie ich morgen drauf und dran sein werde. Dem Herrn mit ganzem Herzen, ganzer Seele, ganzem Denken und ganzer Kraft ein neues Lied singen, weil er allein Gott ist und alles neu macht, weil er als Weltenkönig mit uns und aller Welt einen neuen Anfang macht – das lehrt uns der 96. Psalm (*Text siehe auf den Seiten 235f.*).

Der 96. Psalm: Text und Kontext

Möglicherweise wurde der Psalm nach dem Vorbild des 98. Psalms für seinen heutigen Ort im Psalter geschaffen, um den Herrn als Weltenkönig zu preisen (V. 10). Der 98. Psalm ist ein Hymnus auf Gottes Kommen zur endgültigen Durchsetzung seiner guten und gerechten Weltordnung. Die beiden Psalmen beginnen und enden nahezu wortgleich, beide sind von der Heilsverkündigung des sogenannten Deuterocesaja, des „Zweiten Jesaja“, geprägt. Zugleich steht der 29. Psalm mit seinem eindrucksvollen Lobpreis von Gottes Herrlichkeit im Hintergrund. Eine Dreiteilung unseres Psalms legt sich nahe, jeder Teil folgt der Struktur: hymnische Aufforderung – inhaltliche Begründung und Erläuterung. Die Verse 1–6 richten sich an Israel, die folgenden Verse 7–10 an die Sippen der Völker. In den Versen 11–13 findet sich schließlich eine Aufforderung an den ganzen Kosmos, die der erste Vers bereits ausspricht: Singt dem Herrn ein neues Lied!

Der Folge-Psalms 97 gestaltet dann das Kommen Gottes näher aus. Der 98. Psalm feiert, dass dieses Kommen mit dem „neuen Exodus“ Israels aus dem Exil bereits begonnen hat. Die Anerkennung von Adonais Weltkönigtum setzt Psalm 100 lebendig in Szene.

Schwester Konrada und das neue Lied

Unsere Mutter hat eine starke und stärkende Erinnerung an die Ordensfrau Schwester Konrada, die in der kleinstädtischen Klinik, in der unsere Mutter entband, in den Tagen nach der Geburt der bedrohten und dann bald von ihr getrennten „Frühchen“ ihr Morgenlied sang: „Die güldene Sonne“. Unsere Mutter liebte dieses Lied; es aus Schwester Konradas Mund zu hören, gab ihr Mut nach der Nacht.

Zauber des Gesangs

Das Wunder des Gesangs kann, wie alles Menschliche, missbraucht werden. Die finstere Zeit des nationalsozialistischen Regimes mit seinen verführerischen und mit seinen Hass-Liedern gemahnt uns daran. Aber Singen, im rechten Geist, vermag bedrohtes, ja verlorenes Leben zu stärken, zu wenden. Das Morgenlied, das Schwester Konrada sang, war für unsere Mutter ein neues, ein Leben erneuerndes Lied. Es tauchte Leben, bedrohtes Leben, in Gottes neues Licht.

Von seinen Wundern

Der Psalm beginnt mit der Aufforderung, „dem Herrn ein neues Lied“ zu singen. Diese Ermutigung richtet sich an die ganze Erde. In diesem Aufruf sind alle drei Strophen des Psalms zusammengefasst. Ein neues Lied, ein Lied auf den alles erneu-

ernden Gott. Gott erneuert sein Heilshandeln (vgl. Jes 42, 10; 43, 18 f.)! Neu ist an diesem Lied auch, dass es die (Heiden-)Völker und der ganze Kosmos mitsingen sollen: „Singt dem Herrn ein neues Lied, / singt dem Herrn, alle Länder der Erde!“ (V. 1)

Hoheit und Pracht, Macht und Glanz

Die Verse 2–3 richten sich an Israel, das vor den Völkern die Wundertaten bezeugen soll, durch die Adonai sein Volk gerettet hat. „Erzählt bei den Völkern von seiner Herrlichkeit, / bei allen Nationen von seinen Wundern!“ Die folgenden Verse 4–6 bieten ein Porträt des Zions-Gottes. Er erwies sich als der allein wahre Gott, er ist der Schöpfer des Himmels. Die von den Völkern verehrten Gottheiten sind darum „nichtig“, sind Nichtse. Der Thronrat in des einen und einzigen Gottes Heiligtum besteht folglich nicht aus göttlichen Wesen, wie sie die „Völker“ verehren, sondern aus vier göttlichen Wirkweisen, die Gott als Boten einsetzen kann: „Hoheit und Pracht sind vor seinem Angesicht, / Macht und Glanz in seinem Heiligtum.“ (V. 6)

Ihr Stämme der Völker

Die zweite Strophe, die Verse 7–10, ruft darum die „Stämme der Völker“, und nicht, wie noch in Psalm 29,1–2, die Göttersöhne, zur Verehrung Adonais auf. Im Jerusalemer Tempel sollen sie ihm als Weltkönig huldigen, ihm ihre Gaben darbringen – um zu den Ihren zurückzukehren und dort zu verkünden, dass es der Herr ist, der dem Kosmos Festigkeit und Ordnung verleiht und den Weltfrieden unter den zerstrittenen Völkern der Welt herbeiführt. „Den Erdkreis hat er gegründet, sodass er nicht wankt. / Er richtet die Nationen so, wie es recht ist.“

Jubeln sollen alle Bäume des Waldes

„Es jauchze die Flur und was auf ihr wächst.“ (V. 12) Dem Wald geht es gar nicht gut, hier und heute. Die Jungen scheinen es vor uns Älteren zu merken: Wenn der Mensch die Erde plagt, ächzt der ganze Kosmos. Und doch hofft der 96. Psalm auf ein Friedensfest, auf ein Schöpfungsfest. Was können wir tun, damit das Fest nicht ausfällt, damit der fest gegründete Erdkreis nicht wankt und nicht fällt? Damit Gottes tragende Liebe eine Stätte findet auf Erden? Damit das Fest stattfindet! Damit das donnernde Meer Leben nicht zerstört, sondern dem Geber des Lebens applaudiert. Damit die Bäume vor Begeisterung tanzen und die Blumen ihre schönsten Kleider anziehen können. Vor dem treuen Weltenrichter, der gekommen ist, zu sehen und zu verstehen, zu richten und aufzurichten, Leben der Welt.

Susanne Sandherr

Davids Psalter

König David, sein Name bedeutet Geliebter bzw. Liebling (Adonais), König von Juda und Israel, ist eine der zentralen Gestalten der biblischen Heilsgeschichte. In zwei zusammenhängenden Textblöcken wird die Geschichte seines Aufstiegs (1 Sam 16 – 2 Sam 5) und seiner Herrschaft (2 Sam 6 – 1 Kön 2) erzählt. Die mörderischen Konflikte der um die Thronnachfolge kämpfenden Söhne spielen dabei eine wichtige Rolle. Davids Regierungszeit wird dennoch als ein Goldenes Zeitalter erinnert. David wurde idealisiert, ungeachtet gravierender eigener Gesetzesbrüche wie des ehebrechenden Übergriffs auf Batseba und des daraus folgenden Auftragsmordes an ihrem Ehemann. David werden 73 Psalmen zugeschrieben, er wird als Schöp-

fer der religiösen Poesie Israels verehrt. Je länger, desto mehr wächst die Hoffnung auf einen neuen, wiederkommenden, vom Herrn gesalbten König. Jesus wird schließlich erkannt und bekannt, verehrt und geehrt als jener von Adonai Gesalbte, als der erflehte, der ersehnte Davidssohn.

David's Psalter

Das biblische Psalmenbuch ist nicht als beliebiges Archiv von Einzelsalmen und nicht als zufällige bunte Mischung von Gebeten entstanden. Vielmehr ist es eine bewusste Zusammenstellung von Teilsammlungen bzw. Teilpsaltern, die ihre je eigene Entstehungsgeschichte und ihr spezifisches theologisches Profil haben. Dabei haben die Sammler und Redaktoren die Einzelsalmen nach bestimmten Leitgedanken geordnet, bisweilen die gesammelten Psalmen auch bearbeitet und sogar durch selbst formulierte Psalmen ergänzt, die das theologische Profil der Teilsammlung schärfen und vertiefen sollten. Solche Teilsammlungen sind auch an den Überschriften zu erkennen, die die Sammler über die Psalmen setzten, „von / für David“, „von / für Asaf“, „von den Korachitern“.

David im Blick

Solche Überschriften treten im Psalmenbuch nicht einfach gelegentlich, hier und da, auf, sondern zeigen inhaltlich konvergierende Psalmengruppen bzw. Teilpsalter an. Verschiedene Psalmengruppen bzw. Teilpsalter mit eigenem Profil lassen sich im biblischen Psalmenbuch unterscheiden. Wir nehmen nun die fünf durch die Überschrift „von / für David“ als Davidsammlungen gekennzeichneten Psalmengruppen in den Blick. Der Davidspsalter I umfasst die Psalmen 3–41, Davidspsalter II die Psalmen 51–72, die dritte Davids-Sammlung 101–103, der vierte Davidspsalter 108–110, und zum fünften gehören die Psalmen 138–145. Die Angabe „Psalm Davids“ muss nicht als

Autorenangabe verstanden werden. Im Hebräischen kann sie ebenso als „Psalm – im Hinblick auf David“, und damit als Interpretationsperspektive gedeutet werden. Im Hinblick auf einzelne Psalmen spricht die Forschung von einer ausdrücklichen „Davidisierung“: Psalmgebete wurden mit der in den Samuelbüchern erzählten Lebensgeschichte des großen Königs verknüpft. Eine Gruppe von geschichtstheologisch interessierten Redaktoren schuf den zweiten Davidspsalter (51–72) und festigte das Bild Davids als des beispielhaften Beters, der in Not und Fremde gebetet hat – und vom Herrn erhört wurde.

Klage- und Bittgebete eines Menschen in großer Not

Überwiegend sind die Davidspsalmen persönliche Klage- und Bittgebete in Situationen feindlicher Bedrängnis. Einzelne Lob- und Dankpsalmen werden ebenfalls als davidisch ausgewiesen, hier wird die wunderbare Errettung aus Not und Tod betont. Wie der katholische Alttestamentler Erich Zenger (1939–2010) dargelegt hat, stellt der Davidspsalter I im 8. Psalm klar, dass eine grundlegende Gleichheit zwischen dem königlichen und allen anderen Psalmbetern und Psalmbeterinnen vorausgesetzt ist. Dieser Psalm spricht die altorientalischen Königsattribute ausdrücklich allen und jedem einzelnen Menschen zu!

Theologische Programmatik

Der Davidspsalter I liefert das theologische Programm für die jüngeren Gebetssammlungen, die Davidspsalter II–V. Für die Gesamtkomposition des biblischen Psalmenbuches ist von Bedeutung: Auf das Eingangs- und Geleitwort (Psalm 1 und 2) folgt der Davidspsalter I, und ihm antwortet am Ende symmetrisch, im Sinne einer gewiss nicht nur dekorativen Rahmung, der Davidspsalter V.

Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst

Aber was ist nun dieses genuin davidische, dieses theologische Psalter-Programm? Es ist der Mensch, es ist die Würde des Menschen, eines jeden, einer jeden, nicht käuflich, unverkäuflich, nicht erringbar, ungewinnbar, unverlierbar. Die Königswürde des Menschen ist Gottes Geschenk. Alle Menschen, unabhängig von Rasse und Klasse, oder was man jeweils dafür hält, unabhängig von Geblüt und Geschlecht, sind königliche Menschen – so das Glaubensbekenntnis des achten Psalms. „Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, / hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt.“ (Ps 8, 6) Menschen und Menschlein, so verletzlich, so leicht kränkbar, so verwundbar, so leichte Beute für jede Meute. Und doch: „als Herrscher eingesetzt über das Werk deiner Hände“ (V. 6), Geschöpf, einzigartig eingesetzt in die Würde seiner Verantwortung für die Schöpfung. Gabe des Schöpfers. Geschenk der Menschenwürde, Begabung für alle, für immer: Umtausch ausgeschlossen.

Susanne Sandherr

Kirchenmusik: das klingende Lob des Schöpfers

Ob Orgel, Posaunen oder Kirchenchor – der christliche Gottesdienst sowie das alltägliche Leben der Christen leben von und mit der Kirchenmusik. Die Geschichte der sakralen Musik im Christentum beginnt schon in den ersten Gemeinden. Paulus greift in seinen Briefen auf einige Hymnen zurück (wie etwa den Philipperhymnus, Phil 2,5–11), die von den ersten Gemeinden wohl auch gesungen wurden. Die gesamte biblische Tradition ist reich von Musik, Liedern und Gesang. Rund 800 Bibelverse erwähnen Musik ausdrücklich. Die Psal-

men sind eine Sammlung von Liedern, die im Gottesdienst des Volkes Israel sowie von Einzelnen genutzt wurden. Der 150. Psalm als Abschluss des Psalters bringt zum Ausdruck, dass sich der Sinn der Schöpfung im Lob Gottes erfüllt: „Alles, was atmet, lobe den Herrn!“ (Ps 150, 6)

„Singet dem Herrn!“

Aus den hymnisch geprägten Stücken des Alten sowie dann später auch des Neuen Testaments entstanden Choräle, die in den Gregorianischen Gesängen aufgingen. Diese Form des zunächst noch einstimmigen Singens wurde vor allem in den Klöstern ausgeprägt. Mit ihnen breiteten sich der Gesang und die Musik in den Kirchen immer weiter aus. Langsam entwickelte sich auch der mehrstimmige Gesang, schon im 12. Jahrhundert gab es vierstimmige Sätze von Chorälen. In dieser Zeit wurden auch Orgeln genutzt, deren Technik sich immer weiter verbesserte, bis man auch mehrere Register nutzen und mehrstimmig auf der Orgel spielen konnte. Die „Königin der Instrumente“ bestimmt bis heute den Gottesdienst, auch wenn zusätzlich andere Instrumente für den Gottesdienst genutzt wurden. Am Ende des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit wurden zudem Teile der Messe vertont, woraus die Messe als musikalische Gattung entstanden ist.

Reformation als Singbewegung

Das 16. Jahrhundert markiert eine Zäsur. Während in der katholischen Kirchenmusik in der Renaissance und später von Komponisten wie Mozart oder Vivaldi ganze Messen für den Gottesdienst und kirchliche Anlässe komponiert wurden, blieb die evangelische Kirche dieser Form der sakralen Musik gegenüber zunächst skeptisch. Die typische Form der mittelalterlichen Choräle wurde mehr und mehr vom Kirchenlied abgelöst.

Dabei wurden auch bekannte weltliche Melodien genutzt und mit geistlichen Texten gesungen. Später entwickelte sich auch in der evangelischen Kirche ein großer Reichtum an Musik im Gottesdienst, wie etwa die Motette (Heinrich Schütz), die Kantate (Johann Sebastian Bach) sowie auch selbstständige Orgelmusik (Dieterich Buxtehude).

Lebendige Vielfalt

Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, das neben den klassisch überlieferten Gregorianischen Chorälen auch die jeweilige Landessprache und den Volksgesang stärkte, hat sich die Kirchenmusik in beiden großen Kirchen weiterentwickelt. Neben den klassischen musikalischen Werken, der Orgelmusik und den großen Chorwerken, werden mit dem „Neuen Geistlichen Lied“ auch moderne Instrumente im Gottesdienst genutzt. In Deutschland gibt es in den beiden großen Kirchen zahlreiche hauptamtliche Kirchenmusiker, die an eigenen Hochschulen ausgebildet werden. In den verschiedenen Chorverbänden sowie Instrumentalverbänden, wie beispielsweise der Posaunenarbeit, sind rund eine Million ehrenamtliche Musikerinnen und Musiker aktiv.

Marc Witzenbacher

Wäre Gesanges voll unser Mund

Denk mal. Den Geschwistern nachdenken

Den Text des Liedes finden Sie auf den Seiten 31–32.

Zwar nicht im Stammteil, jedoch in verschiedenen Diözesananhängen des „Gotteslob“ findet sich das Loblied – und das über

unser Gotteslob nachsinnende Lied – „Wäre Gesanges voll unser Mund“. Die Worte stammen von Eugen Eckert, die Melodie von Alejandro Veciana. Eugen Eckert hat sich von dem berühmten jüdischen Hymnus „Nischmat Kol Chaj“ aus der Ordnung des Sederabends anregen lassen, mit dem das Pessachfest beginnt. Die tiefen, herausfordernden Gedanken jenes Hymnus hat er weitergesagt. Alejandro Veciana hat das ins zeitgenössische Deutsch übertragene bedeutende Gebet mit feinem Gehör vertont.

Denkmal. Denk mal

Im Chorbuch von 1999 „Die Zeit färben“ erklärt Eugen Eckert: „Den Anlass, diesen Text zu vertonen, gab es vor ca. 10 Jahren, als bei Ausschachtungsarbeiten in Frankfurt Überreste des jüdischen Ghettos gefunden wurden.“ Trotz des Bemühens, so heißt es hier, die Mauern an Ort und Stelle zu belassen und als Mahn- und Denkmal zu bewahren, hätten sie ihren Platz letztlich nur im Museum gefunden. Dieser Erinnerung fügt Pfarrer Eckert die Hoffnung hinzu, dass das Lied dazu beitrage, „auch in der Musik das Andenken und vor allen Dingen die Art und Weise der Sprache zu bewahren, in der wir auch heute die Ursprünge einer lebendigen Gemeinde und unseres eigenen Glaubens finden können“.

Nachgehen

„Wäre Gesanges voll unser Mund“ überträgt also, nicht musealisierend, sondern lebendig bezeugend und bejahend, der Botschaft der Geschwister bescheiden nachgehend, nachtastend, ein Herzstück jüdischen Betens am Sederabend. Befreiung aus der Sklaverei durch den Gott, der die Bedrückten in die Freiheit führt. In jeder Generation soll sich jede und jeder so spüren, als sei sie selbst aus Ägypten gezogen, heißt es in der Ordnung für den Sederabend. Ebenfalls zum Sederabend gehört notwendig

die Rezitation von Psalm 136, der in einer großen Litanei die rettenden Taten Gottes zugunsten seines Volkes besingt und darauf 26-mal mit dem Kehrvers „Denn seine Huld währt ewig“ antwortet. Auf diesen Psalm folgt unmittelbar das „Gebet der Schöpfung“, dessen Mitte lautet:

Des Brausens voll

„Wenn unsere Münder des Brausens voll wären wie das Meer, unsere Zunge jubelte, wie Wellen tosen, unsere Lippen so breit wären, dass der Himmel hineinpasste“, so heißt es im Gebet „Nischmat kol chaj“ („Die Seele alles Lebendigen“), „wenn unsere Augen leuchteten wie Sonne und Mond, die Spannweite unserer Arme den Adlerflügeln gleichkäme, unsere Füße leicht wären wie die der Hirsche, selbst dann“, so erkennt der Beter, die Beterin, „wäre es noch nicht ausreichend, um dir zu danken, Ewiger, unser Gott, und um deinen Namen zu preisen“ – denn: „Gott, du sorgst für uns, nicht einmal für eine der vielen tausend und abertausend Wohltaten, die du unseren Vorfahren und uns erwiesen hast.“

So reichte es nicht

Gotteslob – und zugleich Reflexion über unser menschliches Vermögen oder Unvermögen zum Gotteslob, das ist der Weg dieses Gebets, und zugleich der nachgehende Weg unseres Liedes, das sich jenem jüdischen Gebet verdankt. In vier Strophen fragt das vermeintlich „Neue Geistliche Lied“, das so neu nun nicht ist, nach des Menschen Möglichkeit, nach des Menschen Fähigkeit zum Gotteslob. Das Meer ist eine ganz andere Nummer als wir. Ein Mund voll Meer, voll Meeresbrausen, eine Mundvoll Meeresrauschen, wie schnell wären wir da als Menschen am Ende. Ausgelobt. Und wie unzulänglich wäre doch

selbst dieser unser Gesang gewesen: „so reichte es nicht, es reichte doch nicht, dich, Gott, unsern Gott, recht zu loben“.

Stünde in unseren Augen auch Glanz

In der zweiten Strophe wird der Glanz der Augen aufgerufen, angerufen. Ja, Augen können glänzen! Wie Sonne und Mond, sagt das Seder-Gebet. Falscher Glanz? Nein, geschenktes Strahlen. Und Leichtfüßigkeit, sodass unsere Erdschwere sich vergessen lässt, auch das können Menschen erleben. Manche. Manchmal. Ein Trug? Denk mal ... Denk mal nach. Gotteslob geht nur, wenn alle glänzende Augen haben, wenn alle leichtfüßig schweben. Das sagt das Gebet. Das sagt das Lied: „so reichte es nicht, es reichte doch nicht, dich, Gott, unsern Gott, recht zu loben“.

Spannten wir unsere Hände auch aus

Hände können zuschlagen, sie können aber auch bedrohtes Leben schützen. Sie können Gefahren fernhalten, Fallendes halten, Hände können Versehrtes sichern, sie können helfen und aufhelfen. Spannweite ist gefragt, „weit, wie ein Adler die Schwingen“. Wie weit sind wir, verirrt, verwirrt, kurzatmig, kurzarmig, davon entfernt. Und selbst wenn es uns gelänge, „so reichte es nicht, es reichte doch nicht, dich, Gott, unsern Gott, recht zu loben“.

Läge uns auch von Herzen daran

Gott kennen, Gott erkennen. Das haben wir doch gelernt. Oder etwa nicht? Und natürlich ist es uns eine Herzensangelegenheit. Wir wissen doch Bescheid. Wir wissen doch ...: Wer du bist, was du machst, was du willst. Nicht eine einzige Wohltat

können wir würdigen, entgegnet das Gebet, sagt das Lied: „so reichte es nicht, es reichte doch nicht, dich, Gott, unsern Gott, recht zu loben“.

Keine Entmutigung. Befreiung! Ermutigung zum rechten Gotteslob.

Susanne Sandherr

Die Herrnhuter Brüdergemeine

Für viele gehört der tägliche Blick in die „Losungen“ zum Alltag. Das Bibelwort aus dem Alten Testament, der dazugehörige Lehrtext aus dem Neuen Testament und ein Liedvers stimmen viele in den Tag ein. Seit 1731 werden die „Losungen“ ununterbrochen gedruckt und erreichen eine Millionenaufgabe in aller Welt, knapp eine Million Exemplare werden allein in Deutschland vertrieben. Die „Losungen“ werden seit ihren Anfängen von der Herrnhuter Brüdergemeine tatsächlich ausgelost und den Tagen des Jahres zugeordnet. Ebenso wie die „Herrnhuter Sterne“, die in der Advents- und Weihnachtszeit gerne aufgehängt werden, haben sie die evangelische Freikirche in aller Welt bekannt gemacht. Die auch „Evangelische Brüderunität“ genannte Freikirche besteht aus 19 selbstständigen Kirchen, sogenannten Provinzen, in 30 Ländern mit insgesamt rund einer Million Mitgliedern.

Ursprünge vor der Reformationszeit

Auch wenn die prägende Gestalt der Kirche Graf Nikolaus von Zinzendorf (1700–1760) geblieben ist, liegen die Ursprünge der Herrnhuter Brüdergemeine bereits vor der Reformationszeit. Sie geht auf den tschechischen Reformator Jan Hus (ca. 1370–1415)

zurück, der als Ketzer auf dem Konstanzer Konzil verbrannt worden ist. Hus setzte sich für die Heilige Schrift als alleinige Quelle der Lehre und für das Leben der Christen ein und verstand Christus als den alleinigen Mittler des Heils. Aus der Bewegung um Jan Hus entstand die Böhmisches Brüder-Unität, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch Verfolgung und gewaltsame Rekatholisierung mit ihrem letzten Bischof Amos Comenius in Böhmen nahezu aufgelöst wurde. Einige der Gemeindeglieder flohen ins Exil, unter anderem auf das Gut Berthelsdorf in Herrnhut in der Oberlausitz, das dem Reichsgraf Zinzendorf gehörte. Zinzendorf war durch den Pietismus geprägt und von der Frömmigkeit sowie der bedingungslosen Orientierung an Christus und der Bibel beeindruckt. Einige Gleichgesinnte schlossen sich den Brüdern an. Als bei einer Abendmahlsfeier im August 1727 die Brüder erkannten, dass sie durch Christus zu einer Gemeinde zusammengefügt waren, entstand daraus eine ökumenische Bruderschaft aus unterschiedlichen Konfessionen. Zinzendorf übernahm die Führung der Gemeinschaft, die sich auch bewusst nach dem Gemeinschaftsgedanken „Gemeine“ nannte. Schließlich führten überwiegend politische Gründe dazu, dass aus der Gemeinschaft eine eigene Kirche entstand. Die sächsische Regierung wies Zinzendorf aus, da er mit der Entstehung der Gemeinschaft zunehmend aneckte. Auch von den evangelischen Kirchen erfuhren die Brüder keine Anerkennung. So bildete sich eine eigene Kirche, die sich aber erst nach Zinzendorfs Tod eine Verfassung und eigene Strukturen gab.

Christus im Zentrum

Für die Gemeinschaft war die Herrschaft Christi sowie die Bindung an Jesus Christus das Zentrum des eigenen und des kirchlichen Lebens. Da man von der Theokratie, der „Gottesherrschaft“, überzeugt war, wurden alle kirchlichen Ämter durch das Losverfahren zugeteilt. So entstanden auch die „Losungen“.

1889 wurde das Losverfahren für Ämter allerdings wieder abgeschafft. Ein besonderes Merkmal für die Brüdergemeine war zudem die Missionstätigkeit. Schon 1732 wurden die ersten Missionare nach Grönland, Südafrika und Surinam entsandt, primär um dort die Sklaven zu befreien und ihnen würdige Lebensumstände zu verschaffen.

Kein eigenes Glaubensbekenntnis

Die Herrnhuter Brüdergemeine orientiert sich in ihrer Lehre an den altkirchlichen Bekenntnissen und den Bekenntnisschriften der Reformationszeit. Erst 1957 verabschiedete die Generalsynode den „Grund der Unität“ als ein für alle Gemeinden verbindliches Dokument. Darin wird Jesus Christus als einzige Quelle des Lebens bezeichnet und die ökumenische Tradition als wesentlich angesehen. So hat auch die Einheit der Kirche eine wichtige Bedeutung im kirchlichen und alltäglichen Leben der Brüdergemeine.

Kirchliches Leben

Da die Brüdergemeine das ganze Leben als Gottesdienst ansieht, werden die sonntäglichen Gottesdienste schlicht gehalten. Sie werden in hellen Räumen ohne Kanzel und Altar gefeiert. Dies drückt auch die lebendige Erwartung an das Wiederkommen Christi aus. Viele der Gottesdienste werden als „Singstunde“ gestaltet, da das Singen von Liedern sehr zentral ist. Alle vier bis sechs Wochen feiert die Gemeinde das Abendmahl. Bei Taufe, Trauung und Beerdigung steht immer das persönliche Verhältnis des Einzelnen zu Christus im Mittelpunkt. Bei der Beerdigung wird ein von den Verstorbenen im Lauf ihres Lebens selbst verfasster und immer wieder ergänzter Lebenslauf mit der eigenen Glaubensgeschichte verlesen. In Deutschland gibt es 16 Ortsgemeinden der Herrnhuter Brüdergemeine, zu

denen knapp 6 000 Mitglieder gehören. Nach wie vor ist in Herrnhut die Direktion der europäisch-festländischen Provinz, die insgesamt rund 30 Gemeinden mit 23 000 Mitgliedern umfasst. In Bad Boll ist die Missionsdirektion angesiedelt. In dem ebenfalls in Bad Boll liegenden Predigerseminar werden die Pastoren nach ihrer regulären theologischen Ausbildung an der Universität auf den Dienst in der Brüdergemeinde vorbereitet. Die Herrnhuter Brüdergemeinde engagiert sich zudem aufgrund ihrer Betonung der Einheit von Beginn an in der Ökumene und ist Mitglied des Ökumenischen Rates der Kirchen.

Marc Witzenbacher

Zeitdimensionen des liturgischen Geschehens

Die „Zeit“ ist zunächst das Ergebnis natürlicher Abläufe und menschlichen Erlebens. Wir erfahren die Zeit grundlegend im Wechsel von Tag und Nacht und im Ablauf der Jahreszeiten. Alles Leben richtet sich in diesen Zeitlauf ein, er ist grundlegende Ordnungsdimension jeden Seins.

Zum Zweiten ist Zeit etwas, das wir Menschen in unserem Leben „er-leben“. Im Wechsel des Tages und der Jahreszeiten erfahren wir unseren Lebenslauf, unser Älterwerden. Unser grundlegender Wechsel ist am Tag der zwischen Wachen und Schlafen. Es gibt ein Alter für Schule und Ausbildung, für Beruf, Partnerschaft und Familie, für Alter und Ruhestand. Vieles können wir erst durchleben, wenn Zeit dafür ist, wenn wir das entsprechende Alter haben.

Zum Dritten wird die Zeit kulturell und religiös strukturiert. Die Woche ist Resultat des arbeitsfreien Sabbats im Judentum; die Heiligung des Sonntags im Christentum leitet sich davon ab.

Naturzyklen sind zwar auch eine Grundlage unseres Kirchenjahrs, zugleich übersteigen wir sie immer.

Der Zeitpunkt liturgischer Feiern

Der Zeitpunkt einer gottesdienstlichen Feier ist wegen dieser Faktoren keineswegs nebensächlich. Im Zeitansatz der Feiern treffen sich Menschliches und Religiöses. So haben viele Menschen am Morgen und am Abend den Drang, sich an Gott auszurichten, sich seiner Gegenwart im Gebet zu versichern. Hier zeigt sich die enge Verbindung der Liturgie und ihrer Fruchtbarkeit mit dem Erleben des Menschen. Denn es macht wenig Sinn, schon am Morgen das Abendgebet im Voraus zu vollziehen. Dennoch haben z. B. seit dem Mittelalter bis zum letzten Konzil viele Kleriker ihre Stundengebets-„Verpflichtungen“ gesammelt und dann „in einem Rutsch“ absolviert. Das nimmt dem Gebet die Möglichkeit zu wirken, denn das Stundengebet ist ja auf die einzelnen Tageszeiten der Natur und des Menschen bezogen.

Diese Bezüge zu ignorieren, nahm dem Gottesdienst viel. Etwa (wegen der geforderten Nüchternheit für die Kommunion) die Osternacht bis in die 1950er-Jahre am Samstagmorgen zu feiern, entzog dem Gottesdienst wesentliche Wirkungsdimensionen. Welche Bedeutung kann das Anzünden des Osterfeuers, das Hereintragen des Lichtes entfalten, wenn es taghell ist? Der Ansatz der Liturgiereform war daher, Gottesdienste möglichst zu den Zeiten zu feiern, für die sie gedacht sind: Damit sie ihre eigene Wirksamkeit entfalten können, die auch vom Erleben der Menschen abhängt.

Die drei Zeitdimensionen des Gottesdienstes

Wie jedes menschliche Zeit-Erleben wird der Gottesdienst durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geprägt. Aber die Kir-

che und der Glaube deuten diese Zeitdimensionen in eigener Weise. Denn für Christen ist die Geschichte seit der Schöpfung eine „Heilsgeschichte“, bestimmt durch das Wirken Gottes für sein Volk. „Unheil“ geschieht in dieser Geschichte durch das Verhalten der Menschen, die aus der göttlichen Ordnung und der Verheißung heraustreten. Mit dem Kommen Jesu, den wir als den Christus bekennen, hat die Zeit für Christen eine neue Qualität bekommen. Denn Jesus hat die Ankunft des Reiches Gottes verkündet. Und seit Ostern weiß sich die Kirche in der Zeitspanne, in der sie die Wiederkunft Christi am Ende aller Zeiten erwartet. Die Zeit erhält damit den spezifisch christlichen Charakter des „Schon und noch nicht“.

In jeder gottesdienstlichen Feier vollzieht sich eine Vergewärtigung all dieser Zeitdimensionen. Wir gedenken in den Lesungen, im Evangelium, aber auch in der Auslegung und im Gebet, des Heilshandelns Gottes an uns Menschen, in dessen Zentrum immer Tod und Auferstehung Jesu Christi stehen. Zugleich blicken wir auf die noch ausstehende Vollendung, auf die wir und die Welt zuleben und zustreben. Die Liturgie spannt sich deshalb immer in alle Richtungen der Zeit aus, in die Vergangenheit und in die Zukunft, und vergewärtigt sie im „Heute“.

Das Heute des Gottesdienstes

Am Gründonnerstag gibt es in der Abendmahlsmesse einen besonderen Einschub in der Einleitung zu den Einsetzungsworten des Eucharistiegebets. Nun heißt es nicht bloß „in der Nacht, da er verraten wurde“, sondern angefügt wird: „das ist heute“. Nach dem Einschub geht es in der Vergangenheitsform weiter: „nahm er das Brot und sagte Dank“. Dieser Einschub „das ist heute“ drückt aus, dass unser punktuelles Feiern in die große Gemeinschaft der Kirche eingliedert ist, die räumlich wie zeitlich eine universale ist. Deshalb vollziehen wir eine Iden-

tifikation des Geschehens in unserer Abendmahlsmesse mit dem Geschehen in Jerusalem vor vielen Jahrhunderten, nicht als würden wir in diese Zeit zurückversetzt. Sondern das längst vergangene Geschehen im Abendmahlssaal wird im Hier und Jetzt gegenwärtig. Und wir erhoffen und erbitten uns aus dieser Gegenwart eine Wirksamkeit für unsere Zukunft.

Diese Vergegenwärtigung geschieht nicht durch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, nicht durch „Erinnerung“, sondern durch das Wirken des Heiligen Geistes. Durch ihn können wir von einem längst vergangenen Ereignis als einem heute wirksamen sprechen. Weil all dies nicht aus unserer eigenen Vollmacht geschieht, beten wir um diese Vergegenwärtigung. Entsprechend sind unsere Gebete immer durch zwei Sprachformen bestimmt. Im gedenkenden („anamnetischen“) Sprechen stellen wir Gott sein eigenes Heilshandeln in der Geschichte betend vor Augen. Weil wir um seine Taten an unseren Vätern und Müttern im Glauben wissen, können wir im bittenden („epiklektischen“) Sprechen sein aktuelles Heilshandeln durch den Heiligen Geist erleben, das auch unsere Zukunft bestimmen soll.

Für Christen bedeutet deshalb Beten immer einen zweifachen Ausgriff in die Zeit, einen Rückgriff (Rekapitulation) und einen Vorausgriff (Antizipation) auf die Heilsgeschichte, die in Jesus Christus schon eindeutig zu ihrer Bestimmung gekommen ist. Durch die liturgische Feier erhalten wir Anteil an dieser Vollen- dung von Zeit und Welt in unserem Heute.

Friedrich Lurz

Selige des Monats: Maria Droste zu Vischering

Sie wagte viel, um den Menschen zu helfen. Gegen alle ökonomische Vernunft gab sie bedürftigen Frauen ein Zuhause

und holte vor allem gefährdete Mädchen von der Straße, um sie vor der Prostitution zu bewahren. Maria Droste zu Vischering vertraute auf Gott und ließ sich auch in schwierigen Situationen nicht von ihren Plänen abbringen. Gerne zitierte sie eine Regel, nach der sie lebte: „Man muss das Göttliche nicht immer mit natürlichen Mitteln berechnen, sonst kommt man zu nichts im Weinberg Gottes.“

Eine Gräfin

Maria Droste zu Vischering stammte aus einer angesehenen Adelsfamilie. Sie wurde am 8. September 1863 im Erbdrostenhof, einem der schönsten Adelspalais in Münster, als viertes von zehn Kindern geboren. Ihre Eltern waren Clemens Droste zu Vischering und Helene, geborene von Galen, beide aus einflussreichen Adelsfamilien. Maria verbrachte auf Schloss Darfeld eine unbeschwertere Kindheit, war aber schon damals recht aktiv, häufig zum Leidwesen der Gouvernante. Mit ihren Brüdern ritt sie um die Wette, fuhr mit dem Wagen oder lief auf dem gefrorenen Schlossweiher Schlittschuh. In dieser Zeit traf sie auch häufig mit ihrem Vetter Clemens August von Galen zusammen, dem späteren Bischof von Münster, der als „Löwe von Münster“ vor allem für seinen Widerstand gegen die Nationalsozialisten bekannt wurde. Von ihren Verwandten wurde Maria gerne „Kätzchen“ genannt, da sie sehr umtriebig und zugleich auch manchmal „kratzbürstig“ sein konnte. Ihr Großonkel Wilhelm Emanuel von Ketteler, Bischof von Mainz, nannte sie aufgrund ihres aufbrausenden Temperaments auch seinen „Wildfang“.

Berufung zum geistlichen Leben

Maria und ihre Geschwister wurden auf dem Schloss unterrichtet. Von ihren Eltern, insbesondere der Mutter, wurden sie auch in Religion unterwiesen und in ein lebendiges kirchliches Leben

eingeführt. Immer mehr fühlte sich Maria auch zum Ordensleben hingezogen, die Mutter unterstützte dies. Vor allem die Firmung bestärkte in Maria den Wunsch, ein Leben als Ordensfrau zu führen. Die Burgkapelle wurde ihr wichtigster Ort, an dem sie viele Stunden im Gebet und in der Kontemplation verbrachte. Als sie 15 Jahre alt war, wurde sie in ein Studienkolleg der Sacré-Coeur-Schwestern in Riedenburg bei Bregenz geschickt. Ihr gefiel es sehr im Kloster und sie fragte nach der Aufnahme. Doch verwehrten ihr die Schwestern dies noch, da sie gesundheitlich den Anforderungen des Ordenslebens nicht gewachsen schien. So kehrte sie zunächst zurück nach Schloss Darfeld, wo sie weiteren Unterricht erhielt. Sehr interessiert nahm sie an dem politischen Leben teil, da ihr Vater zwischenzeitlich dem Reichstag angehörte und sich für bessere Arbeitsbedingungen, vor allem auch für Kinder und Frauen, einsetzte. Dies interessierte sie mehr als eine Heirat, obwohl ihr einige junge Männer den Hof machten. Doch sie wollte ihrer Berufung folgen, als Ordensfrau Menschen zu helfen und sie aus der Armut zu befreien.

Eintritt ins Kloster

Besonders den jungen Mädchen galt ihre Sorge. Sie konnte schließlich doch ins Kloster eintreten und wurde am 21. November 1888 im Münsteraner Kloster vom Guten Hirten aufgenommen. Das Kloster hatte sie gewählt, da sich die Schwestern vorrangig um sogenannte „gefallene Mädchen“ kümmerten, junge Frauen, die ein elendes Leben auf der Straße führen mussten und schamlos ausgenutzt und missbraucht wurden. Maria Drost erhielt den Ordensnamen Schwester Maria vom göttlichen Herzen und fiel bald durch ihre zupackende und zielstrebige Art auf. Ihr wurde nach der ewigen Profess die Leitung einer Wohngruppe für junge Mädchen übertragen. Aufgrund ihrer Leitungsfähigkeiten und ihres Organisationstalents wurde sie schließlich als Oberin in ein Filiationkloster nach Portugal versetzt und über-

nahm in Porto die Leitung eines finanziell gefährdeten Klosters des Ordens. Maria aber baute das Kloster aus. Rund 100 jungen Frauen gab sie Obdach, besorgte ihnen Lehrstellen oder Arbeitsmöglichkeiten. Sie schrieb zahllose Bettelbriefe an Fabrikanten und Politiker, oft wurde sie persönlich vorstellig und kämpfte bis an den Rand der Erschöpfung für ihr Kloster und die Frauen, die sie beherbergte. Vor allem mit Mitteln aus der Heimat konnte das Kloster schließlich erhalten werden.

Tod mit 35 Jahren

Aber Schwester Maria hatte dabei überhaupt nicht auf ihre ohnehin angeschlagene Gesundheit geachtet. Sie litt an einer Entzündung des Rückenmarks, die sie schließlich an das Bett und einen Tragsessel fesselte. Doch wurde diese furchtbare Leidenszeit dennoch für sie eine wichtige Lebensphase. Sie hatte in dieser Zeit Visionen, in denen sie den Auftrag bekam, den Papst zu bitten, die Menschheit dem Heiligsten Herzen Jesu zu weihen. Sie schrieb diese Bitte, die sich immer mehr in ihren Visionen festigte, schließlich an Papst Leo XIII. (1878–1903). Der Papst ließ das Anliegen durch die vatikanische Ritenkongregation prüfen. Er ordnete schließlich in seiner Enzyklika „Annum sacrum“ zum Heiligen Jahr 1900 im Mai 1899 an, dass die Welt dem Heiligsten Herzen Jesu geweiht werden solle. Außerdem setzte er das Hochfest des Heiligsten Herzens Jesu auf den zweiten Freitag nach Fronleichnam fest. Am 8. Juni 1899, drei Tage vor der Weihe, starb Maria Droste im Alter von nur 35 Jahren. Schon zu Lebzeiten hielten viele Maria Droste für eine Heilige. Ihre letzte Ruhestätte befindet sich in der Kirche des Klosters vom Guten Hirten in Ermesinde bei Porto. 1975 wurde sie von Papst Paul VI. seliggesprochen, ihr Gedenktag ist der 8. Juni. Inzwischen hat der Orden, unterstützt von der portugiesischen Bischofskonferenz, die Schritte für eine Heiligsprechung in die Wege geleitet. Seit Juni 2013 ist die zuständige vatikanische Kon-

gregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse mit der Prüfung befasst.

Marc Witzenbacher

Fußball-EM in zwölf Ländern

In diesem Jahr werden zwei wichtige sportliche Großereignisse ausgetragen. Neben den Olympischen Spielen, die im Juli in Japan beginnen, messen sich vom 12. Juni bis zum 12. Juli 24 europäische Länder im Fußball. 1960, also vor 60 Jahren, fand die erste Fußball-Europameisterschaft statt. Damals hieß der Wettbewerb noch „Europapokal der Nationen“ und hatte recht bescheidene Ausmaße. Vier Mannschaften spielten in Frankreich in zwei Halbfinalen, dem Spiel um Platz drei und dem Finale. Erster Europameister wurde die Sowjetunion, die Jugoslawien 2:1 nach Verlängerung schlug. Die diesjährige Europameisterschaft bringt nun völlig neue Dimensionen mit sich. Gastgeber sind nicht nur ein oder zwei Länder, wie es bisher üblich war, sondern dieses Mal wird in elf europäischen Städten gespielt. Hinzu kommt als zwölfte Spielstation außerdem noch Baku, die Hauptstadt Aserbaidschans, das geografisch aber nicht zu Europa zählt.

Auftakt in Rom

Dieses wahrlich europäische Turnier startet am 12. Juni in Rom und endet mit dem Finale am 12. Juli in London. In Deutschland ist München der einzige Spielort, dort sollen drei Gruppenspiele und ein Viertelfinale ausgetragen werden. Zum zweiten Mal nach 2016 nehmen an der Endrunde zudem nicht mehr 16, sondern 24 Mannschaften teil.

Kirchen laden zum Public Viewing

Schon bei den vergangenen Europa- und Weltmeisterschaften haben zahlreiche Kirchengemeinden zu einem gemeinsamen Fußballschauen eingeladen. Auch dieses Mal wird es wieder einige Gemeinden geben, die das gemeinsame Public Viewing der Spiele anbieten. Die Fußball-EM ist neben der Gemeinschaft und dem Einsatz für einen fairen Wettbewerb aber auch eine gute Gelegenheit, auf die Menschenrechte aufmerksam zu machen. Pastoralreferentin Elisabeth Keilmann, Sport- und Olympiaseelsorgerin der Deutschen Bischofskonferenz, sieht in den sportlichen Großereignissen die Chance, auf die Verhältnisse in den jeweiligen Ländern zu blicken und gemeinsam Strategien für eine Durchsetzung der Menschenrechte zu entwickeln. Die Deutsche Bischofskonferenz und der Deutsche Fußballbund arbeiten in dieser Frage auch schon seit Jahren eng zusammen. Erstmals hatte die UEFA auch spezifische Menschenrechtsanforderungen an die Bewerber gestellt. Nun gilt es, diese einzulösen und über den Fußball auch die Menschenrechte zu fördern. Im Jahr 2024 kann Deutschland mit gutem Beispiel vorangehen, denn in diesem Jahr findet die Fußball-EM dann in Deutschland statt.

Marc Witzenbacher

Die Schwestern von der heiligen Elisabeth

Wenn „normale“ Menschen Ordensleuten begegnen, kann das zu eigenartigen Situationen führen. Vor Jahren erzählte eine Schwester, wie sie einmal jemandem entgegnet habe, der mit sehr festgelegten Vorstellungen auf sie zugekommen sei. „Sprechen Sie jetzt mit der Tracht, oder mit der, die sie trägt?“ Ein Kunstbuch, das 2019 im Mitteldeutschen Verlag

in Halle erschienen ist und von Ordensfrauen berichtet, zeigt auf beeindruckende Weise, wie das gelingen kann: ein einfühlsames Gespräch mit Menschen, die in unserer Welt eine alles andere als gängige Lebensform gewählt haben.

Ordensleben in Mitteldeutschland

Marco Warmuth (Fotos) und Tina Pruschmann (Text) haben die Schwestern von der heiligen Elisabeth über zwei Jahre begleitet und jede von ihnen porträtiert. Herausgekommen ist ein Band, der das außergewöhnliche Leben dieser markanten Frauen lebhaft und authentisch vor dem Auge des Lesenden erstehen lässt. Vom Grundimpuls der Gemeinschaft, bedürftige Kranke unentgeltlich zu pflegen – inspiriert von der heiligen Elisabeth von Thüringen –, bis hin zum Geschick so vieler Orden heutzutage, die mit Nachwuchsmangel konfrontiert sind: all das kommt im Buch zur Sprache, und doch stets rückgebunden an den je eigenen Lebensweg jeder Schwester, die überraschend unterschiedlich ausgefallen sind. Was bedrückt, ist: die Schwestern wissen, dass sie zumindest in Deutschland die letzte Generation ihrer Gemeinschaft sind. Tröstlich hingegen das Ja zu dieser Lebensform, das trotz der fehlenden Zukunft in vielen Farben berührend aufscheint.

Johannes Bernhard Uphus

Marco Warmuth, Tina Pruschmann, gottgewollt. Das Leben der Ordensschwestern von der heiligen Elisabeth, Mitteldeutscher Verlag, Halle 2019, Bild-Text-Band, geb., 200 × 260 mm, 320 S., ISBN 978-3-96311-219-5, 60,00 € (D), 61,70 € (A)

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.

Papst verleiht Pallium

Jedes Jahr am Hochfest der römischen Stadtpatrone Petrus und Paulus am 29. Juni verleiht der Papst den neuen residierenden Erzbischöfen das sogenannte Pallium. Das unscheinbar aussehende Band aus Wolle mit eingestickten Kreuzen wird von den Metropolitan-Erzbischöfen über der liturgischen Kleidung getragen und erinnert sie zum einen an ihren Hirtendienst, zum anderen steht es für die rechtliche und geistliche Einheit mit Rom und bindet seine Träger in die Gemeinsamkeit des Hirtendienstes mit dem Papst und den Mitbrüdern ein.

Agneslämmer spenden Wolle

Die Herstellung der Pallien folgt einer jahrhundertealten Tradition. In der römischen Abtei Tre Fontane, der mutmaßlichen Stelle der Enthauptung des Apostels Paulus, züchten Trappistenmönche einige Schafe. Im Januar werden zwei Lämmer davon ausgesucht und zu den Schwestern der Heiligen Familie auf dem Esquilin gebracht, wo sie vorbereitet und geschmückt werden, bevor sie am 21. Januar dem Papst präsentiert und von ihm gesegnet werden. Anschließend nehmen die Benediktinerinnen des Klosters Santa Cecilia in Trastevere die Lämmer unter ihre Fittiche, scheren sie und weben deren Wolle. Für die Pallien wird allerdings noch weitere Wolle genutzt, denn die Wolle der beiden Lämmer würde nicht ausreichen. Die Pallien werden mit sechs kleinen Kreuzen bestickt, die an die Wundmale Jesu erinnern sollen.

Verbindung zu Petrus

Am Abend vor dem Hochfest werden die Pallien in einer bronzenen Schatulle an das Petrusgrab in der Confessio des Petersdomes gelegt. Damit wird nochmals deutlich, dass es sich bei

dem Pallium nicht um ein Zeichen der Macht handelt, sondern um eine ständige Verpflichtung, dem Auftrag als Hirte und Bischof gerecht zu werden. 2015 hat Papst Franziskus eine neue Form der Übergabe der Pallien verfügt. Er legt den neuen Erzbischöfen das Pallium nicht mehr um, sondern übergibt sie am Ende der Eucharistiefeier. Der Nuntius des Landes wird dann später in der jeweiligen Kathedrale das Pallium den Bischöfen umlegen. Damit soll auch vor Ort nochmals mehr die Gemeinschaft mit dem Papst und den Mitbrüdern verdeutlicht werden.

Marc Witzenbacher

Vor 75 Jahren wurde die UN gegründet

Sie ist eine der wichtigsten Institutionen der Welt. „Fest entschlossen, künftige Geschlechter vor der Geißel des Krieges zu bewahren“, hatten nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst 50 Staaten am 24. Juni 1945 in San Francisco die UN-Charta unterzeichnet, die dann im gleichen Jahr noch in Kraft treten sollte. Die Vereinten Nationen (United Nations = UN) waren ins Leben gerufen. Neben dem Weltfrieden gelten die Wahrung des Völkerrechts, der Schutz der Menschenrechte und die internationale Zusammenarbeit als die wesentlichen Ziele der Vereinten Nationen.

Wichtige Programme gegründet

1948 verabschiedete die UN die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, hinzu kamen auch Programme für die Bekämpfung von Krankheiten, die Hilfe für Flüchtlinge, der Einsatz für Kinderrechte und ein Welternährungsprogramm und vieles andere mehr. Durch die Arbeit der UN konnten einige Krisen entschärft werden, auch wenn der Weltfriede nach wie vor unerreicht ist. Wichtig für die Arbeit der UN sind auch die 17

Nachhaltigkeitsziele, die von den Vereinten Nationen bis zum Jahr 2030 erreicht sein sollen. An ihrer Umsetzung arbeiten mittlerweile 193 Nationen zusammen.

Marc Witzenbacher

Gottesdienste im ZDF

- Montag, 1. Juni 2020 – 10.00 Uhr (ARD),
Pfingstmontagsgottesdienst (kath.)
- Sonntag, 7. Juni 2020 – 9.30 Uhr,
Deutsche Kirche, Helsinki (ev.)
- Donnerstag, 11. Juni 2020 – 10.00 Uhr (ARD),
Fronleichnamsgottesdienst (kath.)
- Sonntag, 14. Juni 2020 – 9.30 Uhr,
St. Johannes, Neumarkt in der Oberpfalz (kath.)
- Sonntag, 21. Juni 2020 – 9.30 Uhr,
Open Air auf dem Lichtenberg, Attersee (ev.)
- Sonntag, 28. Juni 2020 – 9.30 Uhr,
Herz Jesu, Dillenburg (kath.)

DOMRADIO

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im DOMRADIO ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt DOMRADIO wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf www.domradio.de.
- Sonntags um 10 Uhr überträgt DOMRADIO einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf www.domradio.de. Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie DOMRADIO unter Tel. 02 21 / 25 88 60.

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Juli 2020

Mit den Psalmen
fluchen

Erhebe dich, Richter der Erde,
vergilt den Stolzen ihr Tun!
Wie lange noch dürfen die Frevler, HERR,
wie lange noch dürfen die Frevler frohlocken?

Psalm 94, 2–3

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Kölner Domfenster

Köln, Dom, Südquerhausfenster, nach einem Entwurf von Gerhard Richter

© Entwurf: Gerhard Richter, Köln / Foto: Hohe Domkirche Köln, Dombauhütte Köln, Matz und Schenk

Gerhard Richter wurde am 9. Februar 1932 in Dresden geboren. 1961 floh er nach Westdeutschland. 1971–1993 war er Professor für Malerei an der Kunstakademie Düsseldorf. Seit 1983 lebt er in Köln. Er arbeitet als Maler, Bildhauer und Fotograf. Ohne Zweifel gehört er zu den bekanntesten lebenden Künstlern weltweit, kaum gibt es Arbeiten eines lebenden Künstlers, die auf dem Kunstmarkt höhere Preise erzielen.

Am 25. August 2007 wurde im Kölner Dom sein Fenster im südlichen Querhaus eingeweiht, welches das Domkapitel bei ihm in Auftrag gegeben hatte.

Die fast 19 Meter hohe und 9,50 Meter breite Glasfläche zwischen dem bestehenden gotischen Maßwerk aus Sandstein hat Richter mit einem Raster aus 11 263 quadratischen Glasplättchen überzogen, von denen jedes eine Kantenlänge von 9,6 cm aufweist. 72 verschiedene Farbtöne sind in diesem Raster wie zufällig verteilt und nehmen die Farbtöne der umgebenden älteren Glasfenster im Dom auf. Auf diese Weise entsteht eine große, leuchtende Fläche, die aus einzelnen Farbpunkten zusammengesetzt ist, welche zwar noch als solche wahrgenommen werden können, aber doch den Gesamteindruck eines einzigen vibrierenden Farbklangs ergeben.

Die Form des gotischen Maßwerks gibt dem Fenster eine Prägung, die als religiös wahrgenommen wird. Dabei ist es wichtig, dass sich das lineare Raster den Rundungen der Baurippen nicht anpasst, sondern beides nebeneinander seinen Selbststand hat. Es ergibt sich daraus eine gewisse Spannung, die wirken kann wie die Spannung zwischen Technik und Glaube.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Sie werden es kennen: die „Feinde“ tauchen in den Psalmen fast überall auf – ein Zug, der es in sich hat. Dabei kommt vieles Anstößige in der Liturgie gar nicht vor; Papst Paul VI. selbst hat verfügt, dass bestimmte Stellen nicht in die liturgischen Bücher zu übernehmen sind. Ein konkretes Problem liegt in unserer Prägung durch Jesu Gebot der Feindesliebe (Mt 5, 44): Wie soll ich Gegnern da Himmel und Hölle an den Hals wünschen?

Dass es in den Psalmen nicht ums Verfluchen geht, darauf hat der Alttestamentler Erich Zenger hingewiesen (*siehe S. 348*). Die Psalmen wenden sich an *Gott*; er möge seine *Gerechtigkeit* zum Tragen bringen, das ist der Sinn.

Gründen unsere Schwierigkeiten vielleicht im Umgang mit den Psalmen? Wer sie „betet“, wer sich jedes Wort zu eigen macht, stößt bei den Feindstellen an Grenzen. Wie aber anders damit umgehen? In der klösterlichen Tradition gelten die Psalmen als *Schriftlesung*, als Gottes Wort, das ich mir selbst vorlese. So gesehen ändert sich der Blick: Ich kann in einem Moment der Stille nach der Lektüre innehalten und Gott vortragen, wo der Psalm mich angesprochen und was er in mir ausgelöst hat. So können auch problematische Stellen etwas bewegen und mich geistlich reifen lassen.

Kürzlich freitags hatte ich wieder Psalm 35 vor mir, der mir vor Jahren nahegekommen ist. Ja, es hat Zeiten gegeben, da haben mir seine Feindverse aus dem Herzen gesprochen. Freilich: der Ruf nach Gerechtigkeit, um Gottes Hilfe, hat sie stets überläutert. Heute helfen sie, Groll und Zorn in mir Raum zu geben, wenn ich mit Widrigkeiten konfrontiert bin. Sie lassen sehen, was in mir los ist, sie fördern Wahrhaftigkeit. Und befeuern das Streben nach Gerechtigkeit, das den Zorn überflügelt und mir klarmacht: Feindesliebe gibt's nicht umsonst, sie fordert mich ein. Immer neu.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

Abstrakte Kunst

Mit der Entscheidung Gerhard Richters, bei seinem Entwurf für das Südquerhausfenster im Kölner Dom auf figurliche Darstellungen ganz zu verzichten, ist die Entscheidung verbunden, das Fenster als Projektionsfläche freizugeben. Jeder Betrachter, jede Betrachterin, wird eigene Vorstellungen auf das abstrakte Fenster projizieren. Da der Raum aber mit seiner Kathedralarchitektur christlich geprägt ist und das Maßwerk, in welches das Fenster eingepasst wurde, auf diese Tradition verweist, wird die Interpretation des Fensters in den meisten Fällen christlich gelenkt werden, ob der Künstler das nun will oder nicht. Er hat es zumindest in Kauf genommen durch die Vermeidung einer klaren Thematik und durch den Ort, an dem er seine Arbeit präsentiert.

Gott und der Zufall

Über den Zufall, mit dessen Hilfe Richter die Verteilung der 72 Farben des Fensterbildes bestimmt hat, ist viel gesprochen und geschrieben worden, manchmal mit dem Unterton, als wenn dies allein schon die Aufstellung eines auf diese Weise entstandenen Kunstwerkes in einer Kathedrale von der Bedeutung des Kölner Domes ausschließen würde. Aber ganz davon abgesehen, dass Richter die Farbwerte selbst bestimmt und die Auswahlmöglichkeiten des Computers vorgegeben hat, dass er an manchen Stellen korrigierend eingegriffen und durch ein kompliziertes System von Spiegelungen und Wiederholungen Struktur und Ruhe in das Bild gebracht hat: Den Zufall können wir als gläubige Menschen nicht vom Wirken Gottes loslösen; wir gehen oft davon aus, dass Gottes Wille auch hinter dem steht, was wir landläufig Zufall nennen. So ist mit Gewissheit davon auszugehen, dass sich auch in einem Prozess der zufälligen Auswahl einer Farbstruktur etwas vom Wesen Gottes ausdrü-

cken kann, vielleicht sogar mehr, als wenn wir versuchen würden, ihm mit menschlich gedachten Bildern hinterherzujagen. Auch wenn Gerhard Richter selbst sagt, er habe „den Zufall als überwältigende Macht dargestellt und nicht als göttliche Vorsehung“, so ist für den christlichen Betrachter doch etwas vom göttlichen Gestaltungswillen in dieser Art der Entstehung des Fensters wiederzufinden.

Die Arbeit Richters ist nicht abstrakt im Sinne von losgelöst von allen konkreten Vorstellungen. Richter selbst machte darauf aufmerksam, dass ein solcher zufälliger Prozess der Farbverteilung alle möglichen Bilder ergeben könnte, jedes Einzelne mit derselben Wahrscheinlichkeit, mit der gerade dieses abstrakte Muster entstanden ist. Auf diese Weise sind in dieser Arbeit virtuell alle Bilder der Welt aufgehoben. Auch ist es möglich, das Farbraster als aus vielen einzelnen Pixeln zusammengesetztes Bild zu interpretieren, wie z. B. auf einem Fernseh Bildschirm, an den wir ganz nahe herangetreten sind. Wenn wir zurücktreten würden, würden wir mit wachsender Distanz immer mehr von einem konkreten Bild erkennen können. Welches Bild ist es? Was sieht jeder einzelne Betrachter und jede Betrachterin darin?

Gottesbild

Es kann also nicht verwundern, wenn der christliche Betrachter in dieser Form der Darstellung ein Gottesbild wiederfindet. Gerade die abstrakte Kunst eignet sich in besonderer Weise zum Ausdruck des Göttlichen, weil sie nicht versucht, Gott dingfest zu machen. Sie stellt in besonderer Weise eine menschliche Annäherung an das Geheimnis Gottes dar, ein Tor in eine andere Welt. Vielen der Betrachter, die sich im Kölner Dom nach Süden wenden, sieht man an, dass sie die Vielfalt der Farben und das Strahlen des Lichtes berührt und begeistert, und vielleicht ist es gerade ein Bild Gottes in seiner Fülle, das sie hinter diesem Fenster erspüren.

Ein Fensterbild eignet sich in jeder Gestaltung dafür, Transzendenz durch Transparenz erfahrbar zu machen. Aber die Gestaltung Richters, die ein abstraktes Muster von schier unzähligen Einzelteilen den Betrachtenden entgegenhält, regt diese Erfahrung in besonderer Weise an. Sie zeigt ein gebändigtes Chaos, das dem Betrachter zwar den Eindruck eines rationalen Überblicks ermöglicht, ihm aber doch das Gefühl vermittelt, sich der Unendlichkeit auszusetzen.

Die Rosette des Maßwerks bildet den krönenden Abschluss des Fensters. Sie ist zentriert in einem kleinen Oculus (Auge), einer kreisrunden Öffnung. In diese hat der Künstler ein Muster gesetzt, das einen sehr hellen Apricot-Ton als Zentrum zeigt. Auf diese Weise erhält das ganze Fenster eine Zentrierung und damit eine inhaltliche Ausrichtung auf einen zentralen Lichtpunkt.

Bild der Menschheit

Ebenso kann in diesem Fenster ein Bild der Menschheit gesehen werden. Die Vielfalt der Gesellschaft kann als durch die unterschiedlichen Farben, das verbindende Menschliche durch die einheitliche Form ausgedrückt gesehen werden. Dabei passt jede Farbe zu jeder anderen, es gibt keine Farben, die „sich beißen.“ Das hat Richter im Laufe seiner mehr als dreißigjährigen Beschäftigung mit dieser Bildform gelernt und deshalb alle Trennlinien zwischen den Farbflächen weggelassen; es gibt keine Bleiruten wie bei mittelalterlichen Glasfenstern. Die Farbwerte Schwarz und Weiß hat er im Gegensatz zu früheren Arbeiten ausgeklammert (wie auch die Mischformen der Grauwerte), keine Nichtfarbe und nicht die Summe aller Farben, beides läge auf einer anderen Ebene. Bei aller Zufälligkeit gibt es doch Farbstrukturen, die im Fenster zu entdecken sind. Und es ist dunkles Maßwerk mit seinen als kirchlich wahrgenommenen Formen, das auf der Folie der Vielfalt der Schöpfung

und der Buntheit des Lebens zeichnet und diesen Ordnung und Struktur gibt.

Es ist ein starker Akkord, den das Richter-Fenster im Kölner Dom anstimmt. Trotz der spürbaren Zurückhaltung angesichts der Bedeutung des Ortes bringt dieses Fenster eine neue Klangfarbe in die Kölner Kathedrale. Es ist die Klangfarbe des beginnenden 21. Jahrhunderts. Es ist ein Klangteppich wie von 11 263 Orgelpfeifen.

Heinz Detlef Stäps

Der 54. Psalm

Doch Gott ist mein Helfer

Fluchen. Gehört das nicht zu schwerer körperlicher Arbeit, die ja wohl inzwischen heute und hierzulande eher selten den Berufsalltag prägt? Fluchen wie ein Bierkutscher. Ich erinnere mich allerdings, dass ich vor einigen Jahren, eigentlich friedfertig gesonnen und zweifellos zu inoffensivem Verhalten erzogen, nach einem besonders anstrengenden, wenn auch nicht körperlich fordernden Arbeitstag, einer, wie ich es damals wahrnahm, inkompetenten, zudem unhöflichen und nörgelnden Bahnbediensteten, mehr oder weniger vernehmlich, ein „Fahr zur Hölle!“ hinterherschickte. Sie hatte vermutlich auch einen langen Arbeitstag hinter sich. Ich war von mir selbst überrascht. Ich wollte der Frau ja nichts Böses. Ging es mir wenigstens besser, danach?

Dampf ablassen – oder vernichtendes Macht-Wort

Fluchen, was ist das eigentlich? Ein Ventil, um Dampf abzulassen? So sehen wir es heute, überwiegend. In anderen Zeiten war man jedoch von der Wirksamkeit eines Fluches überzeugt. Fluchen hieß: Verfluchen. Magische Macht. Ein Fluch galt als Macht-Wort und war brandgefährlich. Woher das Verb „fluchen“ kommt, darüber streiten sich die Gelehrten bis heute. Hat es mit „Flehen“ zu tun? Stehen „Flehen“ und „Fluchen“ zueinander wie „Wünschen“ und „Verwünschen“?

Bändigung zerstörerischer Gewalt

Der römisch-katholische Alttestamentler Erich Zenger (1939–2010) setzte sich intensiv mit dem Phänomen auseinander, dass biblische Psalmen das Thema Gewalt nicht scheuen, dass sie

erlittene und befürchtete Gewalt vielmehr vielfältig artikulieren und dass manche Psalmen sogar angesichts der Ohnmacht der Beter Gottes hartes Eingreifen gegen die übermächtige Gewalt der Feinde erlehen. Als poetische Gebete seien solche Psalmen oder Psalmverse, so Erich Zenger, aber nicht ihrerseits gewalttätig oder gewaltträchtig. Vielmehr seien sie „Medien sprachlicher Bändigung der Gewalt und Anleitung zu Wegen aus der Gewalt“. Wege aus der Gewalt vermöchten die Psalmen nur zu weisen „im Angesicht eines Gottes, der ... die gottwidrige und lebensvernichtende Gewalt *als solche* entlarvt *und* die Vision von einem Leben ohne Gewalt wachhält“.

Auf meine Gegner falle das Unheil zurück

Wenn uns die Psalmen auch, und daran kann kein Zweifel sein, mit einer unheilen Welt konfrontieren, einer Welt voller Bedrängnis, erlittener Feindseligkeit und als übermächtig erlebter Gewalt, so zielen doch die sogenannten „Feindpsalmen“ – die Bezeichnung „Fluchpsalmen“ ist, so Zenger, abzulehnen, denn Psalmen verfluchen nicht, sondern tragen leidenschaftliche, aus Leiden geborene Klagen, Wünsche und Bitten *vor Gott* – in der Hoffnung auf eine Welt ohne Gewalt, auf Gottes erbarmend richtende Gerechtigkeit. Wie aber soll das ohne die Entmachtung der Bedränger und Verfolger geschehen? Und wie kann das geschehen, ohne dass wir in zerstörerische Freund-Feind-Muster zurückfallen?

Verraten und verkauft

Der 54. Psalm (*siehe Seite 75*) ist der Hilferuf eines schwer bedrängten Menschen, der hier mit einer äußersten Notlage Davids, der von den Siftern an Saul verraten wird, assoziiert wird (1 Sam 23, 19; 26, 1). Die Verse 3–5, die Eingangsbitten, begründen das Bittgebet mit der Klage über die Anmaßung und

Gottlosigkeit der Feinde, die den Beter, die Beterin des aktuellen Psalms, bedrohen. Die beiden folgenden Verse (6–7) formulieren die Bitte, dass die verzweifelte Lage durch Gott gewendet werde. Ein unbedingtes Vertrauensbekenntnis geht ihr voran. Die Schlussverse nehmen hoffend und gläubig die ersehnte Rettung vorweg.

Hilf mir, Gott, durch deinen Namen

Mit vier Hilferufen bedrängt der Beter Gott, ihm gegenüber seinen Feinden, die ihn ungerecht beschuldigen und tödlich bedrohen, endlich zu seinem Recht zu verhelfen. Die Überschrift V. 1–2 bindet den Psalm in einen größeren biblischen Zusammenhang ein. Die biografische Situationsangabe greift auf die Erzählung 1 Sam 23, 14–28 zurück. Saul trachtet David nach dem Leben. Und hier wie dort geht es um Gottvertrauen. Wider alle Wahrscheinlichkeit? Wider alle Vernunft?

Denn du bist gütig

In Vers 8 – „denn du bist gütig“ – findet der bedrohte Beter, die bedrängte Beterin, aus existenziellen Klagen und Bitten heraus, aus harter Not und Todesangst, zu eben jenem Vertrauen, das David vorlebt. – Frohes, freies Gotteslob. Befreit. In Gottes Namen! Aus Mitleiden ist Gott gerecht. Denn der göttliche Name bedeutet und bewirkt: Huld, Treue, Erbarmen. So ist Gott. So tut Gott. So tut er den Armen, den Bedrängten und Verfolgten. Den Hoffnungslosen. So stört radikales Gottvertrauen Todsmächte und tödliche Gewissheiten auf. Allein von Gott her, aber nicht ohne uns: Schwaches Licht in der Nacht. Kleiner Funke Hoffnung. Hoffnung auf ein Leben ohne Gewalt.

Susanne Sandherr

„Hate Speech“

Wenn Hass spricht

Hate speech“, Hass-Sprache, ist ein Begriff aus dem Angelsächsischen. Man spricht deutsch. Schön wäre es, wenn dieser Ausdruck uns nichts zu sagen hätte. Aber so ist es leider nicht. Hass-Sprache? Hass spricht? Wer spricht? Und wer widerspricht?

Lautsprecher

Hass hat wohl schon immer gesprochen. Laut gesprochen. Und schon immer wurde in der einen Gruppe höhnisch gegrölt, über die wie auch immer imaginierte Unterlegenheit, über die, nun endlich sichere, nun final gesicherte, Niederlage des anderen, des Gegners, der gegnerischen Gruppe. Es wurden schon immer die – vermeintlich schon immer, aber nun, haha, ganz sicher – Geschwächten und Herabgestoßenen verhöhnt. Immer schon wurde lauthals gepöbelt und gejubelt; schon immer hat man, unter Menschen, unmenschlich, triumphierend, gejault und gejoht. Persönlicher oder gruppenbezogener Hass hat schon immer seine machtvollen Lautsprecher gehabt.

Nichts Neues unter der Sonne

Nichts Neues unter der Sonne. Oder doch? Gab es denn jemals Zeiten der Fairness, wenn man sich selbst, und seine Gruppe, sicher, unangreifbar, das heißt: überlegen fühlte? Unangreifbar? Staatliche, kirchliche und familiäre Instanzen, Lautsprecher in der Sippe, der Dorfgemeinschaft, der Nachbarschaft. Mächtig laut. Fleißig am Werk. Oft mit verheerendsten Folgen für die Angefeindeten, die Denunzierten, die Geächteten und Verach-

teten und Verfolgten. Im Namen der Gruppe, der Sippe, der Nation. Damit es uns, damit es mir endlich besser geht. Es kostet ja nichts. Es kostet uns ja nichts. Es tut ja nur dem mit Schmutz Beworfenen weh. Dem wehrlosen anderen. Den anderen. Dir. Du willst dich wehren? Du bist so lächerlich. Du wirst einfach ausgelacht. Ihr werdet kleingemacht.

Im Netz

Heute spricht Hass aber noch einmal anders. Mit einem ungleich mächtigeren, mit einem, wie es scheint, unwiderstehlichen Resonanzraum. Wenn heute jemand im „Netz“, im „Internet“, schlechtgeredet, verleumdet und beschädigt wird, dann gibt es keine Täter mehr. Das Netz ist anonym. Täter? Vergiss es. Das beruhigt. Die Täter. Dann gibt es nur noch Opfer. „Das Netz vergisst nichts.“ Leider. Der Täter dankt. Aus der Dunkelheit. Das Netz vergisst nichts – was den Opfern schadet. Alles kann jederzeit hervorgeholt werden. Aus dem Dunkel. Der niedrigste Nachruf, der gemeinste, der absurdeste Anwurf. Was einmal im Netz behauptet wurde, behauptet sich. Es bleibt immer etwas hängen. Machen Sie es nicht noch schlimmer. Das will doch keiner hören, Ihr Gejammer. Und beweisen Sie uns erst einmal das Gegenteil.

Gottes Antwort

Wie kommen wir da heraus? Wie kommen wir und unsere Lieben, und alle wehrlos Angefeindeten, aus diesem Spinnennetz heraus? Und dann aus der Logik des „Hass-Sprechens“? Als Menschen auf dem dornigen Weg des Mensch gewordenen Gottes-Wortes haben wir gute Gründe, gerade hier mutig zu sein. „Da haben die Dornen Rosen getragen.“

Wo die Güte und die Liebe wohnt

Zweifellos gilt es, Klugheit walten zu lassen, kompetent nach Wegen zu suchen, uns selbst und andere nach bestem Wissen und Gewissen zu schützen vor der Gewalt der Hass-Rede, der Gewalttat des tödlich versehrten, des radikal verkehrten Wortes „im Netz“. Es gilt, die Mechanismen jener Versehrung und Verkehrung zu verstehen – und ihnen zu widerstehen. Und schließlich geht es darum, Gottes eigene Antwort auf die unmenschliche und gottwidrige Hass-Rede einzuüben. Unser Lehrer heißt Jesus. „Wo die Güte und die Liebe wohnt, da nur wohnt der Herr.“

Susanne Sandherr

Ewige Verdammnis?

Niemand ist von Gott dazu vorherbestimmt, in die Hölle zu kommen, beschreibt der Katechismus der Katholischen Kirche (Nr. 1037) und hält dennoch daran fest, dass es eine Hölle gibt und diese ewig dauert. Gibt es also auch eine ewige Verdammnis?

Die Hölle für die Bösen

Viele Bilder in Kirchen stellen drastisch dar, wie die Gerechten in den Himmel und die Verdammten in das ewige Feuer der Unterwelt gezogen werden. Zunächst bestanden auch in der Bibel altorientalische Vorstellungen eines Totenreiches, in dem Verstorbene gleichsam als Schatten existieren. Dabei waren noch alle Toten in der Unterwelt; erst später folgte die Vorstellung, dass dieser Bereich nur den Bösen vorbehalten sei. In jüngeren

Psalmen wird bereits die Hoffnung angesprochen, das Totenreich sei nur für diejenigen bestimmt, die nicht an Gott glauben (Ps 31, 18). Im Neuen Testament wird diese Vorstellung aufgegriffen und durch das strafende Feuer erweitert. Jesus droht nach dem Matthäusevangelium sogar bei vermeintlich harmlosen ethischen Vergehen mit dem „höllischen Feuer“ (Mt 5, 22; 18, 8). Gleichwohl bleibt die Hölle bei ihm eine Nebensache. Jesus verkündigt vorrangig das Reich Gottes und das Heil der Menschen. Ja, Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (1 Tim 2, 4).

Ist die Hölle leer?

Passt die Hölle überhaupt mit der Vorstellung eines liebenden Gottes zusammen? Der Kirchenlehrer Origenes sagte Anfang des dritten Jahrhunderts, dass Gott alle Seelen mit sich versöhnen werde, und entwickelte die Vorstellung der sogenannten „Allversöhnung“. Allerdings müssten die Seelen zuvor in einem Fegefeuer geläutert und gereinigt werden. Die Reformatoren lehnten im 16. Jahrhundert diese Lehre ab, da der Sünder nur durch die Gnade aus dem Strafgericht befreit werden könne. Die Rede von der Hölle ist selbst in der moderneren Theologie eine Garantie der Freiheit des Menschen. Nicht die Hölle soll Angst machen, sondern der Gedanke, dass es sie überhaupt nicht gibt und wir damit die Freiheit aufgeben, uns für oder gegen Gott entscheiden zu können. Die Rede von der Hölle verweist darauf, dass der Glaube keine „billige Gnade“ ist (Dietrich Bonhoeffer). Papst Johannes Paul II. hat die Höllenaussagen daher auch als Droh- und Mahnaussagen verstanden, die dazu anspornen wollen, mit Gottes Hilfe das Gute in Freiheit zu wählen und das Böse zu lassen. Die Hölle ist demnach kein Ort, sondern vielmehr der „Zustand des definitiven Gottesverlustes“ (Jan-Heiner Tück).

Möglichkeit der Umkehr

Doch selbst in der Hölle scheint Gott gegenwärtig. Nach dem Apostolischen Glaubensbekenntnis ist Jesus Christus „hinabgestiegen in das Reich des Todes“ und hat dort das Evangelium verkündet (vgl. 2 Petr 4, 6). So scheint es immer die Möglichkeit der Rückwendung zu geben. Hans Urs von Balthasar war sich sicher, dass selbst bei den Bösesten Momente der Ansprechbarkeit für Gott und sein Heilshandeln vorhanden sind und daher keiner von vorneherein als ewig verdammt angesehen werden könne. Gott urteilt aber auch ganz anders als wir es uns überhaupt vorstellen können. Die Bibel verdeutlicht ihn jedenfalls als gnädigen, liebenden Gott. Dass er Menschen auf ewig verloren gibt, scheint zumindest schwer vorstellbar. Und die Erlösung durch Jesus Christus stellt die Liebe und Gnade Gottes in den Mittelpunkt, sodass Joseph Ratzinger es so formulierte: „Es besteht die moralische Pflicht zu hoffen, dass alle Menschen gerettet werden.“

Marc Witzemberger

Ich pfeife auf mein Stoßgebet / und
springe in den Zorn hinein

Christine Lavant und die Wendekraft der Klage

Text wurde aus rechtlichen Gründen in PDF
entfernt.

Den Schmerz herausschreien

Zornig und lautstark klagen, den Schmerz herausschreien: das ist unüblich bis unerwünscht. Auch deshalb sticht die Stimme der österreichischen Dichterin Christine Lavant aus dem Gewohnten und Erwartbaren heraus. Denn in dieser Dichtung wird geklagt, geschrien und geflucht: Christine Lavant ist eine Dichterin, die mit Gott ringt. Sie nimmt ihn ernst, sie nimmt ihn beim Wort: beim Mensch gewordenen Gotteswort. Sie sucht ihn und seine Nähe in Jesus Christus, in den Heiligen,

in den Nothelfern und den Engeln. Sie nimmt die christliche Verheißung von Fülle und Heil, von Gemeinschaft anstelle von Gemeinheit, ernst. Sie nimmt Gott als Schöpfer ernst, und sie nimmt kein Blatt vor den Mund. Und doch ist in dem Verstörenden, Aufstörenden ihrer Dichtung so etwas wie eine heilsame Kraft zu entdecken, eine Frömmigkeit eigener Art. Denn in der Lähmung und Dunkelheit des Schmerzes die eigene Stimme wiederzufinden, kann entscheidend sein für den Weg zurück ins Leben.

Durch den Zorn hindurch

Diesem Weg folgt unser Gedicht, das eher traditionell in fünf vierzeilige Strophen gegliedert ist. Es schreitet rhythmisch und dynamisch in eingängigen vierhebigen Jamben einher. Dynamisch wie der Gedichtfluss zeigt sich in diesem Gedicht das Ich. Mit einem herrischen Ausruf, vorwärtsdrängend in der Alliteration „Herrgott, wie wässrig wird der Wein“ setzt das Gedicht ein. Das Ich dieses Gedichts durchlebt seinen Zorn: „ich pfeife auf mein Stoßgebet / und springe in den Zorn hinein“. Aus diesem heftig erlebten Impuls keimt der Gedanke, dass das Ich vielleicht erst so, im Zorn und durch den Zorn hindurch, Gehör finden kann: *Vielleicht gerät mir so ein Sud, / den jemand sich zu Herzen nimmt? / Ich brauch nicht Metgewürz und Zimt, / nur mich und eine Faust voll Wut.* Im Bild der „alte(n) Füchsin“, die jetzt wohl „ihr Meisterstück“ tanzt, lebt das Ich seine wilden und dämonisch-dynamischen Impulse aus. Erst jetzt macht der Ruf: „Herrgott, versetz mir einen Stoß!“ als kraftvoller Umschlag, nicht als Unterwerfung der eigenen Kraft, einen Sinn und kann tatsächlich als dramatische Wende erlebt werden. *Mein Herz, die Nagelnelke sticht / mich durch und durch um ein Gebet, / die Weide hat sich umgedreht / und schlägt mir zornig ins Gesicht.* Die Naturkräfte, entfesselt und heftig wie das Ich, werden als Aufforderungen gedeutet,

zum Gebet zurückzukehren. Der Wind „zischt das Anfangswort mir zu“. In der letzten Zeile gelingt dem Ich, das seinen Zorn ausdrücken konnte, die Öffnung für die anderen und für die Weite des Gebets: *Ich bete heim: Herr Jesus du, / hilf allen, die verlassen sind.*

Wer war Christine Lavant?

Christine Lavants Leben blieb auf ihre Ursprungslandschaft bezogen. Nur wenige Kilometer von dem Ort Groß-Edling bei St. Stefan im Kärntner Lavant-Tal entfernt, wo sie am 4. Juli 1915 als neuntes Kind einer armen Bergarbeiter-Familie geboren wurde, starb Christine Lavant 1973 in der Kärntner Stadt Wolfsberg: *Denn das ist die Hölle, von der ich als Kind furchtbar träumte, / und sicher schon früher im Leib meiner hungernden Mutter. / Von dort her kommt alles.* (Kunst wie meine ist nur verstümmeltes Leben, S. 97) Die Eltern Anna und Georg Thonhauser zogen ihre fünf überlebenden Kinder unter heute fast unvorstellbar harten Bedingungen auf. Christines Kindheit war durchzogen von Erfahrungen des Ausgesetztseins, des physischen Leidens und der Schuld, die ihr für immer eingeschrieben sein würde. ... *Mir tauch den Essigschwamm / noch einmal in die Bitternis / und tilg in mir den Schlangenbiss, / bring uns den Apfel wieder.* (Kunst wie meine ist nur verstümmeltes Leben, S. 92) Die Armut und der Spott, die alltägliche Verachtung, die diesem hageren, kränklichen, aufgrund der Hauterkrankungen immer wieder verbundenen, ärmlichst gekleideten Mädchen von den vitaleren Bauernkindern entgegenschlug, die Angst vor den Bauern, denen man das Milchgeld, die Eier und das Brot schuldete, die drohende Faust des Bauern – wir können uns das, was Armut, alltägliche, unentrinnbare Armut im ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts bedeutete, nicht kläglich, nicht zwingend, nicht aussichts- und hoffnungslos genug vorstellen.

Der häretische Impuls

Doch in der paradoxen Kraft der Wut gelingt Christine Lavant das fast Unmögliche: Ihr widriges Stiefgeschick hebt sie in ihrer Dichtung „aufs Mutterknie“. Die griechische Bedeutung des Worte „haireo“ ist „ich nehme an mich, ich nehme (für mich) heraus“. Das erlittene Stiefgeschick aufs Mutterknie zu heben bedeutet dann, das eigene Geschick anzunehmen, zu neuem Leben zu kommen. Um Gottes und der Menschen willen soll das Leid ins Wort gebracht werden, denn Schweigen ist Silber, Klagen, Schreien, ja Wüten und Fluchen ist Gold. Klagen können bedeutet kommunizieren können; zugespitzt könnte man sagen, dass echtes Klagen auch eine Form der Geborgenheit darstellt: Ein Gegenüber wird antizipiert, der leidvolle Zustand als beklagenswert erkannt. Der nicht jammernde, sondern der klagende Mensch sieht sich in einem dialogischen Geschehen, wie auch immer dies beschrieben werden mag. Die Lyrik der österreichischen Dichterin Christine Lavant steht exemplarisch für die heilsame Wendekraft der Klage.

Dorothee Sandherr-Klemp

Die anglikanische Kirchengemeinschaft

Rund 85 Millionen Gläubige in 385 Diözesen zählen weltweit zur anglikanischen Kirchengemeinschaft oder anglikanischen Kommunion (englisch Anglican Communion, von lateinisch anglicanus, „englisch“), rund die Hälfte von ihnen lebt in Großbritannien. Ihre Entstehung verdankt sie der reformatorischen Bewegung im 16. Jahrhundert, wobei die anglikanische Kirchengemeinschaft die Kontinuität zur vorreformatorischen Kirche stark betont und sich mehr als notwendige Reform der katholischen Kirche in Großbritannien versteht. Dies zeigt

sich beispielsweise in der ununterbrochenen Zählung der Bischöfe von Canterbury seit der Gründung der Diözese Ende des 6. Jahrhunderts. In der anglikanischen Kirchengemeinschaft verbindet sich ein weites Spektrum von römisch-katholischen als auch evangelischen Traditionen, auch wenn die Kirchengemeinschaft eine bewusst eigenständige Tradition und Theologie entwickelt hat.

Wurzeln im 6. Jahrhundert

Die „Church of England“, die Kirche von England, führt ihre Geschichte zurück bis in römische Zeit. Schon im zweiten Jahrhundert sollen Christen auf die britischen Inseln gekommen sein und Gemeinden gegründet haben. Mit dem Abzug der römischen Soldaten von den britischen Inseln und der Invasion heidnischer Angeln, Jüten, Sachsen und Friesen nahm das Christentum im fünften Jahrhundert jedoch ab. Die im sechsten und siebten Jahrhundert entstandenen sieben Königreiche waren jedenfalls heidnisch geprägt. Papst Gregor der Große (590–604) entsandte schließlich 40 Mönche nach Britannien, an ihrer Spitze Augustinus, Prior des Andreas-Klosters in Rom und nicht zu verwechseln mit dem Kirchenvater Augustinus. Er wurde auf dem Weg in Frankreich zum Bischof geweiht und gründete im Jahr 597 das Bistum von Canterbury. Später wurden noch weitere Bistümer gegründet, die in zwei Kirchenprovinzen, York und Canterbury, aufgeteilt wurden. 601 ernannte der Papst Augustinus zum Erzbischof und Primas von England.

Hinwendung zur Reformation

Als 1534 zwischen König Heinrich VIII. und dem Papst ein heftiger Streit über die Rechtmäßigkeit der königlichen Ehen entstand, erklärten die Bischöfe Englands, in Heinrich und nicht mehr im Papst das Oberhaupt der englischen Kirche zu sehen.

Damit sagte sich die englische Kirche von Rom los. In der Folge dieser Abspaltung setzten sich schließlich in den beiden Kirchenprovinzen Ideen der Reformation durch. In der Liturgie wurde die englische Sprache eingeführt, es entstand das erste „Book of Common Prayer“, das Gebetbuch der anglikanischen Kirchengemeinschaft. Unter Elisabeth I. und den ersten beiden Stuart-Königen kam es zum Streit mit Puritanern, die eine stärker calvinistisch orientierte Theologie verfolgten, und Theologen, die eine mehr katholische Position einnahmen. Dieser Streit gehörte auch zu den Ursachen des englischen Bürgerkriegs. Mit einem neuen Book of Common Prayer (1661) konnte der Streit beigelegt werden. Diese Fassung ist heute noch in Gebrauch, daneben aber werden neuere liturgische Bücher benutzt, in England das ab 2000 erschienene Agendenwerk „Common Worship“. Dadurch bestehen in der Kirchengemeinschaft unterschiedliche Ausprägungen und Strukturen, sowohl bischöflich als auch synodal verfasst, sowohl liturgisch hochkirchlich als auch reformiert schlicht geprägt. Im Zuge der Wanderungsbewegungen und auch der Ausdehnung des britischen Reiches gelangte der Anglikanismus in die ganze Welt. In der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts haben viele anglikanische Kirchen liturgische Reformbewegungen angestoßen, die zu verschiedenen neuen Fassungen des Book of Common Prayer führten. Parallel dazu wurde das Priesteramt auch für Frauen geöffnet. Seit den 1980er-Jahren wurden auch Bischöfinnen geweiht.

Eigenständige „Landeskirchen“

Insgesamt besteht die anglikanische Kirchengemeinschaft heute aus weltweit 40 eigenständigen Provinzen oder „Landeskirchen“, darunter auch anglikanische Kirchen in Afrika, Australien und Amerika. In den Provinzen, denen jeweils ein Primas vorsteht, gibt es weitere Diözesen oder Bistümer. Das Ehrenoberhaupt der anglikanischen Kirche ist als „primus inter

pires“, als Erster unter Gleichen, der Erzbischof von Canterbury. Eine wichtige Einrichtung der Gemeinschaft ist die sogenannte „Lambeth-Konferenz“. In ihr kommen auf Einladung des Erzbischofs von Canterbury seit 1867 etwa alle zehn Jahre die rund 1000 Bischöfe sowie zahlreiche weitere Repräsentanten der anglikanischen Kirche zusammen, um miteinander anstehende Fragen und Themen zu beraten. Vom 23. Juli bis 2. August 2020 findet die 15. Lambeth-Konferenz unter dem Motto „God’s Church for God’s World“ (Gottes Kirche für Gottes Welt) statt. Neben ihr zählen zudem das „Anglican Consultative Council“, auf Deutsch etwa „Anglikanischer Rat“, und das Treffen der Primasse, der ranghöchsten Bischöfe der jeweiligen Provinzen, zu den sogenannten „Instrumenten der Gemeinschaft“ der anglikanischen Kirchengemeinschaft. In Deutschland gibt es ebenfalls anglikanische Gemeinden. Sie entstanden vor allem in Kurorten sowie in Haupt- und Handelsstädten. Heute gehören sie teils zur Diözese in Europa der Kirche von England, teils zur „Convocation of American Churches in Europe“ der Episkopalkirche in den Vereinigten Staaten von Amerika. Zur gemeinsamen kirchlichen Arbeit und Vertretung nach außen haben die rund 1500 Mitglieder in Deutschland 1997 die Anglikanische Arbeitsgemeinschaft gebildet.

Marc Witzemberger

Liturgische Ämter und Dienste

Die schon aufgezeigte Basis, dass die Versammlung der Gemeinde die grundlegende Kategorie des Gottesdienstes und – nach dem präsenten Christus selbst – die Gemeinde die Trägerin der Liturgie ist, hat nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil konkrete Auswirkungen gehabt.

Die „aktive Teilnahme“

Denn bereits das Konzil hat aus dieser Einsicht das Prinzip der aktiven Teilnahme aller formuliert, etwa in Nr. 14 der Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium*: „Die Mutter Kirche wünscht sehr, alle Gläubigen möchten zu der vollen, bewussten und tätigen Teilnahme an den liturgischen Feiern geführt werden, wie sie das Wesen der Liturgie selbst verlangt.“ Begründet wird diese Forderung mit der Taufe, denn durch sie sind die Gläubigen „das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, der heilige Stamm, das Eigentumsvolk“ (1 Petr 2, 9) und somit zur Teilnahme berechtigt wie verpflichtet. Die nachfolgende Liturgiereform kann als Umsetzung dieser Prämisse verstanden werden, vor allem die Einführung der Muttersprache im Gottesdienst, die uns heute selbstverständlich scheint.

Die je eigene Aufgabe

Ein zweites Prinzip folgt daraus, sowohl um der bisherigen reinen Klerikerliturgie ein Ende zu machen als auch um (neue) „Übergriffe“ einzelner Dienste zu verhindern. Entsprechend formuliert die Liturgiekonstitution: „Bei den liturgischen Feiern soll jeder, sei er Liturge oder Gläubiger, in der Ausübung seiner Aufgabe nur das und all das tun, was ihm aus der Natur der Sache und gemäß den liturgischen Regeln zukommt.“ (SC 28) Grundlegend für die Gestalt des Gottesdienstes ist seitdem, dass er ein Zusammenspiel von verschiedenen Ämtern und Diensten ist, die je ihre eigene Berechtigung haben, vielleicht auch eigene Kompetenzen erfordern.

Seitdem sind unsere Gottesdienste von einer Vielzahl von Ämtern und Diensten gekennzeichnet, neben dem Priester etwa der Diakon, die Lektorinnen und Lektoren, die Kommunionhelferinnen und -helfer. Gerade für die Kirchenmusik ist unstrittig, dass für ihren Dienst eine besondere Ausbildung, ein besonderes Talent notwendig ist. Die einzelnen Gläubigen

können ihre unterschiedlichen Gaben in den Gottesdienst einbringen. Wir sprechen bisweilen auch von „Rollen“, die die Einzelnen einnehmen.

Eine wichtige Konsequenz dieses Ansatzes ist, dass nicht mehr ein einziges liturgisches Buch für die Messe existiert, in dem alles steht, weil alles zur Aufgabe des Priesters gehörte, wie dies vor dem Konzil der Fall war. Im *Missale Romanum* standen nämlich nicht nur die Gebetstexte, sondern auch alle Lesungs- und Evangelientexte sowie alle Texte der gregorianischen Gesänge – alle musste der Priester vollziehen. Wenn die Gemeinde aus einem Gesangbuch etwas sang oder Texte mitbetete, dann zählte das theologisch nicht.

Heute haben wir im Messbuch nur noch die Texte des Priesters. Im Lektionar für den Lektor finden sich alle Lesungstexte, im Evangeliar alle Evangelien, die der Diakon feierlich vorträgt. Für den lateinischen Gottesdienst gibt es zum Singen noch das „Graduale“ als eigenes Buch mit gregorianischen Gesängen für die Schola oder den Kantor. Im muttersprachlichen Gottesdienst ist unser Gesangbuch das „Rollenbuch der Gemeinde“, weil durch den Gesang die Gemeinde wesentlich am gottesdienstlichen Geschehen teilnimmt und es trägt.

Das gemeinsame und das besondere Priestertum

Diese Unterscheidung der unterschiedlichen Dienste bedeutet aber keine Nivellierung des Amtes mit seinen Weihestufen (Bischof, Priester, Diakon). Das Konzil hält dies in Nr. 10 der Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* fest: „Das gemeinsame Priestertum der Gläubigen aber und das Priestertum des Dienstes, das heißt das hierarchische Priestertum, unterscheiden sich zwar dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach.“ Zugleich wird aber die Zuordnung zueinander betont: „Dennoch sind sie einander zugeordnet: das eine wie das andere nämlich nimmt je auf besondere Weise am Priestertum Christi teil.“ Im Weiteren

wird als Aufgabe des Amtspriestertums die Leitung der Gemeinde und das Vorstehen in der Feier der Eucharistie hervorgehoben. „Die Gläubigen hingegen wirken kraft ihres königlichen Priestertums an der eucharistischen Darbringung mit und üben ihr Priestertum aus im Empfang der Sakramente, im Gebet, in der Danksagung, im Zeugnis eines heiligen Lebens, durch Selbstverleugnung und tätige Liebe.“

Ämter, Dienste, Rollen

Daraus folgt in der Liturgie ein Zusammenspiel von Ämtern, Diensten und Rollen. Denn Bischof, Priester und Diakon üben ihren Dienst in der Liturgie aufgrund ihres Amtes aus, zu dem sie geweiht worden sind. Während für das Vortragen der Lesung oder die Hilfe bei der Austeilung der Eucharistie der Lektor oder der Akolyth in der alten Kirche eine eigene (niedere) Weihe erhielt, stellte diese ab dem Mittelalter nur noch eine Vorstufe zur Priesterweihe dar. Seit der Liturgiereform wird diese Aufgabe als Dienst verstanden, zu dem beauftragt wird. Daneben sind in unseren Gottesdiensten weitere Dienste und Rollen wie Messdiener/in, Sänger/in, Organist/in usw. anzutreffen, die viele Frauen und Männer, Jungen und Mädchen mit viel Engagement vollziehen.

Besonders wertvoll ist dieses Engagement in jüngerer Zeit, wenn Gläubige – ob offiziell beauftragt oder nicht – gottesdienstliche Aufgaben in einer Situation übernehmen, in der Priester und Diakone gar nicht mehr zur Verfügung stehen. Durch ihren Dienst und ihre Hingabe können so manche Gemeinden weiterhin Wort-Gottes-Feiern oder die Tagzeitenliturgie feiern, wo ansonsten der Gottesdienst ausfallen würde.

Die verschiedenen Dienste vermögen die Qualität der Gottesdienste zu steigern oder zumindest aufrechtzuerhalten. Das gottesdienstliche Geschehen wird vielfältiger, bisweilen bunter. Vor allem aber wird die äußere wie innere Teilnahme aller Mit-

feiernden gefördert. Auf diesen inneren Vollzug, der letztlich durch nichts zu ersetzen ist, kommt es an.

Friedrich Lurz

Seliger des Monats: Wilhelm von Hirsau

Wilhelm von Hirsau gilt als Vater der sogenannten „Hirsauer Reform“ des Klosterlebens im süddeutschen Raum. Mit ihr wurde die Ordensregel des heiligen Benedikt nach dem Vorbild des französischen Benediktinerklosters Cluny, wo die Benediktsregel streng ausgelegt wurde und das geistliche Leben der Mönche vertieft werden sollte, neu belebt. Hirsau zog dadurch im 11. und 12. Jahrhundert zahlreiche Menschen aus allen Gesellschaftsschichten an. Doch auch an zahlreichen anderen Orten setzte sich die von Wilhelm initiierte Reform durch, selbst einige Neugründungen von Klöstern gehen auf die Hirsauer Reform zurück. Mehr als 120 Klöster, überwiegend im südwestdeutschen Raum, aber auch in den heutigen Gebieten von Hessen, Thüringen und Nordrhein-Westfalen, schlossen sich der Bewegung an, darunter bekannte Klöster wie Alpirsbach, Comburg oder Zwiefalten. Auf die Hirsauer Reform geht auch eine eigene Klosterarchitektur zurück, die als „Hirsauer Baustil“ bekannt geworden ist. Hier dominieren Strenge und Klarheit, die Kirchen wurden in Form einer Säulenbasilika mit flacher Decke und ohne Unterkirche oder Krypta errichtet. Im Chor wurde ein eigener Bereich für Laienbrüder eingerichtet.

Kindheit im Kloster

Wilhelm kam schon sehr früh mit dem Klosterleben in Berührung. Vermutlich um 1026 in Bayern geboren, wurde er sehr

bald dem Kloster St. Emmeram in Regensburg als „puer oblatus“ (gottgeweihter Junge) übergeben. Er fiel schnell durch seine rasche Auffassungsgabe auf und entwickelte sich zu einem hervorragenden Gelehrten. Seine Schwerpunkte lagen zunächst auf dem sogenannten Quadrivium, den vier Grunddisziplinen des damaligen Studiums, nämlich Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Insbesondere im Bereich der Astronomie eignete sich Wilhelm großes Wissen an. So soll er eine astronomische Uhr entwickelt haben, die damals für großes Aufsehen sorgte. Aber auch die Musik gehörte zu seinen Leidenschaften. Er baute eine besondere Flöte und komponierte. Wilhelm veröffentlichte in dieser Zeit einige Schriften auf diesen beiden Gebieten.

Abt in Hirsau

So war es schließlich keine Überraschung mehr, dass der begabte und bekannte Wilhelm im Jahr 1069 zum Abt von Hirsau berufen wurde. Als Wilhelm nach Hirsau kam, erfuhr er von der unrechtmäßigen Absetzung seines Vorgängers und nahm den Abtstitel nicht an, solange dieser noch lebte. Erst am 2. Juni 1071, am Fest Christi Himmelfahrt, wurde er vom Bischof von Speyer auch offiziell als Abt im Kloster eingeführt. Dabei setzte Wilhelm von Beginn an einige politische Akzente. Er verlangte die volle Freiheit und Unabhängigkeit seines Klosters vom Grafen von Calw, was er sich nach einigen Auseinandersetzungen mit dem Grafen schriftlich beurkunden ließ. Und Wilhelm reiste sogar nach Rom, um diese Privilegien vom Papst bestätigen zu lassen. In Rom soll er schwer krank geworden sein, sodass er erst nach mehr als fünf Monaten wieder in sein Kloster zurückkehren konnte. Sicher ist, dass er in dieser Zeit eine enge Beziehung zu Papst Gregor VII. aufbaute und sich im sogenannten Investiturstreit, in dem Papst und Kaiser um das Recht der Einsetzung von Bischöfen stritten, eindeutig auf die Seite des

Papstes stellte. Wilhelm wurde von einigen Biografen Gregors VII. als einer der vier wichtigsten Unterstützer des Papstes angesehen. Im Kloster Hirsau trafen sich daher auch einige Anhänger Gregors, die sich mit Wilhelm absprachen und planten, wie sie den Papst unterstützen könnten. Auch wenn Wilhelm offenbar recht aufbrausend und streitbar war, ging es ihm nie um sich selbst, sondern er betonte stets, dass „die Sache Gottes“ vorangebracht werden müsse.

Hirsauer Reform

Wilhelm war der erste Abt, der von Deutschland aus direkt mit dem Kloster in Cluny Beziehungen aufnahm. Er selbst beschreibt dies in den „Constitutiones Hirsaugienses“, in denen er die Benediktsregel auslegte und weitere Reformen für das Klosterleben beschrieb. Für die Klosterbrüder forderte Wilhelm größere Disziplin und Konzentration auf das geistliche Leben und das Gebet. Daher nahm er auch Laien auf, die als Brüder im Kloster vor allem körperliche Arbeit verrichteten. Wilhelm hatte großen Einfluss auf zahlreiche bestehende Klöster. Er gründete auch weitere Tochterklöster von Hirsau, in denen die Reform von Beginn an umgesetzt wurde, darunter St. Georgen und Blaubeuren. In Hirsau nahm die Zahl der Mönche so enorm zu, dass ein Neubau nötig wurde. Rund neun Jahre wurde an dem neuen Kloster gebaut, doch Wilhelm erlebte die Übersiedlung der Brüder nicht mehr. Wenige Wochen nach der Einweihung der neuen Kirche durch Bischof Gebhard von Konstanz starb Wilhelm, vermutlich am 5. Juli 1091. Sein Gedenktag wurde aber aufgrund anderer Quellen auf den 4. Juli festgesetzt.

Marc Witzenbacher

Ausgrabungsdokumentation St. Leonhard Frankfurt

Seit ihrer 800-Jahr-Feier im August 2019 ist sie wieder für die Öffentlichkeit zugänglich: die Kirche St. Leonhard in der Frankfurter Altstadt, an der Mainuferpromenade und unweit vom Römerberg gelegen. Sie ist die älteste der acht Frankfurter Altstadtkirchen, eine im heutigen Zustand fünfschiffige Hallenkirche mit drei Chor- und verschiedenen weiteren Anbauten.

Umfangreiche Sanierung

Während ihrer 2009 begonnenen Innensanierung bestand erstmals die Möglichkeit, eine systematische archäologische Untersuchung in ihr durchzuführen. Sie erstreckte sich nicht nur auf die umfangreiche und teils komplizierte Baugeschichte der Kirche, sondern neben erstaunlichen kunstgeschichtlichen Funden insbesondere auch auf die verschiedenen Gräber, die in ihrem Verlauf zutage gefördert wurden.

Dokumentation der Ergebnisse

Die Ergebnisse der baugeschichtlichen und anthropologischen Untersuchungen (nicht die der kunstgeschichtlichen) sind nun in einem äußerst detailreichen Band dokumentiert, der vom Denkmalamt der Stadt Frankfurt am Main herausgegeben, 2019 im Frankfurter Druck- und Medienhaus Henrich erschienen ist. Fünf namhafte Autorinnen und Autoren tragen darin Erkenntnisse zusammen, die nicht nur ein hoch komplexes Bild des Kirchengebäudes ergeben. Auch die systematische Erforschung der mehr als 100 (!) darin bestatteten Männer, Frauen und Kinder lassen faszinierende Rückschlüsse auf die Lebensweise der Frankfurter Oberschicht zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert zu. Der prächtig ausgestattete Band steht beispielhaft für

heutige historische Forschung, die wesentliche Einsichten auch naturwissenschaftlicher Methoden verdankt.

Johannes Bernhard Uphus

Andrea Hampel, Kurt W. Alt, Petra Held, Franziska Martens, Lioba Renner, St. Leonhard in der Frankfurter Altstadt. Archäologie, Anthropologie, Druck- und Medienhaus Henrich, Frankfurt 2019, 29,7 x 21 cm, 296 S., ISBN 978-3-96320-003-8, 31,00 € (D), 31,90 € (A)

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.

Olympische Spiele in Japan

Wenn am 24. Juli in Tokio die 32. Olympischen Sommerspiele der Neuzeit starten, bringen sie einige Neuerungen mit sich, unter anderem neue Sportarten, in denen erstmals bei den Spielen um Medaillen gekämpft wird. Auch bei den Medaillen gehen die Japaner neue Wege. Erstmals sind die Medaillen aus Recycling-Material gefertigt. Doch begegnen sich bei den Olympischen Spielen nicht nur Athleten aus allen fünf Kontinenten, aus mehr als 200 Nationen und aus den unterschiedlichsten Gesellschaften, Kulturen und politischen Systemen. Auch verschiedene Weltreligionen treffen aufeinander.

Versöhnung zwischen Menschen und Völkern

Schon bei der Begründung der Olympischen Spiele der Neuzeit war die Religion nicht außen vor, im Gegenteil. Der französische Baron Pierre de Coubertin war selbst sportbegeistert und aus seinem christlichen Glauben heraus von der Idee überzeugt, dass der Sport und der faire Wettkampf zwischen Nati-

onen nicht nur wichtig für den Körper und die Seele ist, sondern auch für das Miteinander der Menschen und der Völker. Deshalb wollte er die Wettkämpfe der Antike wieder ins Leben rufen und trug bei einer internationalen Sportkonferenz in Paris im Jahr 1894 seine Idee vor. Die Konferenz war begeistert: Noch im selben Jahr wurde das Internationale Olympische Komitee (IOC) gegründet, das die Olympischen Spiele der Neuzeit organisiert. Und schon zwei Jahre später, im April 1896, fanden die ersten Olympischen Spiele der Neuzeit in Athen statt. Während damals 250 Athleten in neun Disziplinen antraten und 60 000 Zuschauer meist aus Griechenland dabei waren, messen sich in Tokio rund 10 000 Sportlerinnen und Sportler in 51 Disziplinen, so viel wie nie zuvor. Frauen nehmen erst seit den zweiten Spielen im Jahr 1900 in Paris an den Wettkämpfen teil. Seit 1896 finden die Wettkämpfe auch nach der antiken Tradition alle vier Jahre statt. Seit 1924 kamen auch die Olympischen Winterspiele dazu, die zunächst im gleichen Jahr und seit 1994 im zweijährigen Wechsel mit den Sommerspielen ausgetragen werden.

Entscheidung für Tokio

Austragungsort der Spiele vom 24. Juli bis 9. August ist die japanische Hauptstadt Tokio, zum zweiten Mal nach 1964. Sie hatte sich im September 2013 gegen Istanbul und Madrid durchgesetzt. Wie bei der Vergabe der vorherigen Spiele wurden auch dieses Mal Korruptionsvorwürfe erhoben. Vermutlich nicht zu Unrecht, so musste im Laufe des Auswahlverfahrens der Präsident des Leitathletikweltverbandes aufgrund einiger diesbezüglicher Vorwürfe zurücktreten. Doch wurde die japanische Metropole dennoch ausgewählt. Zahlreiche Schwierigkeiten begleiteten auch die weiteren Vorbereitungen. Für den Neubau des zentralen Stadions hatte man sich zunächst für einen futuristischen Entwurf der aus dem Irak stammenden Architektin

Zaha Hadid entschieden. Als sich die Kosten mehr als verdoppelten und damit auf mehr als zwei Milliarden Euro belaufen sollten, stoppte Premierminister Shinzo Abe im Jahr 2015 die Planungen. Den Zuschlag einer neuen und kostengünstigeren Variante erhielt der japanische Architekt Kengo Kuma. Unter hohem Zeitdruck setzte er den Bau mit viel japanischem Holz um, der im Dezember 2019 eröffnet werden konnte.

Medaillen aus Recycling-Material

Für die Medaillen der Athletinnen und Athleten haben die japanischen Planer auf Nachhaltigkeit gesetzt. Die erforderlichen Edelmetalle wurden komplett aus alten Elektrogeräten gewonnen, darunter mehr als 6,2 Millionen gebrauchte Smartphones, die von der Bevölkerung gesammelt wurden. Für die 5 000 Medaillen wurden insgesamt 32 Kilo Gold, 3,5 Tonnen Silber und 2,2 Tonnen Bronze benötigt. Nachhaltigkeit wird aber auch in anderen Bereichen großgeschrieben. Die olympische Fackel brennt zu großen Teilen aus recyceltem Material, das aus Gebäuden stammt, die bei Erdbeben zerstört wurden. Dies spielt auch beim traditionellen Lauf der olympischen Flamme eine Rolle. Nachdem die Fackel im griechischen Olympia entzündet worden ist, startet der Lauf in Japan in Fukushima, wo sich im Jahr 2011 aufgrund eines Erdbebens der katastrophale Reaktorunfall ereignete.

Neue Sportarten

In neun Sportarten werden erstmals Medaillen vergeben, darunter Baseball für Männer und Softball für Frauen, Karate, Skateboarden, Surfen und Sportklettern. Karate hatte Japan selbst vorgeschlagen, da dieser Sport im Austragungsland entstanden ist und eine lange Tradition hat. Neben Taekwondo und Judo gehört mit Karate nun der dritte Kampfsport zu den

olympischen Disziplinen. Auch deutsche Sportlerinnen und Sportler treten in einigen der neuen Disziplinen an. Zum Team der deutschen Sportlerinnen und Sportler gehören auch Seelsorger der beiden großen Kirchen, die mit Gottesdiensten, Gesprächen und verschiedenen Angeboten die Athleten in dieser extremen Situation begleiten.

Marc Witzenbacher

Carl Orff vor 125 Jahren geboren

Seit Generationen prägen die sogenannten „Orff-Instrumente“ den schulischen Musikunterricht und die musikalische Erziehung in verschiedenen Bereichen. Die Bezeichnung des unter anderem Xylophon, Glockenspiel, Trommeln und Becken umfassenden Instrumentariums geht auf den deutschen Komponisten und Musikpädagogen Carl Orff zurück.

Lust an der Musik

Carl Orff, am 10. Juli 1895 in München geboren, hat schon früh seine musikalische Begabung ausleben können. Mit fünf Jahren erhielt er Klavier- und Cellounterricht. Schon als Kind komponierte er einige Stücke. Besonders lag ihm das Musizieren in der Gruppe. Als Schüler des Wittelsbacher-Gymnasiums in München begleitete er das Schulorchester auf der Orgel, dem Klavier oder Harmonium und sang auch im Schulchor, wo er oft Solopartien als Sopran übernahm. Zudem sang er im Kirchenchor mit und übte zu Hause Opernpartien ein, während seine Mutter ihn am Klavier begleitete. Ein Besuch der Oper „Der fliegende Holländer“ von Richard Wagner soll ihn so erregt haben, dass er tagelang nicht ansprechbar war, bis er erneut mit der Klavierpartitur die Oper besuchen konnte. Von 1913 an studier-

te Orff an der Königlichen Akademie der Tonkunst in München und widmete sich daneben der Musikpädagogik. Nach seinem Einsatz im Kriegsdienst 1917–1918 übernahm er in München, Mannheim und Darmstadt Positionen als Kapellmeister und studierte schließlich 1921 und 1922 in München Komposition bei Heinrich Kaminski.

Musik mit Bewegung und Tanz

Die Musikpädagogik blieb seine große Leidenschaft. 1924 gründete er gemeinsam mit Dorothee Günther eine Ausbildungsstätte des „Bundes für freie und angewandte Bewegung e. V.“, in der junge Menschen in den Bereichen Gymnastik, Rhythmik, Musik und Tanz ausgebildet wurden. Carl Orff leitete die Musikabteilung, wo er versuchte, das musikalisch-rhythmische Gefühl aus der Bewegung heraus zu prägen. So entwickelte er gemeinsam mit seiner Mitarbeiterin Gunild Keetman ein neues Modell für Musik- und Bewegungserziehung: das Orff-Schulwerk, das mit eigenen Instrumenten und eigenen Kompositionen das rhythmische Gefühl entwickeln soll.

Carmina Burana

Sein untrügliches eigenes Gefühl für Rhythmik und die enorme Wirkung von Rhythmus sowie eingängigen Melodien hat Carl Orff in seinem bekanntesten Werk, den „Carmina Burana“, gezeigt. Die „Gesänge aus Benediktbeuern“ sind Neuvertonungen einiger Lieder aus dem 11. und 12. Jahrhundert, die in dem Kloster zu Beginn des 19. Jahrhunderts entdeckt worden waren. Orff stieß 1934 auf eine alte Ausgabe der Carmina Burana. Von einem jungen Altphilologen unterstützt, hat Orff 24 der Texte zu einem Libretto zusammengefügt, hauptsächlich in Latein sowie in Mittelhochdeutsch und Altfranzösisch. Dabei handelt es sich um eine große Bandbreite von Motiven, vor allem welt-

liche Themen kommen dabei zur Sprache: der rasche Wechsel von Glück und Unglück, die Flüchtigkeit des Lebens, aber auch die Freude über den Frühling sowie die Genüsse und Gefahren von Völlerei, Glücksspiel und Wollust. Orff vertonte die Texte nach den damals bekannten Stilmerkmalen des Mittelalters. Auch wenn die Carmina Burana oft als „szenische Kantate“ bezeichnet werden, verstand Orff selbst sein Werk weder als Oper noch als Oratorium oder Kantate, jedoch ist das Werk mehr für eine konzertante als eine szenische Aufführung angelegt.

Umstrittenes Verhältnis zum Nationalsozialismus

Carl Orff wird bis heute vorgehalten, sich während des Nationalsozialismus nahezu unpolitisch verhalten zu haben. Offenbar interessierte sich Orff auch nicht für die Politik. Gleichwohl arrangierte er sich mit den Machthabern, um sich ungestört seiner Musik widmen zu können. Und es gefiel ihm, als einer der bedeutendsten Komponisten seiner Zeit hofiert zu werden. 1944, in der Endphase des Zweiten Weltkriegs, wurde Orff von Hitler auf einer „Gottbegnadeten-Liste“ genannt, weshalb er vom Wehrmachts- und Arbeitseinsatz an der Heimatfront freigestellt war, nicht zuletzt wegen des aus der Sicht der Machthaber unbedingt schützenswerten „deutschen Kulturerbes“. Orff übernahm einige kompositorische Aufträge der Machthaber, darunter den Einzug und Reigen der Kirche bei der Eröffnung der Olympiade 1936 in Berlin. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde Orff als Mitläufer eingestuft. Seiner musikalischen Karriere tat dies keinen Abbruch. In den 1950er-Jahren veröffentlichte er einige neue Bände des Orff-Schulwerks und komponierte auch 1972 bei den Olympischen Spielen in München den Gruß der Jugend. Insgesamt war Carl Orff vier Mal verheiratet, unter anderem von 1954 bis 1959 mit der Schriftstellerin und Pädagogin Luise Rinser. Nach langer Krankheit starb Carl Orff am 29. März 1982 in München. Der Trauer-

gottesdienst in der Münchener Theatinerkirche, den Abt Odilo Lechner leitete, wurde von Mozarts Requiem begleitet. Beigesetzt wurde Orff in der Klosterkirche Andechs, für einen Nichtadligen und Nichtgeistlichen eine ungewöhnliche Ehre. Seine Asche liegt unter einer Platte mit seinem Namen und einem Kreuz. Über dem Grab ist eine Wandtafel angebracht mit der Inschrift „Summus finis“ (lat. „das höchste Ziel“).

Marc Witzemberger

150 Jahre Deutsch-Französischer Krieg 1870–1871

Im Juli 1870 begann der Deutsch-Französische Krieg, der bis 1871 andauerte. Der Konflikt zwischen Frankreich und dem Norddeutschen Bund unter der Führung Preußens sowie den mit ihm verbündeten süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt hinterließ über viele Jahre tiefe Spuren im Verhältnis der beiden Nationen.

Letzter der Einigungskriege

Der Krieg mit Frankreich war nach dem Deutsch-Dänischen Krieg 1864 und dem Deutschen Krieg 1866 der dritte und letzte der deutschen Einigungskriege. Noch während des Krieges traten Baden, Bayern, Württemberg und Hessen-Darmstadt dem Norddeutschen Bund bei und legten damit die Grundlage für das Deutsche Reich. Gegründet wurde es mit der Verfassung vom 1. Januar 1871. Sein Oberhaupt, der preußische König Wilhelm I., nahm zusätzlich den Titel „Deutscher Kaiser“ an. In Frankreich wurde durch den Krieg die Monarchie abgeschafft. Der Krieg besiegelte auf viele Jahre hinweg den Riss zwischen

den benachbarten Nationen. Frankreich wurde zum „Erbfeind“ erklärt, in Frankreich entstand vor allem durch den Verlust Elsass-Lothringens ein gegen Deutschland gerichteter Revanchismus. Es grenzt an ein Wunder, dass nach diesem Krieg und den weiteren Auseinandersetzungen im Ersten und Zweiten Weltkrieg Deutschland und Frankreich sich wieder annäherten und ihre Freundschaft bekräftigten.

Thronfolgefrage war Auslöser

Der Streit zwischen Frankreich und Preußen um die Frage, ob ein Hohenzollernprinz den spanischen Thron beanspruchen und damit eine preußische Übermacht in Europa entstehen könnte, führte am Ende zahlreicher Provokationen schließlich zu der militärischen Auseinandersetzung. Mit einigen technischen Entwicklungen, die in diesem Krieg erstmals zum Einsatz kamen, konnte man schon die Schrecken der Kriegsführung des 20. Jahrhunderts erahnen. Durch die moderne Presse war die Bevölkerung über den Verlauf aktuell informiert. Auch die medizinische Versorgung spielte eine wichtige Rolle: Nicht zuletzt führte der schlechtere Impfschutz der französischen Soldaten zur Niederlage, da sich zu dieser Zeit schwere Seuchen in Frankreich ausbreiteten. Offiziell endete der Krieg, bei dem rund 190 000 Soldaten ihr Leben verloren, am 10. Mai 1871 mit dem sogenannten Frieden von Frankfurt.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

August 2020

Mit den Psalmen
dichten

Ich will dem HERRN singen in meinem Leben,
meinem Gott singen und spielen,
solange ich da bin.

Psalm 104 – Vers 33

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Marienkronung

Jean Fouquet, Stundenbuch des Étienne Chevalier,
Tours, um 1452–1460,
Musée Condé, Chantilly, Ms 71, fol. 13r,
© bpk / RMN – Grand Palais / René-Gabriel Ojéda

Mit Jean Fouquet (um 1420 – um 1481) erreichte die französische Malerei des 15. Jahrhunderts einen Höhepunkt. Der Künstler, der sowohl aus der französischen als auch der flämischen und der italienischen Malerei schöpfte (als junger Maler verbrachte er mindestens drei Jahre in Italien), hat auch als Tafelmaler gearbeitet, der Schwerpunkt seines Wirkens lag aber auf der Buchmalerei. Sein Hauptwerk ist das Stundenbuch für Étienne Chevalier (um 1410–1474), Sekretär und Finanzminister von König Karl VII. von Frankreich. Chevalier war als königlicher Hofbeamter zu großem Einfluss und Reichtum gelangt und wollte dies durch die Beauftragung eines entsprechend prächtigen Stundenbuchs dokumentieren.

Dieses Stundenbuch muss eine der schönsten Handschriften des 15. Jahrhunderts gewesen sein, doch es erlitt ein schlimmes Schicksal. Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Miniaturen auf barbarische Weise aus dem Buch herausgeschnitten und auf Holztafeln geklebt. Die Textseiten gingen bis auf zwei verloren. Die 47 erhaltenen Miniaturen sind heute auf mehrere Museen und Bibliotheken verteilt. Wie das Buch einmal ausgesehen hat, kann heute nicht mehr sicher rekonstruiert werden. Trotzdem kann jede der erhaltenen Miniaturen als ein eigenständiges Kunstwerk gewürdigt werden.

Unser Titelbild zeigt die Krönung der Gottesmutter im Himmel, die im Stundenbuch die Komplet des Marienoffiziums einleitete. Von der prächtigen Thronbank, auf der Gott Vater und der Heilige Geist noch sitzen, ist Christus aufgestanden, um seiner vor ihm knienden Mutter die Krone auf das Haupt zu setzen.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Welchen Einfluss die Psalmen auf die Literatur ausgeübt haben, lässt sich kaum überschätzen (siehe S. 355–358). Die großen jüdischen Dichterinnen und Dichter des 20. Jahrhunderts spiegeln in ihren Werken die Sprachform der Psalmen ebenso wider wie ein Rainer Maria Rilke, der mit der traditionellen katholischen Frömmigkeit seiner Jugend wenig zurechtkam, aber in den Psalmen Zuflucht fand. In jüngster Zeit sind mir besonders die Psalmen Uwe Kolbes aufgefallen (S. Fischer Verlag 2017, siehe S. 286 f.), der in der DDR areligiös aufgewachsen ist. „Dies sind Psalmen eines Heiden, der Gott verpasste, weil keiner bei dem Kinde ging, der sagte, hörst du die Stimme?“, schreibt Kolbe in seinem Geleitwort (7f.). Er habe in Seen schwimmen gelernt und sei auf Bäume geklettert, um möglichst lang oben zu bleiben, „weit weg von allem“ (8); irgendwann habe er Gedichte geschrieben. „Und all das Schweigen in dem, was ich schrieb, das darin Verschwiegene, das allerdings immer damit Gesagte ... galt von Anfang an dem größeren Gegenüber.“ Dies habe er lange nur zwischen den Zeilen seiner Gedichte stehen lassen, habe die Poesie an die banale Zeit, die Stadt, die Götzen verraten. So sind seine Psalmen nun keine Lieder, auch nicht recht Gebete, sondern „Ansprache dessen, der Gott traf, an ihn, an Gott in seinen tausend Gewändern“ (7). Mir sind sie so besonders nahegekommen: als Zeugnisse eines, der, trotz allem, Gott gefunden hat, ohne sich freilich darum gleich als Christ zu sehen.

Und nun? Mit Psalmen dichten? Weisen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, den Gedanken bitte nicht gleich von sich. Nehmen Sie sie mit. Nehmen Sie in Acht, was Sie anspricht. In den Psalmen, und in der Wirklichkeit. Lauschen und erkennen, schauen und – *erzählen* Sie.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Maria als Königin, Braut und Mutter

Am 15. August feiert die Kirche das Fest Mariä Aufnahme in den Himmel. Seit dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts hat die abendländische Kunst versucht, Bilder für dieses Geheimnis zu finden, und hat den Bildtypus der Auferweckung der Maria durch Engel und der Krönung Marias durch Christus gefunden. Beispiele für beide Bildtypen sind in der französischen Kathedralplastik zu finden, z. B. am Marienportal von Notre-Dame in Paris (1210–1220). Die Marienkrönung ist dann vor allem in Italien im 14. Jahrhundert weiterentwickelt worden (z. B. von Giotto), später dann auch in Frankreich und in Deutschland. Diese Einflüsse hat Jean Fouquet aufgenommen und ein besonders eindrucksvolles Beispiel dieses Bildtypus geschaffen. Er macht etwas sichtbar, ja in seiner perfekten Darstellung der verschiedenen Materialien fast schon greifbar, was eigentlich in der Jenseitigkeit des Wesens Gottes geschieht, menschlichen Blicken entzogen ist und sich nur dem Glauben enthüllt.

Drei Personen

Die Zahl drei hat in der Miniatur eine besondere Bedeutung: Drei fast identische Personen in weißen Gewändern bilden die Hauptfiguren. Drei Thronsitze sind auf einer goldenen, prachtvoll geschmückten Bank zu sehen. Deren oberen Abschluss bilden kleine goldene Engel, die goldene Girlanden über einem mehrfach gestuften, hervorkragenden Gebälk tragen. Auf der Bank und unter den Füßen liegen drei grüne Kissen und an der Rückwand drei bunte gerahmte Flächen, die von vier goldenen Pilastern getrennt werden. Auf beiden Seiten sind drei Engelchöre übereinander in Rot, Orange und Blau dargestellt.

Drei Stufen führen zur Thronbank, auf dem Fußboden davor sind auffällig 3 x 3 runde Muster zu sehen. Der ganze Himmel scheint von der Zahl drei widerzuhallen, wir werden immer wieder daran erinnert, dass drei Personen Gott sind: Vater, Sohn und Heiliger Geist.

Dabei sind die drei Personen in den weißen Gewändern kaum voneinander zu unterscheiden. Ihre Gesichtszüge, die Haare und der Bart sind sehr ähnlich. Alle drei tragen einen goldenen Reif mit Kreuz als Nimbus. Die einfachen, aber elegant in Falten fallenden Gewänder sind am Hals mit einer goldenen Borte geschmückt. Die Füße der göttlichen Personen sind nackt. Zwei Personen sitzen auf der Bank, halten die Rechte zum Segen erhoben und in der Linken einen goldenen Reichsapfel als Zeichen ihrer Macht. Es ist klar, dass es der Vater und der Heilige Geist sind, denn der Vater muss in der Mitte sitzen und Christus zu seiner Rechten (vgl. z. B. Mk 16, 19). Der Sohn aber ist aufgestanden (den Reichsapfel hat er auf dem Thron liegen gelassen), die drei Stufen hinabgestiegen und in die Mitte des prächtig ornamentierten Fußbodens geschritten. Dort erwartet ihn Maria, seine menschliche Mutter, die nach ihrem Tod in den Himmel erhoben wurde. Sie kniet demütig vor ihrem Sohn; ihr blauer, von Gold durchwirkter Mantel ist kunstvoll auf dem Fußboden ausgebreitet. Sie hält die Hände gefaltet und senkt den Blick zur Erde. Das goldene Haar fällt ihr bis tief in den Rücken. Den Kopf umgibt ein goldener Reif als Nimbus. Christus hält eine prächtige goldene Krone mit beiden Händen über ihr Haupt und wird seine Mutter im nächsten Moment krönen.

Wie der Maler sich die folgende Stellung Marias im Himmel vorstellt, zeigt uns eine andere Miniatur aus demselben Stundenbuch, wo Maria auf einem eigenen Thron seitlich vor dem göttlichen Dreisitz Platz genommen hat (vgl. MAGNIFICAT Juni 2017).

Braut und Mutter

Ein solches Bild der Marienkrönung ist nicht erklärbar ohne die Brautmystik, wie sie schon im Alten Testament zum Ausdruck kommt. Psalm 45 könnte Jean Fouquet in besonderer Weise im Ohr geklungen haben, als er diese Miniatur malte: „Königstöchter gehen dir entgegen, die Braut steht dir zur Rechten im Schmuck von Ofirgold. (...) Der König verlangt nach deiner Schönheit; er ist ja dein Herr, wirf dich vor ihm nieder! (...) goldgewirkt ist ihr Gewand und reich gemustert“ (Ps 45, 10.12.14). Besonders das Hohelied erzählt die Liebe zwischen Braut und Bräutigam mit ergreifend lebendigen Bildern. Die kirchliche Tradition hat darin immer einen Spiegel der Liebe zwischen Gott und seiner Kirche gesehen. Die Kirche wurde so als Braut Gottes verstanden. Da Maria wiederum Symbol der Kirche ist, kann auch sie als Braut Gottes beschrieben werden. Sie ist Braut Gottes und gleichzeitig auch Mutter Gottes. Auf dem Krönungsbild nimmt Christus seine Braut als Himmelskönigin in sein Reich auf und gibt ihr Anteil an seiner Herrschaft, weit mehr als allen anderen Heiligen. Maria wird so zur „Regina coeli“, zur Himmelskönigin. Dementsprechend ist auch der Hintergrund hinter der Thronbank blau (er konnte bei so viel Gold auch nicht golden sein) und charakterisiert den Himmel als Wesensraum Gottes.

Wende uns dir zu

„CONVERTE NOS DEUS SALUTARIS N[OSTE]R [E]T AVERTE IRA[M]“ (Wende dich uns zu, du Gott unseres Heils, lass von deinem Unmut [gegen uns] ab, Ps 85, 5). Dieser Vers steht in goldener Majuskelschrift auf blauem Grund unterhalb der Miniatur (*siehe Innenkarte*). Mit dieser Antiphon wurde früher im Stundengebet die Komplet eröffnet. Der lateinische Text spricht eigentlich davon, dass Gott uns zu sich bekehrt. Dies ist der wichtigste Gedanke, wenn wir mit der Komplet den Tag zurück-

legen in Gottes Hand: Wir sehen, was gelungen und was nicht gelungen ist; wir legen es voll Vertrauen in Gottes Herz und bitten ihn um Vergebung und um einen neuen Anfang mit einem neuen Tag. Wir können uns aus eigener Kraft nicht immer zu ihm bekehren, aber wir können ihn bitten, dass er uns sich zuwendet und dass wir so immer ausgerichtet bleiben auf ihn hin.

Maria kann uns für diese Haltung ein Vorbild sein, da sie mit ihrem „Mir geschehe, wie du gesagt hast“ (Lk 1,38) ihm die Möglichkeit gibt, aus ihr den vollkommenen Menschen zu machen. So ist sie von ihm vollendet worden nach ihrem Tod und kann für uns wie ein Leuchtturm sein, der uns zeigt, wohin wir alle unterwegs sind: in die Fülle des Lebens bei Gott.

Heinz Detlef Stäps

Möge ihm mein Dichten gefallen

Das poetische Gotteszeugnis des 104. Psalms

Den Text des Psalms finden Sie auf den Seiten 18–19, 23–24 und 31–32.

Als weisheitlicher Schöpfungshymnus wird der 104. Psalm bezeichnet. Um wessen Weisheit geht es? Um die Weisheit Gottes selbst, der das staunenswerte Welt-Wunder, diese Wunder-Welt, sicher gegründet, schön gefügt und in sich gut und fein abgestimmt hat. Gott, der Dichter und Erdenker, der Retter und Lenker, der Erhalter der Welt. Er hat alles ersonnen, alles begonnen, ins Leben gerufen. Alle Welt hat er ins Werk gesetzt.

Der erste Vers öffnet mit dem Staunen über die Größe des Herrn. Alles beginnt mit einer Selbstaufforderung des Sprechers an seine „Seele“, sein Leben, zum Gotteslob. Die Verse 2–32 bilden das Hauptstück. Am Ende ruft sich das sprechende Ich abermals zum Gotteslob auf, Lob mit langem Atem, das so wahr und so schön ist, dass Gott sich darüber freuen kann.

Alles, was lebt

Niederschläge phönizisch-kanaanäischer, ägyptischer und assyrisch-babylonischer, aber auch spezifisch israelitische Überlieferungen zu den Themen: Errichtung des Kosmos als fest gegründetes Lebenshaus (*creatio prima*, lateinisch: erste, uranfängliche Schöpfung) und: der Gott-König als Mittler des Lebens und Ernährer seines Reiches (*creatio continuata*, lateinisch: fortwährende, das Leben erhaltende Schöpfung) sind in unserem Psalm allgegenwärtig. In vielen lebendigen Details wird eine dreigliedrige Welt vor Augen geführt: der Himmel (V. 2b–4), die Erde (V. 5–23) und das Meer (V. 25–26). Jubelnde Einladung zu froher, frommer, befreiender „Weltanschauung“,

die sich in der Einsicht bündeln lässt: Alles, was lebt, verdankt sich der freigiebigen Hand, dem liebend zugeneigten Angesicht und dem belebenden Atemhauch Gottes.

Du spannst den Himmel aus wie ein Zelt

Großer Gott! Ja, der biblische Gott ist groß. In königlichem Ornat und umgeben von majestätischem Lichtglanz thront er, unvergleichlicher König aller Götter und aller Welt. Den Himmel schafft er als Ort, von dem aus er wirkt. Sein Königspalast, Thronwagen und Hofstaat dienen dem Leben.

Du hast den Wassern eine Grenze gesetzt

Die Verse 5–9 schildern die Gründung und Sicherung der Erde inmitten des Chaoswassers, das sie umgibt. Wie in Genesis 1 steht im Hintergrund die Vorstellung, dass die Welt vor der Schöpfung ein Chaosmeer war, aus dem der Schöpfer dann die Erde als trockenes Land, gegliedert in Berg und Tal, auftauchen lässt. Wasser erhält Leben, aber Wasser ist auch lebensgefährlich. Doch der Schöpfer hat „den Wassern eine Grenze gesetzt“. Sie werden nie wieder zur Chaos-Flut werden, in der der Kosmos, die ganze geschaffene Welt, versinkt: „nie wieder sollen sie die Erde bedecken“ (V. 9).

Aus deinen Wolken wird die Erde satt

Der Schöpfer wird in den Versen 10–18 als guter und großzügiger König gefeiert, der aus dem himmlischen Wasservorrat die Erde in ihren landschaftlichen Besonderheiten versorgt. Die Erde wird so zu einem faszinierenden, facettenreichen Lebenshaus für Tiere und Menschen. Da ist die unbearbeitete Natur, das Wildland „zwischen den Bergen“ (V. 10). Die folgenden Verse schauen auf das Acker- und Kulturland, „Brot“, „Wein“

und „Öl“ (V. 14 f.) als Heilsgaben für Alltag und Festtag werden gerühmt. Dann kommt die unbearbeitete Natur wieder in den Blick, die „hohen Berge“ (V. 18) mit ihrer einzigartigen Tier- und Pflanzenwelt. „Zedern des Libanon“ und „Zypresen“, „Storch“, „Steinbock“ und „Klippdachs“ werden genannt. Landschaft (Berge und Felsen), Pflanzen und Tiere sind vom Schöpfer fein und fürsorglich aufeinander abgestimmt. Durch das Wasser, das er sprudeln lässt, wachsen die Bäume hoch auf, und ihr Gezweig bietet den Vögeln, sogar dem Storch, Platz zum Nisten und Rasten.

Die Sonne weiß, wann sie untergeht

Nach den unterschiedlichen Lebensräumen werden in den Versen 19–23 die verschiedenen Lebens-Zeiten aufgerufen. Ein ganzer Tag von Abend bis Abend wird kunstvoll geschildert, nachdem Mond und Sonne als Maß der Zeit (vgl. Gen 1, 14–19) vorgestellt wurden. Sie ordnen die Lebensvollzüge der Wildtiere wie des Menschen.

Mit Weisheit hast du sie alle gemacht

Der Ausruf (V. 24) feiert Gott als König der Welt und die Erde als sein Reich. Dieses Reich hat Gott mittels der wahren Königsbegabung geschaffen, der Weisheit. Die ganze Erde ist dem Schöpfer zu eigen, für sie und alle ihre Lebewesen ist er mit seiner treuen, weisen Fürsorge da.

Da ist das Meer, so groß und weit

Nach Himmel und Erde kommt nun das von allerlei Meerestieren belebte (V. 25), aber auch von Schiffen, also Werken des Menschen (V. 26), bevölkerte Meer in den Blick. Was für eine Fülle, ein wahres Wimmelbild. Und doch ein klares Bild. Das

reiche Meer bleibt für den Menschen gefährlich, seine allvernichtende Macht aber hat Gott für immer gebannt. So ist hier auch der Meereschaosdrachen der altorientalischen Mythologie gebändigt: Wie ein Dompteur mit einem Delfin spielt der Schöpfer mit dem Leviatan.

Sendest du deinen Geist aus

Alles erschaffene Leben ist verdankt, und jeder Atemzug eines Geschöpfes ist Teilhabe an Gottes Atem. „Geist“ übersetzt das hebräische „ruach“, Atem als Lebenskraft. Unser Atem stammt von Gottes eigenem Atem! Und dieses Geschenk, das Lebendürfen der Schöpfung, wird jeden Morgen neu (V. 30).

Lobe den Herrn, meine Seele

Der Schluss des Psalms betont die Weltüberlegenheit des Schöpfers, dessen bleibende innige Zuneigung zur Welt er preist und erlebt (V. 31 f.). Darauf folgt die Versicherung, dass der Beter sein Leben lang und mit seinem ganzen Leben verwirklichen will, was sein Lobgedicht zum Klingen bringt: das schöne Lob der schönen Schöpfung und ihres königlichen Schöpfers. „Möge ihm mein Dichten gefallen. / Ich will mich freuen am Herrn.“ (V. 33) Der frohe Blick auf das Werk des Schöpfers ist nicht naiv. Störungen und Verstörungen des geschaffenen Lebens werden nicht ausgeblendet, die Stichworte „Sünder“ und „Frevler“ (V. 35) zeigen dies an. Und doch kennt der Beter nur eine Antwort auf unsere wunderbar geordnete und zugleich gefährdete Welt: „Lobe den Herrn, meine Seele! / Halleluja!“

Susanne Sandherr

Sela, Psalmenende

Die Psalmen und die Dichter: eine unendliche Geschichte

Auf der ganzen Welt, zu allen Zeiten und in unzähligen Sprachen wurden und werden die Psalmen Israels gebetet, gesprochen, gesungen, gelesen, laut oder leise, von einzelnen Menschen oder in Gemeinschaft. Die ursprüngliche Sprache der 150 Psalmen des biblischen Psalters ist das Hebräische. Im Bereich der katholischen Kirche waren die Psalmen der lateinischen Vulgata lange Zeit maßstäblich, für die Kirchen der Reformation, und darüber hinaus, erlangte Martin Luthers Psalmenübersetzung besondere Bedeutung. Doch die biblischen Psalmen wurden nicht nur von der einen in eine andere Sprache übersetzt, sie wurden auch durch die Zeiten poetisch fortgeschrieben, bis heute.

Psalmen in der Literatur

Der deutsche Schriftsteller und Essayist Arnold Stadler, geboren 1954 in Meßkirch, Baden, studierte zunächst katholische Theologie in München und Rom, danach Germanistik und Geschichte in Freiburg im Breisgau und in Köln. Dort reichte er 1986 eine philologische Doktorarbeit ein zum Thema: „Das Buch der Psalmen und die deutschsprachige Lyrik des 20. Jahrhunderts. Zu den Psalmen im Werk Bertolt Brechts und Paul Celans“.

Durch die Jahrtausende

Unter den deutschsprachigen Dichterinnen und Dichtern des 20. Jahrhunderts, die Psalmen verfassten bzw. in deren Lyrik biblische Psalmen anklingen, wählte Stadler in seiner Doktorarbeit exemplarisch Bertolt Brecht (1898–1956) und Paul Celan (1920–1970) aus. Ein wichtiges Kriterium war beider literari-

scher Rang. Zugleich dokumentierten ihre Gedichte, so formuliert es Arnold Stadler, „in besonderem Maße die Präsenz eines vor Jahrtausenden entstandenen und durch Jahrtausende hindurch weitergegebenen und vermittelten Buches, des Buches der Psalmen“.

Die ganze Spannweite

Weit mehr als andere Dichter ihrer Epoche, so Arnold Stadler, ließen die beiden so unterschiedlichen, ja gegensätzlichen Dichter, B. Brecht und P. Celan, in ihrem Werk Rückgriffe auf die Psalmen erkennen, die in ihrer Polarität „die ganze Spannweite möglicher Wirkweisen der Psalmen“ realisierten. In hervorragender Kenntnis von Leben und Werk und in präzisen Einzelanalysen von Gedichten aus beider Feder arbeitete Arnold Stadler Gemeinsamkeiten, vor allem aber Unterschiede der dichterischen Psalmenrezeption bei Bertolt Brecht und Paul Celan heraus.

Frühe Prägung – souveräne Verfügung

Bei Bertolt Brecht gewann das biblische Buch der Psalmen Modellcharakter für die eigene literarische Produktion. „Bei Brecht erschienen die Psalmen unter dem Aspekt der Machbarkeit als Experiment mit einer literarischen Form. Die Psalmen wurden experimentell einbezogen in einen handwerklich-technischen Vorgang.“ Stadler betont aber zugleich die frühe Prägung Brechts durch die tiefe Frömmigkeit der Mutter. Die Psalmen standen ihm darum „als religiös-literarisches Erbe des Luthertums zur Verfügung“. Brecht habe über dieses Erbe zeitlebens und souverän verfügt, weit über das Experiment des Jahres 1920, das Bertolt Brechts Psalmenjahr genannt werden kann, hinaus.

Aufgegeben. Das Buch der Preisungen und die Katastrophe des Jahrhunderts

Im Werk Paul Celans erscheinen die Psalmen und die unablässige Beschäftigung mit ihnen hingegen „als eine jenseits jeglicher Vorliebe oder Abneigung situierte Aufgabe“. Paul Celans jüdische Herkunft und die furchtbare Erfahrung der Schoa, der Katastrophe des Mordes an der europäischen Judenheit, sind Grund und Hintergrund seiner existenziellen und dichterischen Hinwendung zum Buch der Preisungen, dem Buch der Väter.

Das unausschöpfliche Buch

Mit Arnold Stadler lässt sich festhalten, dass das Fortleben der Psalmen in einer Vielfalt literarischer Wirkweisen „auch für das Buch der Psalmen selbst keinen Substanzverlust darstellen muss, sondern den Reichtum eines in seinen theologischen wie literarischen Wirkungen ebenso unvergleichlichen wie unausschöpflichen Buches bezeugt“. Säkularisierung der Psalmen? Mit diesem Etikett ist dem Phänomen der in allem Wandel bleibenden Strahl- und Irritationskraft des biblischen Psalters wohl nicht beizukommen!

Sela, Psalmenende?

Ein „Teils-teils“ überschriebenes Gedicht Gottfried Benns (1886–1956) verwendet zweimal die Formel: „Sela, Psalmenende“. Was bedeutet „Sela“? Das hebräische Wort, dessen Sinn nicht geklärt ist, kommt in den Psalmen 71-mal vor. Möglicherweise diente es zur Gliederung der Texte, möglicherweise handelte es sich um eine musikalische oder kultische Anweisung. Die griechische Übersetzung des Alten Testaments, die Septuaginta, gibt „Sela“ mit „Zwischenspiel“ wieder. Denkbar ist aber auch die Bedeutung „Pausenzeichen“.

Sind die Psalmen am Ende? Machen sie Pause? Für „den Bereich der Dichtung ist ein ‚Psalmenende‘ als Beendigung der Beschäftigung oder Auseinandersetzung mit dem Buch der Psalmen nicht in Sicht“, stellte der junge Arnold Stadler fest. Und noch mehr: Unter dem Titel: „Die Menschen lügen. Alle‘ und andere Psalmen“ veröffentlichte Arnold Stadler 1999 eigene Übertragungen biblischer Psalmen aus dem Hebräischen ins Deutsche. Eine inspirierende Lektüre!

Susanne Sandherr

Vom Leben erzählen. Die Psalmen

Bei der Erwähnung von „Psalmen“ wird einem wohl zuerst das Stichwort „Beten“ einfallen, kaum je das Wort „Erzählen“. Und doch haben die Psalmen mit dem Erzählen zu tun.

Erzählen kommt von Zählen. Das findet man auch in den Psalmen. Das hebräische Wort für „Erzählen“ steht ebenso für die Bedeutung von „(auf)zählen“, wie im Deutschen Zählen und Erzählen miteinander verwandt sind. Es kommt dreißigmal im Psalter vor. Der gequälte Beter sagt von sich: „Ich kann all meine Knochen zählen“ (Ps 22, 18). „Zum Frevler spricht Gott: Warum zählst du meine Gebote auf? ... und wirfst [dennoch] meine Worte hinter dich?“ (Ps 50, 16). Hier wird schon deutlich: Erzählen beginnt mit so etwas wie einer Bestandsaufnahme, mit einer Auflistung dessen, was da ist. Auch die „Unzählbarkeit“ gehört in diesen Rahmen hinein: „Mein Mund soll deine Gerechtigkeit erzählen, den ganzen Tag dein Retten! Fürwahr, ich kenne die Zahl nicht“ (Ps 71, 15). In diesem Psalmvers wird beides zugleich bekannt: dass die Aufgabe des Aufzählens der Rettungstaten Gottes schon daran scheitern muss, dass sie dem

Beter weder alle bekannt noch überhaupt zählbar sind. Aber zugleich macht er sich an diese Aufgabe: Er will erzählen.

Erzählen ist etwas Besonderes. Es geschieht im Nachhinein und ist mehr als eine reine Wiedergabe von Geschehnissen, die dem sprechenden Menschen widerfahren sind. Wer erzählt, hat überstanden. Während man etwas erlebt, sei es Schönes oder Schweres, ist man ganz davon in Beschlag genommen. Erst im Nachhinein findet man Worte dafür, stellen sich Formulierungen ein, mit denen man das Erfahrene weitergibt. Von Mal zu Mal verdichtet sich in den einzelnen Akten des Erzählens das Einmalige, das man erlebt hat. Es bekommt eine für die erzählende Person gültige und verfestigte Sprachgestalt, in der das Geschehen weiterlebt.

Das ist ein kreativer Akt. Indem man Sprache findet, errichtet man so etwas wie ein individuelles Sinn-Gerüst über dem Erlebten. Und mit jeder neuen Erzählung verfestigt sich die Deutung. Am Ende werden die eigene Erfahrung und die im Rückblick darauf gefundene sprachliche Form eine Symbiose eingehen. Erzähle mir, und ich weiß, wer du bist.

Schaut man auf den Psalter als Gesamtbuch, dann gibt es in ihm vor allem zwei Sprechweisen: Klage und Lob. Beides wird erzählt. Alle Sorge und alles Unglück wird in den Psalmen in Sprache gefasst, und zwar in der Klage direkt dem Du Gottes gegenüber. Darin äußert sich der besondere Charakter der Psalmen. Die Beterinnen und Beter der Psalmen hängen ganz intensiv am Leben. Aber dies ist kein Egoismus des Nichtgenug-bekommen-Könnens, sondern es geht um etwas ganz anderes. „Tote können den Herrn nicht mehr loben, keiner, der ins Schweigen hinabfuhr“ (Ps 115, 17).

Hat Gott eingegriffen und die Not gewendet, so besteht das Gotteslob auch darin, dass die Beterin oder der Beter sein Glück weitererzählt. „Ich werde nicht sterben, sondern leben und die Taten des HERRN verkünden“ (Ps 118, 17).

Der Dank bleibt nicht in der Zweisamkeit der Beziehung zwischen Mensch und Gott, er zieht weitere Kreise. „Ich will erzählen, was Gott Gutes für mein Leben getan hat“ (Ps 66, 16). Die Einheitsübersetzung gibt das hebräische Wort für „erzählen“ häufig mit „verkünden“ wieder. Das hat durchaus seine Berechtigung. Für die am eigenen Leib erfahrene Rettung wird nicht nur eine Sprache gefunden, sondern sie dient auch dazu, andere mit einzubeziehen und die Größe Gottes mit anzuerkennen.

Erzählen ist daher etwas, das Menschen miteinander verbindet und auch über Generationen hinwegreicht. Es braucht eine Vorgeschichte, damit das Erzählen gelingen kann. „Mit unseren eigenen Ohren haben wir es gehört. Unsere Väter (und Mütter) haben es uns erzählt: von deinem Wirken, das du in ihren Tagen gewirkt hast“ (Ps 44, 2). Wohl in jeder Familie gibt es solche Erzählungen von kostbaren Ereignissen. Und die werden weitergegeben, vielleicht von Generation zu Generation: „... damit ihr der kommenden Generation erzählen könnt: ‚Das ist Gott! Unser Gott – für immer und ewig!‘“ (Ps 48, 14) Was für ein Segen, wenn solch eine Erzählkette gelingt und die eine Generation das, was sie trägt, der nächsten weitererzählen kann.

Wenn man so dem Motiv des Erzählens im Psalter nachgeht, wird deutlich, dass die Psalmen eine Schule des Glaubens sind. Glauben heißt Vertrauen – und Sprechen! Für die Psalmen ist Glauben mehr als eine Privatsache und mehr als eine Haltung in verschiedenen Lebenssituationen; vielmehr ist er eine aktive Deutung durch den einzelnen Menschen. Jeder gläubige Mensch wird ermutigt, mit Herz und Verstand sein Leben anzuschauen und die Spuren Gottes darin zu entdecken und zur Sprache zu bringen. Die Psalmen als Schule des Glaubens können dabei eine doppelte Hilfe sein: Zum einen laden sie ein, ihre Texte nachzusprechen, um die darin enthaltenen Glaubensgründe zu lernen, dass es Leid und Not gibt, aber

auch, dass Gott eingreift und rettet. Zum anderen können sie eine Anregung sein, für das eigene Leben und seine Erfahrungen eine Sprache zu finden, die Unlösbarkeiten und die Mühen darin nicht zu überspielen, sondern Gott anzuvertrauen und im Nachhinein nach den besonderen Erfahrungen im Leben zu schauen: „Da bin ich gerettet worden.“

Was könnte das Erzählen für unsere heutige Glaubenspraxis heißen? Wir haben eine lange und engagierte Tradition in unseren christlichen Kirchen, den Glauben in der Katechese weiterzugeben. Dazu gehört auch, jene Formulierungen zu lehren, in denen die Erfahrungen des Glaubens der Kirche zusammengefasst worden sind. Das Credo ist ein solcher herausragender Text. Nimmt man den biblischen Impuls über das Erzählen auf, so sollte eine weitere Weise der Glaubenssprache dem Erlernen der Glaubensformulierungen an die Seite treten: Das Erzählen des eigenen Glaubens. Das eigene Zeugnis ist unverzichtbar. Sage, was du glaubst, was du erfahren hast in deinem eigenen Leben. Kirche ist Erzählgemeinschaft.

Der Kinderbuchautor Paul Maar hat eine „Geschichte vom Jungen, der keine Geschichten erzählen konnte“ geschrieben. Es ist an der Zeit, dass wir uns auf den Weg des Erzählens machen. „Erzählt bei den Völkern seine Herrlichkeit“ (Ps 96, 3).

Egbert Ballhorn

Sagt an, wer ist doch diese

Rätsel-Lied von unserer Rettung

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 166.

Wer ist doch diese? Maria, Mutter der Glaubenden. Maria, Schwester im Glauben. Maria, demütige und freie Magd

des Herrn. Maria, jungfräuliche Mutter des Herrn. Maria, in deinem Ja kam Gottes ewiges, liebendes Ja-Wort zur Welt. Maria, Frau, die warten kann, die alles in ihrem Herzen bewegt – und gerade so das schlechterdings Unerwartete, den gänzlich Unerwarteten, zu erwarten wagt. Maria, Prophetin. Maria, voll der Gnade. Maria, Mitmensch par excellence, solidarisch mit uns: in deinem Ja-Wort, in deiner Antwort auf Gottes Wort an uns. Maria, mit Leib und Seele in Gottes Herrlichkeit aufgenommen. Maria, Königin des Friedens in einer zerrissenen Welt.

Die auf am Himmel geht

Am Himmel geht die Besungene auf, „überm Paradiese als Morgenröte“ steht sie. Von ferne kommt sie hervor, „Mond und Sterne“ schmücken sie, „die Braut von Nazaret“ (Strophe 1). Ist die Rede etwa von einer Göttin des Orients? Ist das Mädchen Mirjam im Blick, Josefs Verlobte, die ihr Neugeborenes in einer Futterkrippe unterbringen musste? „Sagt an, wer ist doch diese“? Das poetische Frauenlob des biblischen Hohenliedes steht im Hintergrund dieser Frage, der Huldigungen in Rätselgestalt an die „Braut von Nazaret“. Im Hohenlied fragen, mit dem Liebenden, wohl auch die königlichen Frauen, die so schnell nichts beeindruckt, verwundert und bewundernd: „Wer ist, die da erscheint wie das Morgenrot, / wie der Mond so schön, / strahlend rein wie die Sonne“? (Hld 6, 10) Das ist der staunende Blick des Liebenden. Die Geliebte wird in den Himmel gehoben, sie wird zur „regina caeli“, zur Himmelkönigin. „Sagt an, wer ist doch diese“? So staunt unser Lied über Maria. Es kombiniert den Hochzeitszug aus Hld 3, 6–11 („Wer ist sie, / die heraufsteigt aus der Wüste / in Säulen von Rauch, / umwolkt von Myrrhe und Weihrauch, / von den Wohlgerüchen des Händlers“, Hld 3, 6) mit der Himmelskönigin aus Hld 6, 10: „Wer ist, die da erscheint wie das Morgenrot ...“ Beides liest das Lied im Lichte des 12. Kapitels der Johannes-Offenbarung.

„Dann erschien ein großes Zeichen am Himmel“, heißt es dort, „eine Frau, mit der Sonne bekleidet; der Mond war unter ihren Füßen und ein Kranz von zwölf Sternen auf ihrem Haupt.“ (Offb 12, 1) Zugleich wird die hoheitliche Frauengestalt von einem „Drachen“ bedrängt, dem Symbol der widergöttlichen, zerstörerischen Chaosmacht, und sie schreit in Geburtsschmerzen. (Offb 12, 2) Das Morgenrot, das ist die Botschaft unseres Liedes, strahlt wunderbar. Aber es strahlt nicht aus sich, sondern empfängt seinen Glanz von der Sonne, deren Aufgang es ankündigt.

Die reinste Rose

Als „reinste Rose“ wird Maria in der zweiten Strophe besungen. Rose ohne Dornen ... Die Namenlose, hier, wie im ganzen Lied, jedenfalls nicht namentlich Genannte, ist „ganz schön und auserwählt“. Sie ist die Magd ohne Makel, „die sich der Herr vermählt“. Auch hier klingen die Bewunderungslieder des Hohenliedes mit, die ja die „schönste der Frauen“ anrufen (Hld 1, 8): „einzig ist meine Taube, meine Makellose, / die Einzige ihrer Mutter, / strahlend rein für jene, die sie gebar“ (Hld 6, 9). Zugleich verweist die Formulierung auf Marias Sündelosigkeit und blickt voraus auf das „Immaculata“-Dogma von 1854, das das Ja-Wort Marias als von der Sünde und deren Folgen gänzlich unberührt anerkennt. Maria ist „voll der Gnade“, sodass sie „von gar allem Makel der Sünde immer frei und ganz schön und vollkommen“ genannt werden kann, so das Dogma von 1854. Unser Lied stammt aus dem 17. Jahrhundert, wurde aber von Guido Maria Dreves 1885 überarbeitet und erweitert, die ersten drei von fünf Liedstrophen finden sich im „Gotteslob“ (531).

So blüht sie für und für

Die dritte Strophe, das „Gotteslob“ von 1975 hatte sie durch eine neuere ersetzt, betont Marias Tugend, Reinheit und Demut. Diese sind ihr schönster Schmuck und ihr wahrer Glanz. Maria, Königin der Engel, so lautet eine Anrufung der „Laurentianischen Litanei“, auch hier wird Marias Rang als „Königin des Himmels“ betont. Der „Blumengart, verschlossen“ verweist wiederum auf das Hohelied: „Ein verschlossener Garten ist meine Schwester Braut“ (Hld 4, 12). Die gewisse Hoffnung, dass dieser Garten nicht vergehen und verwelken wird, sondern, „mit Himmelstau begossen“, bleibend blühen wird und Leben aufblühen lässt, beschließt das schöne, an biblischen Bezügen so reiche Rätsel-Lied von unserer Rettung.

Susanne Sandherr

Die Armenische Apostolische Kirche

Nach ihrem Selbstverständnis prägen vier Merkmale die Armenische Apostolische Kirche: Lehre, Tradition, Nation und Integration. Dies hat viel mit der Region ihrer Entstehung und ihrer Geschichte zu tun. Armenien gilt als das erste Land, in dem das Christentum zur Staatsreligion erklärt wurde, und zwar schon zu Beginn des vierten Jahrhunderts, vermutlich im Jahr 301 oder 314. Schon sehr früh hat sich nach dem Wirken der beiden Apostel Thaddäus und Bartholomäus das Christentum in Armenien ausgebreitet, viele mussten für dieses Bekenntnis ihr Leben lassen, auch die beiden Apostel sollen in Armenien den Märtyrertod erlitten haben. Diese Vergangenheit ist bis heute in der Kirche gegenwärtig, was sich auch in der Bezeichnung „apostolische“ Kirche zeigt.

Eine Geschichte von Kirche und Nation

Wie zwei Seiten einer Medaille ist die Geschichte des armenischen Volkes mit der Geschichte der Kirche verbunden. Nicht nur die politische Struktur, sondern auch die Kultur und die wissenschaftliche Entwicklung sind eng mit kirchlichen Ereignissen verwoben. So wurde beispielsweise das armenische Alphabet von dem Mönch Mesrop Mashtoz erfunden, der damit die schriftliche Kultur des Landes begründete. Über lange Zeit hinweg nahmen die geistlichen Oberhäupter auch politische Funktionen wahr. Bis heute vertreten in der Diaspora oft Geistliche die Interessen der Armenier gegenüber politischen Institutionen. Die Kirche integriert die zahlreichen geschichtlichen Brüche und Umbrüche Armeniens, indem sie die armenische Tradition durch alle politischen und sozialen Umwälzungen bewahrt. Für die Armenier, gerade in der Diaspora, spielt die Kirche daher eine wichtige Rolle. Rund die Hälfte aller Armenier lebt außerhalb Armeniens. Obwohl viele von ihnen schon seit mehreren Generationen in anderen Ländern leben, stiftet die Armenische Apostolische Kirche eine gemeinsame nationale Einheit aller Armenier.

Altorientalisches Bekenntnis

Die Armenische Apostolische Kirche gehört zu den sogenannten altorientalischen Kirchen, die sich den Entscheidungen des Konzils von Chalkedon im Jahr 451 über die zwei Naturen Jesu Christi nicht angeschlossen haben. In dieser Lehre sehen sie die Einheit Jesu Christi gefährdet und bekennen eine „unveränderliche Vereinigung der menschlichen und göttlichen Natur in einer Person“. So stellte sich die armenische Kirche gegen die Reichskirche von Byzanz. Ihre Situation verschärfte sich weiter durch die muslimische Eroberung im Jahr 650. Schon in dieser Zeit wurden viele Armenier verstreut. Im 11. Jahrhundert wurde das Land von seldschukischen Türken erobert. Der Sitz

des Katholikos, des Oberhauptes der Armenischen Kirche, wurde in die Festung Hromkla an den Euphrat, später nach Sis in der heutigen Türkei verlegt. Ende des 14. Jahrhunderts drangen ägyptische Mameluken nach Sis ein und eroberten es. Der Sitz des Katholikos blieb erhalten, doch der Machtbereich der Mameluken wurde nach Jerusalem verlagert. Die Kirche wurde in ihren Strukturen weiter zersplittert, viele der Armenier flohen in verschiedene Gebiete Kleinasiens und bis nach Osteuropa. In Jerusalem bildete sich ein größeres Zentrum der Armenier. Bis heute besitzt die Armenische Apostolische Kirche Anteile an der Grabeskirche in Jerusalem und der Geburtskirche in Betlehem, in Jerusalem besteht ein eigenes armenisches Viertel. Dieser über Jahrhunderte dauernde Kampf um das Überleben unter osmanischer Herrschaft gipfelte in der Tragödie von 1915, als in Anatolien der große Völkermord stattfand und bis zu 1,5 Millionen Armenier ihr Leben verloren. Zum 100. Jahrestag im Jahr 2015 wurden alle Opfer dieses Völkermords von der Kirche heiliggesprochen. Bis heute ist die Anerkennung des Völkermords durch die Türkei ausgeblieben und sorgt immer wieder für politische Verstrickungen. Erst nach der Auflösung der Sowjetunion erlangte Armenien wieder eine Unabhängigkeit, und auch die Kirche konnte wieder stabile Strukturen aufbauen.

Liturgische Tradition

In der Lehre gleicht die Armenische Apostolische Kirche den anderen altorientalischen Kirchen. Ihre Liturgie aber unterscheidet sich. Diese soll auf Gregor den Erleuchter zu Beginn des vierten Jahrhunderts zurückgehen und schon im fünften Jahrhundert ins Armenische übersetzt worden sein. Die Liturgie ist eine Synthese aus dem ostsyrischen, jerusalemitischen und byzantinischen Ritus, enthält aber auch lateinische Elemente. In den Kirchen gibt es keine Ikonostase, keine Bilderwand, sondern einen Vorhang. Insgesamt kennt die Armenische Kirche

kaum Bilddarstellungen, sondern schmückt ihre Kirchen mehr mit dekorativen Elementen.

Ökumenisches Engagement

Schon im Mittelalter nahm der Katholikos Nerses Shnorhali, gestorben im Jahr 1173, Briefkontakte mit der griechischen, syrischen und römischen Kirche auf. Er gilt heute als Vorbild des ökumenischen Engagements der Armenischen Apostolischen Kirche. 1962 trat sie dem Ökumenischen Rat der Kirchen bei und ist zugleich auch Mitglied der Konferenz Europäischer Kirchen und des Rates der Kirchen im Mittleren Osten. Auch mit der römisch-katholischen Kirche hat sie enge Beziehungen. Derzeit bekennen sich sieben Millionen Menschen zur Armenischen Kirche. In Deutschland bestehen 16 Gemeinden mit etwa 40 000 Gläubigen, in Österreich und der Schweiz gibt es jeweils eine größere Gemeinde.

Marc Witzenbacher

Einheit und Verschiedenheit gottesdienstlicher Feiern

In den Dingen, die den Glauben und das Allgemeinwohl nicht betreffen, wünscht die Kirche nicht eine starre Einheitlichkeit der Form zur Pflicht zu machen, nicht einmal in ihrem Gottesdienst“ (SC 37). Als das Zweite Vatikanische Konzil dies in seiner Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* festhielt, war das eine mehr als nebensächliche Aussage. Denn die vorkonziliare Kirche hatte das Ideal vertreten, dass eine strikte Orientierung an der römischen Liturgie nicht nur die Verbindlichkeit, sondern auch die theologische Einheit garantierte.

Eigenriten und Liturgiefamilien

Allerdings musste schon das Trienter Konzil die bestehenden eigenständigen Gottesdiensttraditionen anerkennen: Alle Diözesen und Orden, deren Gottesdiensttraditionen schon länger als 200 Jahre existierten, konnten diese bewahren. Es waren vielfach die Diözesen selbst, die Ende des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts als Reaktion auf politischen wie innerkirchlichen Druck (Kulturkampf und Ultramontanismus) ihre Eigentraditionen aufgaben. Hingegen wurde in Süd- und Mittelamerika, Asien und Afrika mit der kolonialen Ausbreitung ohne Rücksicht die lateinisch-römische Liturgie verpflichtend gemacht. Stimmen für eine stärkere Öffnung hin zu Hochkulturen (etwa China und Indien) konnten sich im sogenannten „Ritenstreit“ des 17. Jahrhunderts nicht durchsetzen. Auch Christen, auf die man bei der Kolonialisierung traf, wurden entsprechend bevormundet. So mussten Christen in Indien in ihr Eucharistiegebet nach den Vätern „Addai und Mari“, das keine Einsetzungsworte enthielt, diese als „Wandlungsworte“ einfügen.

Damit weitet sich der Blick auf die Tatsache, dass in der Spätantike die römische Kirche nur eine unter vielen war. Vor allem im Osten haben sich zahlreiche Kirchen ausgebildet, die ihre eigene Gottesdienst- und Frömmigkeitstradition besaßen und eine auf ein bestimmtes Gebiet ausgedehnte Liturgiefamilie bildeten. Die Rechtgläubigkeit dieser Liturgiefamilien wurde von Rom aus nicht infrage gestellt. Verband sich eine östliche Kirche mit Rom, so konnte sie in der Regel ihre liturgische Tradition weitgehend bewahren. Dass es neben den Liturgiesprachen, die unterschiedlich waren, auch kulturelle Eigenheiten gab, die die Gottesdiensttraditionen voneinander deutlich unterschieden, war theologisch gesehen kein Problem.

Theologie der Verschiedenheit

Jede Gesellschaft, jede Kultur quer durch die Kontinente und die Geschichte hat ihre eigene Sprache und Ausdrucksformen, ihre zeitgebundenen Gedankenwelten und ihre spezifischen Weisen zu feiern. Darin kommt nicht nur Alltägliches zum Ausdruck, sondern auch das, was Menschen im Tiefsten bewegt, ihnen Sinn gibt und ihrem Leben Orientierung schenkt, worin sich die einzelnen Kulturen aber oftmals erheblich voneinander unterscheiden.

Indem bereits die „Junge Kirche“ nach Pfingsten die Gültigkeit von Leben, Tod und Auferstehung Jesu Christi für alle Menschen erkannte, begann sie eine umfangreiche Missionstätigkeit in die ganze antike Lebenswelt. Schon die Auseinandersetzung der Apostel um die Relevanz der Speisegebote und der Beschneidung für Christen, die aus einem heidnischen Umfeld und nicht als Juden zum Christusglauben kamen (vgl. Apg 9, 32–11, 18), markierte den Übertritt in ein neues kulturelles Umfeld. Nicht nur wurde die Botschaft so gefasst, dass sie verstanden wurde, sondern die Kirche stellte sich mit jedem „Übertritt“ selbst neu dar und auf. Paulus etwa beschreibt es so, dass er den Juden ein Jude geworden ist, den Heiden ein Heide und den Schwachen ein Schwacher – alles um der Weitergabe der Botschaft Christi willen (1 Kor 9, 15–23). Entscheidend ist die Botschaft Jesu Christi, der im Inneren die Spiritualität und damit den Gottesdienst einer Kirche prägt.

Wenn heute die Kirchen einander wahrnehmen und miteinander ins Gespräch kommen, hilft es vielfach, die jeweilige geschichtliche Entwicklung zu sehen, um bestimmte Eigenheiten verstehen und anerkennen zu können. Zugleich schafft historische Forschung neue Dynamiken und bricht bisherige Oppositionen auf. In jüngerer Zeit ist für die evangelischen Kirchen etwa die Anerkennung und Wiedereinführung von Eucharistiegebeten zu nennen, für die katholische Kirche die Neubewertung der biblischen Verkündigung und der Muttersprache im

Gottesdienst. Und dass Rom vor einigen Jahren eben die Vollwertigkeit des Hochgebets „Addai und Mari“ auch ohne Einsetzungsworte anerkennen konnte, wäre ohne intensiven Dialog und historische Erkenntnisse unmöglich gewesen.

Theologie der Einheit

In jüngerer Zeit wird immer stärker deutlich, dass es des intensiven ökumenischen Dialogs bedarf, um miteinander zu klären, was die verbindende Einheit aller Liturgien ist und was ohne Weiteres verschieden sein darf. So können heute die christlichen Kirchen ihre Taufe gegenseitig anerkennen, wie es etwa in der Magdeburger Erklärung von 2007 für Deutschland festgehalten ist.

Zugleich bedarf es dieses Gesprächs auch innerhalb der einzelnen Kirchen bis hinunter in die Gemeinden. Denn selbst wenn etwa bei Eucharistiefiern das gleiche Messbuch und das gleiche Lektionar zugrunde liegen, kann und darf die Feier sehr unterschiedlich sein. Heute erlebt unsere Gesellschaft und unsere Kirche eine Fragmentierung, die vor Jahrzehnten so gar nicht denkbar gewesen ist, auf die aber Antworten zu geben sind. Zugleich muss der Gottesdienst der Kirche immer unter dem Anspruch stehen, für alle offen und einladend zu sein. So kommt auf die Kirche, aber auch auf jede Gemeinde, die Frage zu, was gottesdienstlich die „verbindliche“, auch im Sinne von „verbindende“, Grundlage ist und wo selbstverständlich Verschiedenheit herrschen darf. Vom Kern her gesagt ist das Verbindende Jesus Christus und unser Glaube an ihn. Was das aber für die einzelne Situation, Fragestellung und Gemeinde über wenige Essentials hinaus bedeutet, muss im Gespräch geklärt werden. Denn als Christ leben, glauben und feiern kann man nur in Gemeinschaft.

Friedrich Lurz

Glaubenszeuge des Monats: Friedrich Joseph Haass

In Russland, wo Friedrich Joseph Haass als Arzt wirkte und sich besonders für die Armen und Ausgegrenzten einsetzte, wird er als der „heilige Doktor von Moskau“ verehrt. Sein Leben und sein Wirken sind jedoch vielen nicht bekannt, auch wenn der Schriftsteller Lew Kopelew sich sehr für das Bekanntwerden von Haass einsetzte. Lew Kopelew lernte schon als Kind das Leben von Friedrich Joseph Haass kennen. Kopelew, selbst nach dem Zweiten Weltkrieg wegen „Mitleids mit dem Feind“ zu zehn Jahren Lagerhaft verurteilt, beschrieb aus seiner eigenen Erfahrung heraus die Größe und menschliche Güte von Friedrich Joseph Haass, der auf persönlichen Ruhm und Reichtum zugunsten der Gefangenen, mit denen er zu tun hatte, verzichtete. 1976 begann Kopelew mit seinem Buch „Der heilige Doktor Fjodor Petrowitsch“, einer Lebensbeschreibung von Haass, das er 1982 in Bad Münstereifel vollendete, wo er sich nach seiner erzwungenen Ausbürgerung aus der Sowjetunion sehr häufig als Gast aufhielt. Bad Münstereifel ist die Heimatstadt des „heiligen Doktors von Moskau“.

Bilderbuchkarriere erwartet

Friedrich Joseph Haass wurde am 10. August 1780 geboren. Da sein Großvater Arzt und sein Vater Apotheker war, schlug auch Friedrich Joseph Haass nach ersten Studien in Mathematik und Philosophie die ärztliche Laufbahn ein. Haass studierte nach dem Abschluss der Schule an der unter Napoleon begründeten École Centrale in Köln und an den Universitäten in Jena und Göttingen Germanistik, Philosophie und Medizin. In Medizin wurde er promoviert und ließ sich anschließend in Wien zum Augenarzt ausbilden. Dort war einer seiner ersten Patienten der

russische Fürst Repnin, der unter einer schweren Augenkrankheit litt. Nach dem Erfolg der Behandlung lud Repnin ihn ein, als Arzt in Russland zu wirken. So begab sich Haass 1802 nach Moskau. Schon nach fünf Jahren wurde er Chefarzt der renommierten Pawlowskaja-Klinik in Moskau. Zudem lehrte er an der medizinisch-chirurgischen Akademie. Nachdem er die Stellung in der Klinik aufgegeben hatte, betrieb er eine florierende Privatpraxis als Hausarzt des Moskauer Bürgertums und betreute außerdem unentgeltlich und freiwillig die Kranken in den Armenhäusern der Stadt. Alles deutete also darauf hin, dass er als junger aufstrebender Arzt eine Bilderbuchkarriere machen sollte. Doch Friedrich Joseph Haass setzte andere Schwerpunkte.

Arzt für die Gefangenen

Haass arbeitete schließlich erneut in einem Krankenhaus und wurde 1828 zum Chefarzt für alle Moskauer Gefängnisse ernannt. In dieser Aufgabe musste er sich auch um die zur Verbannung nach Sibirien Verurteilten kümmern. Haass fiel durch seine große Herzlichkeit auf, die er den Gefangenen entgegenbrachte. Zudem kümmerte sich der gläubige Katholik auch um die religiösen Bedürfnisse der Gefangenen und sorgte dafür, dass regelmäßig Gottesdienste gefeiert wurden und die Gefangenen die Gelegenheit zur Beichte hatten. Und er setzte sich für eine menschlichere Behandlung der Gefangenen ein. So ordnete er an, die Kopfrasur zu unterlassen, Fußfesseln mit Leder anstatt der bislang scheuernden Eisenringe zu verwenden sowie alle kranken und schwachen Gefangenen von Ketten zu befreien.

Kampf gegen Cholera

Als 1830 der erste Patient der später ausbrechenden Moskauer Cholera-Epidemie in sein Krankenhaus eingeliefert wurde, tat Haass Ungewöhnliches. Er rief alle jungen Ärzte und nahm

den älteren Handwerker in den Arm. Für Haass ein Auftrag der christlichen Nächstenliebe: „Ich tue, was der Herr befiehlt. Ich begrüße meinen kranken Bruder. Die Krankheit ist nicht ansteckend und ich vertraue nicht nur auf Gott, ich weiß auch sehr wohl, dass von der Berührung mit einem Cholera-Kranken keine Gefahr droht.“ Haass bewirkte damit, dass sich viele für die Cholerapatienten einsetzten und die Epidemie schließlich eingedämmt werden konnte.

Finanzielle Not

Während Haass als Arzt in Moskau immer bekannter und beliebter wurde, häuften sich seine finanziellen Probleme. Haass eröffnete mit Mitteln aus seinem Privatvermögen und mit Spenden ein später „Haass’sches Krankenhaus“ oder „Haassovka“ genanntes Häftlingskrankenhaus für Obdachlose, zudem richtete er eine Schule für arme Kinder ein. Die Arbeit forderte nicht nur seine Kräfte, sondern auch seine finanziellen Mittel. Er starb krank und selbst fast verarmt am 16. August 1853 und wurde am 19. August zu Grabe getragen. Zu seiner Beerdigung auf dem Moskauer Wwedenskoje-Friedhof kamen rund 20 000 Menschen. Auf seinem Grabstein ist auf Russisch sein Lebensmotto eingraviert: „Beeilt euch, Gutes zu tun.“ Bis auf den heutigen Tag wird sein Grab mit frischen Blumen geschmückt. Während in Moskau Straßen und Plätze nach Friedrich Joseph Haass benannt wurden, blieb er in Deutschland lange unbekannt. Erst zu Beginn der 1980er-Jahre rückte er durch die Biografie von Lew Kopelew in den Blick. Aufgrund seines Geburtsorts Bad Münstereifel wurde 1998 vom zuständigen Erzbistum Köln das Seligsprechungsverfahren eröffnet. Der diözesane Teil des Prozesses wurde im Mai 2018 abgeschlossen und die Akten für den weiteren Prozess an die Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse in Rom übergeben.

Marc Witzenbacher

Augsburger Friedensfest am 8. August

Bereits seit 1650 wird jedes Jahr am 8. August das „Augsburger Hohe Friedensfest“ gefeiert. Nachdem in der Reformationszeit zunächst die lutherische Konfession in Augsburg stärker wurde, führte der Augsburger Stadtrat nach der Niederlage der Protestanten im Schmalkaldischen Krieg ein paritätisches Regierungs- und Verwaltungssystem (Gleichberechtigung und exakte Ämterverteilung zwischen Katholiken und Protestanten) ein. Diese Sonderstellung konnte Augsburg innerhalb des Heiligen Römischen Reiches 1555 mit dem Augsburger Reichs- und Religionsfrieden weiter festigen. Mit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges 1618 wurde diese Gleichheit allerdings gefährdet. Am 8. August 1629 wurde den Protestanten auf der Grundlage des „Restitutionsedikts“ von Kaiser Ferdinand II. die Ausübung ihres Glaubens untersagt. Zum Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 wurde mit dem Westfälischen Frieden die Parität in Augsburg wiederhergestellt. Zwei Jahre danach nahmen die Augsburger Protestanten den Jahrestag des kaiserlichen Eingriffs von 1629 zum Anlass, mit dem ersten Friedensfest für die Erhaltung ihres Glaubens zu danken.

Gesetzlicher Feiertag in Augsburg

Zum 300. Jubiläum des Festes im Jahr 1950 wurde der 8. August ein gesetzlicher Feiertag. Er gilt nur für das Stadtgebiet Augsburg, was der Stadt bundesweit die meisten Feiertage beschert. Feierten zunächst nur die Protestanten, wird das Friedensfest seit 1985 auch offiziell ökumenisch begangen, seit 2002 gehört ein ökumenischer Gottesdienst als fester und wichtiger Bestandteil zum Festprogramm. 2005 rief die Stadt Augsburg die „Friedenstafel“ ins Leben. Hunderte Augsburger kommen dazu in die Innenstadt und teilen Essen und Getränke, Vertreter verschiedener Religionen entsenden Friedensgrüße. Im Jahr 2018

wurde das Friedensfest in das „Bundesverzeichnis Immaterielles Kulturerbe“ der Unesco aufgenommen.

Marc Witzenbacher

Internationaler Gedenktag für Opfer religiöser Gewalt

Von den Vereinten Nationen wurde der 22. August als „Internationaler Tag zum Gedenken an die Opfer von Gewalttaten aus Gründen der Religion und des Glaubens“ ausgerufen. Er wurde 2019 erstmals begangen. Mit dem Gedenktag sollen die Opfer religionsfeindlicher Gewalt gewürdigt und auf die große Zahl von Menschen, die aktuell unter religiöser Verfolgung leiden, aufmerksam gemacht werden.

Religionsfreiheit ist Menschenrecht

Die Freiheit des Menschen auf Religionsausübung sowie die Glaubensfreiheit sind in der „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“ der Vereinten Nationen verankert. Um diese Rechte zu wahren, setzen sich die Vereinten Nationen gegen alle Formen von Intoleranz und Diskriminierung ein, insbesondere wenn diese aufgrund der Religion oder einer Weltanschauung motiviert sind. Der Gedenktag soll dazu ermutigen, eine offene und konstruktive Debatte auf verschiedenen Ebenen anzuregen, wie diese Rechte besser geschützt und gestärkt werden können. Die Vereinten Nationen setzten damit auch ein Zeichen gegen die zunehmende Verfolgung und Benachteiligung religiöser Minderheiten. Mit der Einrichtung dieses Gedenktages verurteilen die Vereinten Nationen die anwachsende Gewalt sowie alle Terrorakte gegen Einzelpersonen und Gruppen im Namen der Religion oder der Weltanschauung.

Idee kam von „Kirche in Not“

Die ursprüngliche Idee für einen solchen Gedenktag brachte die aus Polen stammende Anwältin und Autorin Ewelina Ochab im September 2017 auf. Später berichtete sie, dass sie das weltweite päpstliche Hilfswerk „Kirche in Not“ dazu inspiriert habe. Ochab wollte die Aufmerksamkeit der internationalen Gemeinschaft auf Verletzungen der Religionsfreiheit lenken. Sie sprach auf zahlreichen Konferenzen, um ein unterstützendes Netzwerk zu bilden. Schließlich wurde der Resolutionsvorschlag für den Gedenktag von Polen in die UN-Vollversammlung eingebracht und von den USA, Kanada, Brasilien, Ägypten, Irak, Jordanien, Nigeria und Pakistan unterstützt.

Christen am stärksten verfolgt

Vor allem Christen leiden in vielen Ländern unter Verfolgung und Einschränkungen ihrer Religionsfreiheit. Der internationale Bericht zur Religionsfreiheit bestätigt leider immer wieder, dass Christen zu den am meisten verfolgten und bedrängten religiösen Gemeinschaften zählen. Und die Gewalt nimmt zu: Beispiele sind die Massentötungen von Christen, Jesiden und anderen religiösen Gruppen im Irak und in Syrien durch die Truppen des sogenannten „Islamischen Staates“ sowie die Verfolgung der muslimischen Minderheit der Rohingya in Myanmar. Seitens der kirchlichen Einrichtungen, die sich für verfolgte und bedrängte Christen einsetzen, wird der UN-Gedenktag als ein wichtiger Meilenstein angesehen, der aber nur ein erster Schritt sein dürfe: „Der 22. August muss einen Prozess anstoßen, der die internationale Gemeinschaft zu einem koordinierten Aktionsplan bewegt, um religiöse Verfolgung zu beenden und künftig zu verhindern“, sagte beispielsweise Thomas Heine-Geldern, geschäftsführender Präsident von „Kirche in Not“, bei der Einführung des Tages. Ein Instrument dafür sei die Einrichtung einer UN-Plattform, um den Austausch mit Vertretern

der verfolgten religiösen Gruppen zu fördern. Zudem müssten die Vereinten Nationen auf die Einrichtung eines internationalen Tribunals für Gewaltakte, die sich gegen Gläubige richten, hinarbeiten.

Marc Witzenbacher

250. Geburtstag Georg Friedrich Hegel

Bis heute gehört Georg Wilhelm Friedrich Hegel zu den wichtigsten und einflussreichsten deutschen Philosophen. Vor 250 Jahren, am 27. August 1770, wurde er als Sohn einer alteingesessenen Beamten- und Theologenfamilie in Stuttgart geboren, dort ging er auch zur Schule. Als besonders begabter Schüler erhielt er ein Stipendium, das ihm von 1788 bis 1793 das Studium der Philologie, Mathematik, Philosophie und nach seinem Magisterexamen im Jahr 1790 das Studium der Theologie im Tübinger Stift ermöglichte. Dort lernte er Friedrich Hölderlin und Friedrich Wilhelm Schelling kennen, die beide wichtige Freunde für ihn wurden. Hegel interessierte sich in dieser Zeit besonders für die Antike und die Französische Revolution. Nach seinem Studium im Stift war Hegel eine Zeit lang als Hauslehrer in Bern und in Frankfurt beschäftigt. Eine Erbschaft brachte ihm schließlich die finanzielle Sicherheit, sich ganz der Philosophie zu widmen.

Späte Laufbahn als Professor

Nach Zeiten als Redakteur in Bamberg und Würzburg war Hegel zunächst noch als Lehrer tätig und leitete einige Jahre das Ägidiengymnasium in Nürnberg, wo er schon einige seiner philosophischen Werke veröffentlichte. Schließlich erhielt er 1816

eine Professur für Philosophie in Heidelberg. 1818 zog er nach Berlin, wo er an der Philosophischen Fakultät der Universität Johann Gottlieb Fichtes Nachfolger wurde. Hegel starb am 14. November 1831 in Berlin, vermutlich an den Folgen der Cholera.

Christentum als Teil der Philosophie

In seinen Werken beschäftigte sich Hegel mit vielen philosophischen Wissensgebieten. Ein Ideal sah er im „absoluten Geist“ und forderte ein „begreifendes Erkennen“, wo bisher nur Nachdenken und Behaupten gestanden hatte. Seine stärksten Spuren hat er jedoch in der Philosophie der Geschichte hinterlassen. Geschichte ist für ihn „Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit“. Auch die Philosophie der Religion war für Hegel eine zentrale Fragestellung, was ihn bis heute zu einem wichtigen philosophischen Gesprächspartner für die Theologie macht. Hegel hat die Religion als einen Teil des Systems seiner Philosophie aufgenommen. Die Kernthese seiner Religionsphilosophie lautet, Philosophie und Religion hätten denselben Inhalt, letztlich sei nur ihre Form verschieden. Und im Zentrum seiner Religionsbetrachtung steht die geoffenbarte christliche Religion als höchste Entwicklung der Religion und neue „Form der Wahrheit“.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

September 2020

Mit den Psalmen
staunen

Öffne mir die Augen, dass ich schaue
die Wunder deiner Weisung!

Psalm 119 – Vers 18

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Heiliger Hieronymus im Gehäuse

Antonello da Messina, 1474,
Ölmalerei auf Holz
National Gallery, London
© bpk / Lutz Braun

Antonello da Messina war einer der herausragenden Maler der italienischen Frührenaissance. Er wurde um 1430 in Messina geboren und starb dort 1479. Seine Ausbildung erhielt er wahrscheinlich in Neapel. Vermutlich kam er 1456 bei einem Aufenthalt in Mailand mit dem Werk des Flamen Petrus Christus in Kontakt und übernahm als einer der Ersten in Italien die Ölmaltechnik, deren Glanz und präzise Detailgestaltung die bis dahin angewandte Temperamalerei übertraf. Entscheidend trug er zur Verbreitung der Ölmalerei in Italien bei. Zumindest eine Reise führte ihn 1475/76 nach Venedig, wo er an größeren Aufträgen arbeitete. Auf diese Weise übte er einen starken Einfluss auf die venezianische Malerei aus, wie zum Beispiel auf Giovanni Bellini. Die Lichtregie seiner Bilder, ein detailbezogener Realismus, eine psychologische Interpretation seiner Figuren und eine nüchterne Räumlichkeit zeichnen seine Malweise aus.

Die Tafel mit dem heiligen Hieronymus wurde 1529 das erste Mal beschrieben und befand sich damals in Venedig. Wegen der Parallelen zur flämischen Malerei wurde sie oft fälschlich der nordischen Kunst zugeschrieben, wie z. B. Jan van Eyck, Memling oder Dürer. 1894 kaufte die National Gallery in London das Gemälde, als die Autorschaft Antonello da Messinas bereits vermutet worden war. Heute wird diese kaum noch angezweifelt. Man ordnet das Werk in seine späte Schaffensphase in Venedig ein.

Es ist der Alltag des Heiligen gezeigt, der in seiner Studierstube sitzt und die Heilige Schrift ins Lateinische übersetzt. Doch er schreibt nicht. Aufrecht und würdevoll wie ein antiker Philosoph liest er das Wort Gottes.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Von Gottes Wundern künden viele Psalmen. Psalm 104 nimmt die Schöpfung in den Blick, Psalm 30 die persönliche Rettung aus Todesnot. Der wohl größte Anlass zu staunen ist den Psalmen die Rettung des Volkes. In Psalm 66 leitet der Ausruf „Kommt und seht die Taten Gottes! Ehrfurcht gebietend ist sein Tun an den Menschen“ (5) die Erinnerung an den Durchzug durchs Rote Meer ein. Psalm 107, der die Rettungstaten Gottes über die Geschichte hin preist, wiederholt viermal den Refrain: „Sie alle sollen dem Herrn danken für seine Huld, für sein wunderbares Tun an den Menschen.“ (8.15.21.31) Dass hier von Huld die Rede ist, zeigt: JHWHs rettendes Handeln ist Ausdruck seiner wohlwollenden Zuneigung. Dies bedeutet das hebräische Wort *chésed*, das gewöhnlich mit „Huld“ übersetzt wird: das Einander-zugeneigt-Sein unter Bundespartnern, sozusagen die Innenseite der Wirklichkeit, die äußerlich in der Bundesurkunde festgehalten ist. Das reicht nah an die Gnade, von der Paulus im Neuen Testament spricht. Aus lauter Güte sucht Gott den Menschen, der immer wieder aus dem Bund fällt und sich im Endlichen verliert; um zurückzufinden, genügt es, umzukehren und die (in Jesus Christus) ausgestreckte Hand Gottes zu ergreifen, mit Paulus' Worten: an Christus zu glauben. Gott, der uns Menschen trotz allem nicht fallen lässt: das ist das Erstaunlichste, wovon die Bibel kündigt. Mehr als das: Sie lädt alle Geschöpfe ein, dafür Lob und Dank zu sagen. Die universale Aufforderung „Alles, was atmet, lobe JHWH“ (Ps 150, 6) krönt den ganzen Psalter. Doch schon mehrfach vorher heißt es: „Dankt JHWH, denn er ist gut; denn seine Huld währt ewig.“ Biblische Kurzformel, „Stammsatz der Erlösung“ (Franz Rosenzweig). Einladung, für das Erstaunlichste zu danken: dass der Unendliche sich den kleinsten Geschöpfen zuneigt.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Das Wort Gottes im Blick

Am 30. September begeht die Kirche den Gedenktag des heiligen Hieronymus, der zeitweise als Mönch in der Wüste bei Aleppo und später in Betlehem lebte und die Bibel ins Lateinische übersetzte (Vulgata). Häufig wird er als Kardinal dargestellt, weil Legenden des 15. Jahrhunderts behaupten, ihm wäre die Kardinalswürde angetragen worden, die er aber abgelehnt habe.

Kleine Tafel mit großer Wirkung

Die Lindenholztafel, auf der Antonello da Messina den heiligen Hieronymus malte, misst nur 45,7 x 36,2 cm. Trotzdem entfaltet er auf ihr eine komplizierte Staffelung von Räumen, deren beherrschende Mitte der Heilige in seiner Studierstube ist. In Anklang an die Mönchsklausen nennt man diese Szene traditionellerweise „Hieronymus im Gehäuse“. Schon Antonellos Lehrer Colantonio del Fiore hatte Hieronymus in einem Studiolo mit hölzernen Regalen mit vielen Büchern, einem Lesepult und auf einem Holzstuhl mit runder Lehne sitzend gezeigt. Antonello zoomt aus dieser Szene aber hinaus und stellt sie in einen gotischen Sakralraum mit Säulen, Kreuzgratgewölben, Biforien (zweigeteilten Fenstern) und einem Säulengang. Dieser Raum wird vorne von einem großen gotischen Sandsteinportal abgeschlossen, das für den Betrachter zum großen Eingangsportal wird, welches das Bild rahmt und den Blick ins Zentrum führt (*s. Innenkarte*). Diese drei verschiedenen Bildelemente bilden miteinander ein Raumgefüge, das eine ungeheure perspektivische Tiefe entfaltet, aber trotzdem eine Zentrierung auf die Person des relativ klein dargestellten Heiligen ermöglicht. Das Licht scheint aus verschiedenen Quellen zu kommen: Es bescheint die Portalwand von links oben und fällt auf den Heiligen und seine Studierstube; es kommt aber auch durch die Fenster von hinten und erleuchtet den Fußboden, den Säulengang und

die Gewölbekappen oben. Besonders beeindruckend sind die Durchblicke auf die Hügellandschaft durch rechteckige Fenster im Untergeschoss. Das linke Fenster zeigt am besten die Meisterschaft Antonellos; es ist erstaunlich, was er auf einer Fläche von nur 4 x 5 cm darstellt: Zwischen einer Hügellandschaft und einem Fluss schmiegt sich eine Stadt mit weißen Stadtmauern, Türmen und einem spitzen (Kirch-)Turm. Zwei Reiter verlassen die Stadt. Am Fluss steht ein Angler und zwei elegant gekleidete Damen spazieren mit ihrem Hund. Auf dem Fluss schwimmt ein Boot mit zwei Personen. Eine Zypresse macht deutlich, dass es sich nur um eine südliche Landschaft handeln kann. Auffälligerweise zeigt der Ausschnitt, den die Fenster auf der rechten Seite erkennen lassen, zwar auch die Hügellandschaft, aber weder die Stadt noch den Fluss, noch irgendwelche Menschen.

Der heilige Gelehrte

Hieronymus sitzt in einem hölzernen Studiolo, das in das gotische Gebäude hineingestellt und mit diesem durch einen Rundbogen auf der linken Seite verbunden wird. Er ist wie ein humanistischer Gelehrter dargestellt, der aufrecht und würdevoll auf seinem Stuhl sitzt und in einem Codex liest. In den Regalen und auf dem Schreibpult sind weitere Codices zu sehen; die meisten sind aufgeschlagen, einige sind geschlossen. Hieronymus ist offensichtlich bei seiner Arbeit zu sehen, aber er schreibt nicht, sondern er liest, wahrscheinlich in der Heiligen Schrift. Weitere Gegenstände in den Regalen zeugen von der Meisterschaft des Malers, denn die Oberflächen sind ganz realistisch wiedergegeben und unterscheiden opake oder glänzende Materialien sehr genau. Auch der Boden aus Majolika-Kacheln ist sehr genau abgebildet und glänzt durch das Spiel von Licht und Schatten, das dem Raum zusätzliche Tiefe verleiht.

Viele Gegenstände lassen sich symbolisch deuten. Zum Teil verweisen sie auf Hieronymus, wie der Kardinalshut, der rechts

hinter dem Heiligen auf der Holzbank liegt, oder der Löwe, der sich im Säulengang rechts gegen den hellen Kachelfußboden abhebt. Er spielt auf die Legende an, dass Hieronymus in der Wüste einem Löwen einen Stachel aus der Tatze gezogen hatte, worauf dieser ihm nicht mehr von der Seite wich. Der Löwe als Attribut des Heiligen ist hier aber ganz in den Hintergrund getreten und nur auf den zweiten Blick wahrzunehmen. Das Kreuz auf dem Regal links neben dem Schreibtisch gehört ebenfalls zur traditionellen Ausstattung des Heiligen.

Verweise auf die Verkündigung an Maria

Sehr erstaunlich ist aber, dass es einige symbolische Verweise gibt, die eigentlich Christus oder Maria zuzuordnen sind. Der runde Buchsbaum zu Füßen des Hieronymus kommt in vielen Verkündigungsszenen vor; er weist auf den Garten Eden hin, aber auch auf Maria, deren Jungfräulichkeit in der christlichen Kunst als verschlossener Garten (*hortus conclusus*) dargestellt wurde. Die Schale mit Nelken („Näglein“) verweist auf die Passion Jesu. Auf der Schwelle des Portals sind ein Rebhuhn, ein Pfau und eine Schale mit Wasser zu sehen (*s. Innenkarte*). Die Schale mit Wasser kann als Quell des Lebens interpretiert werden. Der Pfau galt als Symbol der Auferstehung, weil Plinius d. Ä. berichtet, der Pfau verliere im Herbst alle Federn und erhalte sie im Frühling neu, und Augustinus führt an, dass das Fleisch des Pfaus unverweslich sei. Das Rebhuhn galt als Symbol der Fruchtbarkeit und ist damit eher ein Gegenbild zu Maria. Überhaupt fällt auf, dass die linke Seite eher negativ konnotiert ist (die Katze kann als dämonisches Tier gelten, das Handtuch, das links am Holzregal hängt, ist schmutzig, die Schatten, die den Kachelfußboden verdunkeln, sind links weiter ausgebreitet als rechts).

Die gesamte Komposition des Gemäldes erinnert an die Komposition einer Verkündigungsszene: Der heilige Hieronymus

sitzt in die Meditation des Wortes Gottes vertieft, er ist offen für Gott. Der Verkündigungsenkel fehlt, aber Hieronymus begegnet Gott in seinem Wort. Der Heilige Geist wird durch die Vögel angedeutet, die nur im mittleren und rechten Biforium zu sehen sind. Der Heilige hat seine Schuhe ausgezogen, sie liegen am Fuß der kleinen Holzterrasse. „Leg deine Schuhe ab; denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden“ (Ex 3,5).

Heinz Detlef Stäps

Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst

Das Staunen des achten Psalms

Und, gibt's was Neues? Ja, das gibt es. Etwas ganz Neues. Ein Kind. Was für eine Freude in unserer Familie. Dabei geht es nicht um die Weiterführung der „Dynastie“. Es ist etwas anderes, es ist Freude, es ist Liebe, es ist Staunen über das Wunder des Neuen. Des neuen Lebens. Es ist die Gottesgabe. Es ist Gottes Geschenk.

Erbärmlicher geht's nimmer

Der achte Psalm (*Text siehe Seite 290f.*) ist auch erstaunlich. Da geht es um die Herrlichkeit des Schöpfers, die sich ausgerechnet erweist am Menschen, ja am Menschen-Säugling. So ein Neugeborenes, so ein Mini-Menschchen, erbärmlicher geht's doch eigentlicher nimmer. So ein ganz Kleines ist ja erstaunlicherweise beides, Kraftwerk und das Allerverletzlichste zugleich. Wir haben es gerade erlebt.

Gott befohlen

Erbärmlich sein, also anderen Grund geben zum Erbarmen, das wollen wir nicht, wir Großen. Nichts schlimmer als das. Das wäre die definitive Demütigung, wie mir einer meiner Brüder, leidenschaftlicher Langläufer, unlängst erklärte. Würde seine Laufgruppe auf einen langsameren Mit-Läufer warten, wäre das für diesen eine schwere Kränkung, eine Art Kriegserklärung. Nicht satisfaktionsfähig. Ein Anschlag auf seine Ehre. Das Adjektiv erbärmlich hat ja heute insgesamt keinen guten Klang. Die Zimmer waren in einem erbärmlichen Zustand, das Essen miserabel. Das ist offensichtlich keine Empfehlung fürs Internet-Portal www.schoenenurlaub.de. Wer das über sich lesen

muss, kann gleich dichtmachen. Und doch rufen wir: „Herr, erbarme dich!“ So empfehlen wir uns Gott? Gott befohlen!

Wie gewaltig

Unser Psalm beginnt und endet mit einem Gotteslob: „Herr, unser Herrscher, / wie gewaltig ist dein Name auf der ganzen Erde!“ Seinen Namen, das heißt: das innerste Wesen des Schöpfers von Himmel und Erde, offenbart der im Himmel thronende Allherrscher der Erde. Das ist erstaunlich. Gottes einmalige, einzigartige göttliche Mächtigkeit wird hier unten, auf Erden, publik gemacht. Wie das? „Aus dem Mund der Kinder und Säuglinge schaffst du dir Lob.“ (V. 3) Aber im Ernst, Kinder und Säuglinge als „Follower“, als Gefolge und Gemeinde, das kann ja wohl kein Mensch wollen oder ernst nehmen; Gott erst recht nicht! Das ist lächerlich und macht lächerlich. Das kann doch keiner wollen. Die zählen doch nicht.

Dass du an ihn denkst

Der achte Psalm staunt darüber, dass der hochehrwürdige Weltenkönig sich um jeden einzelnen Menschen kümmert. Was ist der Mensch? So fragten auch die griechischen Philosophen, mit bemerkenswerten und bleibend bedenkenswerten Früchten und Erfolgen. „Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst“, so fragt nur Israel, so fragt die Bibel allein.

Eine schöne Gesellschaft

Was ist „des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?“ (V. 5) Das ist ja die Höhe! Das Kleine, das kleine Menschenkind, das erbärmliche Menschlein, gerade seiner nimmt sich Gott in der Höh an? Gilt nicht der eherne Grundsatz: „Gleich und gleich gesellt sich gern“? Alles andere wäre der soziale Tod.

Und der Hoherhabene sucht gerade die Kleinen als seine Gesellschaft? Unfassbare Torheit. Eine schöne Gesellschaft.

Hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt

Die Psalmverse 6–9 geben auf diese Anfragen eine theologische Antwort. Sie erinnert an die wunderbare, uns bleibend aufgegebene Antwort von Genesis 1,26–28, die von unseren Psalmversen vermutlich beeinflusst wurden. Der Mensch ist beinahe Gott, und das bedeutet: Er ist beauftragt, die Erde als Lebenshaus aller Geschöpfe zu ordnen und zu verteidigen. Diese Vorstellung ist in der ägyptischen und israelitischen Königstheologie beheimatet. Hier wird sie aber universalisiert, über alle Grenzen von Rang und Namen, Herkunft und Zukunft, Rasse, Klasse und Geschlecht hinaus. Alle Menschen sind, Psalm 8 zufolge, „königliche Menschen“, von Gottes wegen. Alle uns Menschen plausible, eingewöhnte, eingefahrene Anthropologie (Lehre/Kunde vom Menschen) und ihre Zuweisungen und Abstufungen, Eingrenzungen und Ausgrenzungen müssen scheitern. Gott allein macht kund, was der Mensch ist.

Menschenwürde – von Gottes wegen

Was ist der Mensch? Das können wir nur wissen, das können wir nur ahnen im Kontakt mit Gott. Gottes Geschenk. Weil „der Herr, unser Herrscher“, es wieder und wieder wagt, sich seinem Geschöpf, dem Menschen, und gerade den Kleinen und Verletzlichen, rückhaltlos zuzuwenden, die bedrohte Ehre der Bedrängten, die wir Menschenwürde nennen, zu verteidigen, den Sprachlosen, Stammelnden, den zum Schweigen Gebrachten, Verstummteten etwas zuzutrauen, ja ihnen seinen Namen anzuvertrauen. Das ist erstaunlich. Staunen mit offenem Mund. Vor allem ist Staunen biblisch aber ein Affekt, der die Hände öffnet, das Herz.

Susanne Sandherr

De profundis

Es tönen die Lieder. Der 130. Psalm

De profundis. Aus der Tiefe. Mit den ersten beiden Worten seiner lateinischen Übersetzung ist der 130. Psalm in unsere Sprache eingegangen: *De profundis*. Er ist einer der sieben „Bußpsalmen“ der kirchlichen Tradition. Aufgrund seiner gedanklichen Nähe zum Römerbrief wird Psalm 130 auch der paulinische Psalm genannt.

Weiter singen

In Musik und Dichtung hat dieser Psalm auf seinem Weg durch Räume und Zeiten eine bemerkenswert reiche und vielgestaltige Spur hinterlassen. Offensichtlich kamen in diesem kurzen biblischen Gebet menschliche Urerfahrungen zur Sprache, an die dann Menschen aller Epochen affektiv und kreativ ‚andocken‘ konnten. Nicht wenige Menschen wurden, so scheint es, von unserem Psalm eingeladen, geradezu verlockt, das Lied, bereichert um ihre eigene Erfahrung, weiter zu singen. Bereichert, und beschwert durch sie.

Ja, er wird Israel erlösen

Psalm 130 wird als Wallfahrtspsalm eingeordnet. Für diese Gattung ist es typisch, dass sich eine individuelle, persönliche („Ich“) und eine kollektive, gemeinschaftliche Ebene („Israel“) überlagern, ohne je deckungsgleich zu werden. Wie auch immer die Schichtung, historisch betrachtet, entstanden ist, in der biblischen Textgestalt gehören beide Dimensionen eng zusammen: Indem der einzelne Beter, die einzelne Beterin, aus den Tiefen der lebensbedrohlich erfahrenen Gottesferne heraus-

findet, besser: herausgeführt wird, ereignet sich Erlösung für ganz Israel. Ebenso gilt: weil es dem Herrn um Israels Erlösung geht, rettet er die Einzelnen aus dem Unheilszusammenhang der Sünde, in dem ihr liebes, das vom Schöpfer geliebte Leben gefährlich feststeckt.

Ganz unten

Aus der Tiefe, aus den Tiefen, rufe ich, Herr, zu dir. Das klingt nicht gerade nach Urlaub und sportlich kontrolliertem Surfen. Hier wird nicht souverän auf Wellen geritten, hier schlagen die Wogen vernichtend zusammen über dem, der sich daraus nicht selbst retten kann. Das Bild der Chaosfluten steht biblisch für den Machtbereich des Todes. Bild der Gottferne, ganz unten, ganz weit weg vom Leben, vom Quell allen Lebens.

Wer könnte bestehen

Jeder und jede von uns ist dem oft zwanglos erscheinenden Zwang der Sünde unterworfen, und wollte der Herr das aufrechnen, all das hochrechnen, ausrechnen – dann wäre keine Hoffnung, für niemanden. Von dieser radikalen Diagnose kommt die genannte Kennzeichnung her: der paulinische Psalm.

Heilsame Unterbrechung

Mach halt mal Pause? Nein, es ist Gott selbst, der das Unheil unterbricht, der aufbricht. Wer sonst. Vergeben, nicht vergessen, das kann nur der Herr. Dann und nur dann sind die unzähligen Opfer, die Geschädigten und Gequälten, nicht mit einem Federstreich ausgelöscht. Amnestie ohne Amnesie, das kann nur Gott.

In Ehrfurcht dienen

Gottesfurcht, mit diesem biblischen Wort können wir vielleicht nicht so viel anfangen. Es wurde ja auch genug Schindluder getrieben mit diesem Wort. Und doch, hier, ein Plädoyer für dieses Wort. Für seine Hoffnung. Gottesfurcht, das ist nämlich, biblisch gelesen, Gottvertrauen. Gegen die furchtbare Menschenfurcht. Rettung vor dem Angstgegner Mensch, viel genauer: vor so viel menschengemachtem, zementiertem, auch in mir eingefleischtem Unheil, das mich verführen und einschüchtern und auf die Seite des Todes ziehen will.

Sich Hoffnungen machen

Nein, nicht ich mache mir Hoffnungen. Gott macht sie uns. Der Herr selbst ist die am Morgen aufgehende, die rettende, leuchtende Sonne. Die Nacht des Unheils, sie ist am Ende. Ein lieber Freund schilderte einmal, ganz leise, dieses auf den neuen Tag hoffende, bange Warten; so hat er es in langen Nächten als junger Arzt im Krankenhaus erlebt.

Es tönen die Lieder

Wer alles hat da angeknüpft, weitergeknüpft, an diesen extremen, und doch universalen, menschlichen Erfahrungen, und an diese spezifisch biblischen Hoffnungslichter? Viele Menschen haben dies getan! Doch wir haben nur die Zeugnisse der anerkannten, der tradierten „Kreativen“. Von der Renaissance über Martin Luther, auf dessen Übertragung des Psalms zahlreiche Vertonungen beruhen, bis ins 20. Jahrhundert, und, lassen Sie uns vermuten, noch weit darüber hinaus! Johann Sebastian Bach, der „fünfte Evangelist“, war mit seinen Kantaten zweifellos ein wirkmächtiger Träger. Doch auch im 20. Jahrhundert haben Komponistinnen und Komponisten schlimmen Anlass

gehabt, den 130. Psalm, verzweifelnd und hoffend zugleich, weiterzutragen und zu befragen.

Verstummen – oder von den Stummen singen

Angesichts des Grauens verstummen, oder von den Verstummenen singen? Das haben sich auch Komponistinnen und Komponisten des 20. Jahrhunderts gefragt. Von dieser Frage zeugt ihr Werk. Auf sie antwortet es. Die Gemordeten des Ersten Weltkrieges, die Millionen und Abermillionen Opfer des Zweiten? Der Völkermord an der europäischen Judenheit? Marcel Dupré, Arthur Honegger, Arvo Pärt, Felicitas Kukuck, Krzysztof Penderecki. Sie konnten nicht anders. Sie wollten nicht anders. Sie haben es gewagt. De profundis. Mit den Stummen singen.

Susanne Sandherr

Glaube und Naturwissenschaft

Das populäre Bild des Dialogs zwischen Glauben und Naturwissenschaft ist von extremen Positionen geprägt: Einer engstirnigen Auslegung der Bibel steht eine atheistische Wissenschaft gegenüber. Aber dies ist eine verzerrte Vorstellung eines scheinbar unversöhnlichen Konflikts. Schon seit Beginn der methodischen Erforschung der Natur besteht ein reger Austausch zwischen den verschiedenen Deutungen der Wirklichkeit, der heute wichtiger ist denn je.

Forschung als Lob Gottes

Herausragende Forscher wie Johannes Kepler oder Isaak Newton wollten mit ihrer Erforschung der Natur noch bewusst den Ruhm des Schöpfers und seines Wirkens in der Welt vergrößern.

Ihnen standen zunächst vereinzelt sogenannte „Enzyklopädisten“ entgegen, die sich bewusst von der christlichen Tradition entfernten und die Welt als reine Materie betrachteten. Erst im 19. Jahrhundert forderten immer mehr Forscher die Unabhängigkeit von der christlichen Tradition. Im 20. Jahrhundert entstanden vor allem in den USA fundamentalistische Strömungen, die aus einer rein wörtlichen Auslegung der Bibel heraus die wissenschaftlichen Forschungen infrage stellten. Gleichzeitig eröffneten neue Theorien wie die Relativitätstheorie oder die Quantenphysik neue Ansätze für den Dialog zwischen Theologie und Naturwissenschaft.

Ergänzung statt Gegensatz

Wo Theologie und Naturwissenschaften sich um den Wahrheitsanspruch streiten, verlieren sie jeweils einen anderen Bereich der Wirklichkeit aus dem Blick. Nach Max Planck „ergänzen und bedingen“ Theologie und Naturwissenschaft einander. Die Disziplinen haben es mit einer gemeinsamen Wirklichkeit zu tun, die sie teils auf unterschiedliche, teils auf ergänzende Art und Weise erklären. Allerdings braucht es noch deutlich mehr Anstrengungen, den Dialog in der heutigen Zeit zu erweitern. Die Theologie ist in der Deutung der Wirklichkeit in den Hintergrund getreten, während die Naturwissenschaft alleinige Autorität zu sein scheint. Der Glaube ist fast nur zur Frage des subjektiven persönlichen Lebens geworden. Dietrich Bonhoeffer warnte jedoch davor, Gott auf die Innerlichkeit zu reduzieren. Vielmehr sei die Frage nach Gott für das Verständnis der Welt entscheidend.

Das Ganze der Wirklichkeit im Blick

Naturwissenschaften können kein vollständiges, objektives Bild der Wirklichkeit vermitteln; ebenso wenig kann der Glaube auf

das Seelenleben reduziert werden. Es geht um eine gemeinsame vielfältige Wirklichkeit. Wenn der Glaube keinen verstehbaren und konkreten Zusammenhang zur Wirklichkeit herstellen kann, wird christliche Rede entwertet. Beispielsweise wird dann die Forderung der „Bewahrung der Schöpfung“ unverständlich, wenn man schlicht vom Umweltschutz sprechen kann. Wer von Gott redet, geht auch die Verpflichtung ein, die Wirklichkeit entsprechend zu deuten und die Frage nach Gott ins Gespräch zu bringen. Dazu gehören beispielsweise das Verhältnis von Schöpfung und Evolution, die Deutung der Quantenphysik und die Erkenntnisse der Hirnforschung. Es geht um das Umfassende unserer Welt und unseres Lebens. Gleichzeitig muss die Naturwissenschaft erkennen, dass es Bereiche gibt, die nicht mit wissenschaftlichen Methoden erklärbar sind. Wer einen anderen Menschen liebt, wird dies nicht nur chemisch erklären können. Wer nach dem Sinn des Lebens fragt, kann dies nicht in Formeln ausdrücken. Es gibt kein rein rationales und kontrolliertes Verhältnis zur Welt. Glaube und Naturwissenschaft bilden keinen Gegensatz, sondern ergänzen und brauchen einander.

Marc Witzemberger

Jesus lebt, mit ihm auch ich

Nachdenken über ein starkes Stück

Den Text des Liedes finden Sie auf den Seiten 135–136.

Der Text des Auferstehungsliedes (GL 336; EG 115) geht auf den Theologen und Philosophen der Aufklärung, Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769) zurück (1757). Die im „Gotteslob“ untergelegte Melodie stammt von Albert Höfer (1859). Im „Evangelischen Gesangbuch“ ist Gellerts Worten die Melo-

die des barocken Kirchenliedes „Jesus, meine Zuversicht“ (EG 526) beigegeben, an das sich „Jesus lebt, mit ihm auch ich“ strophisch wie thematisch anschloss. Dem Lied aus der Barockzeit (Worte: Otto von Schwerin, 1644/1653, Melodie: Berlin 1653) verdankt Gellerts Lied auch den Kehrvers am Strophenende.

Ich weiß, dass mein Erlöser lebt

Die Liedfassung des „Gotteslob“ bietet die EG-Strophen 1, 2, 5 und 6 und verzichtet auf die Strophen 3 und 4. Gellert bringt die ersten vier Zeilen jeder Strophe, die durch Kreuzreim verbunden sind, durch das nachfolgende Reimpaar prägnant zum Abschluss. Ein zusätzliches Merkmal, das die Strophen verbindet, ist die Wendung „Jesus lebt“ am Stropheneingang. Der gedankliche Aufbau des Liedes ist schlüssig. Die erste Strophe bringt das Zentrum des Liedes zur Sprache, die Bedeutung der Auferweckung Jesu von den Toten: „Jesus lebt, mit ihm auch ich.“ Im Hintergrund steht die berühmte Stelle Ijob 19,25: „Doch ich weiß: Mein Erlöser lebt, / als Letzter erhebt er sich über dem Staub.“

Löser und Loser

In der christlichen Auslegungstradition hat dieser Vers und haben die beiden folgenden Verse eine außerordentliche Wirkung entfaltet. Der Begriff des Erlösers bzw. des Löser stammt biblisch aus dem Familienrecht und bezeichnet jene Person, die ein in Schuldknechtschaft geratenes Mitglied der Großfamilie freikauf, also auslöst. Doch dieser von Ijob ersehnte Löser oder Erlöser wird, so wird sich im weiteren Verlauf des Buches Ijob erweisen, niemand anderes als Gott sein. Das ganz und gar unwahrscheinliche, rettende Auslösen, das ganz irdisch scheint, wird zugleich und in eins damit ganz von Gott her wahr sein. So weit das Ijob-Buch. Und dann die herausfordernde christli-

che Erfahrung: Der den getöteten Messias Jesus lebendig machende und durch diesen selbst erlösend waltende Gott und das todbedrohte, todverfallene Ich, sie finden sich in einem einzigen, nicht nur grammatisch widerspenstigen Satz vereint: „Jesus lebt, mit ihm auch ich.“

Ewig herrschen, ewig leben

In der zweiten Strophe wird dieses wundersame Geschehen eschatologisch-universalgeschichtlich ausgedeutet. Zugleich individualisiert sich die Perspektive radikal: „mit ihm werd auch ich zugleich / ewig herrschen, ewig leben“. Verengt sie sich? Ich glaube nicht. Ich, dieses so furchtsame, fürchterlich sterbliche, verderbliche Ich, ich werde leben. Ich weiß, dass mein Erlöser lebt. Durch seine, nicht durch meine, verrückt-vermessene, vermeinte, angemaßte, Ewigkeit werde ich Anteil haben. Durch sie, durch ihn, darf ich leben und lieben. Gottes Anteilgabe, nicht menschliche Anteilhabe. Da liegt der Unterschied. Da lebt der Unterschied, der Leben rettet, und alle Welt: „dies ist meine Zuversicht“.

Keine Macht der Finsternis

In der dritten (EG: fünften) Strophe des Gellert-Liedes aus dem „Gotteslob“ artikuliert sich die Glaubensgewissheit des das Auferstehungsgeschehen preisenden und auslotenden Ich. „Ich bin gewiss, / nichts soll mich von Jesus scheiden.“ In der fünften Zeile findet sich die Formulierung, in Übereinstimmung mit dem Liedtext im EG: „Seine Treue wanket nicht.“ Ob dies eine notwendige und eine erhellende Veränderung gegenüber Gellerts ursprünglichem Text war: „Er giebt Kraft zu dieser Pflicht“, wird mit Recht gefragt. Denn die eigene, aber nicht aus Eigenem gewirkte Befreiung, die gläubige Verflechtung mit dem auferweckten Herrn, ist doch zweifellos auch eine Verpflich-

tung gegenüber dem Bruder und der Schwester, Verpflichtung zu einem neuen, lösenden, erlösenden Leben in Christo.

Seine Treue wanket nicht

„Seine Treue wanket nicht“, auch dieses Wort gilt und trägt und hält uns, allerdings. Nicht nur, aber vor allem gegenüber den Geschwistern aus dem Judentum haben wir dieses Wort allzu oft überhört, unserem Gott, der Leben schenkt durch den Tod hindurch, Gott kleingläubig und missgünstig misstraut.

Herr, Herr, meine Zuversicht

Die Schlussstrophe, im EG die sechste, im „Gotteslob“ die vierte Strophe, greift die zentralen Begriffe der ersten Strophe wieder auf. Die Bedeutung von Ostern für den Trost in Todesnot wird betont. Ars moriendi, die Voraussetzungen, die „Kunst“, des heilsamen Sterbens, sind im Blick. Christian Fürchtegott Gellert steht hier deutlich in der Spur der Sterbelieder des 17. Jahrhunderts. Mit dem nun leicht, aber markant veränderten Kehrreim: „Herr, Herr, meine Zuversicht“, in dem die Zuversicht endlich zur Du-Anrede findet, schließt das Lied, und öffnet sich zugleich Gottes großem Hoffnungs-Weg.

Susanne Sandherr

Die Täuferbewegung

In der Zeit der Reformation setzten sich zahlreiche unterschiedliche Strömungen leidenschaftlich für ihre Überzeugungen ein. Neben den Auseinandersetzungen auf wissenschaftlicher und kirchenpolitischer Ebene, wo in tagelangen Disputationen miteinander gerungen wurde, gab es mehrere oft

auch regional begrenzte Bewegungen, die vor dem Hintergrund der reformatorischen Thesen eine radikale Erneuerung des christlichen Lebens forderten und gegen die bestehenden Ordnungen protestierten. So war für einen Kreis um den Züricher Reformator Huldrych Zwingli die Säuglingstaufe der Stein des Anstoßes. Dieser gern auch als „linker Flügel der Reformation“ bezeichnete Kreis lehnte die Taufe von Kleinkindern mit der Begründung ab, dass die Taufe nur einer bewussten Bekehrung und Entscheidung folgen könne. Sie bestritten die Gültigkeit der Kindertaufe und praktizierten seit 1525 die Erwachsenentaufe. Damit setzten sie ihr Leben aufs Spiel, denn 1529 wurde ein Reichsgesetz erlassen, das die sogenannten „Wiedertäufer“ mit der Todesstrafe bedrohte. Der Begriff „Wiedertäufer“ ist irreführend und wird von den Kirchen der Täuferbewegung als diffamierend empfunden. Auf die Täuferbewegung gehen verschiedene heutige Kirchen zurück, vor allem die Mennoniten und die Baptisten.

Das Täufertum breitet sich aus

In drei verschiedenen Regionen waren Täuferbewegungen entstanden. Neben Zürich gab es weitere Zentren in Thüringen und Franken sowie in den Niederlanden. Vor allem der Bauernkrieg im Jahr 1525, in dem sich die Aufständischen auch für eine unmittelbare Beziehung des Einzelnen zu Gott ohne eine Vermittlung der Kirche starkmachten, führte zu einer raschen Verbreitung des Täuferiums. Denn neben der Frage der Taufe war es auch das Verhältnis zur Obrigkeit, bei dem sich die Täufer für eine radikale Erneuerung einsetzten. Die christliche Gemeinde müsse von der staatlichen Obrigkeit unabhängig werden. Ob man sich für diese Unabhängigkeit sowie gegen Ungläubige auch mit Gewalt einsetzen dürfe, führte in der Täuferbewegung zu unterschiedlichen Meinungen. Die einen lehnten jede Gewalt ab und wurden damit auch zu den Pio-

nieren sogenannter Friedenskirchen. Die anderen sahen auch einen gewaltvollen Einsatz durch Gott legitimiert und griffen zu drastischen Mitteln. In Münster konnten die Täufer sogar eine eigene Herrschaft durchsetzen. 1535 wurde die Stadt von den Reichstruppen zurückerobert und die Täufer auf grauenvolle Weise hingerichtet.

Mennoniten

Der ehemalige katholische Priester Menno Simons (1496–1561) wandte sich gegen die radikalen Ansichten der Münsterschen Täuferbewegung und gehörte zum pazifistischen Flügel. Er organisierte das Gemeindeleben vor allem im niederdeutschen-holländischen Raum. Simons betonte die Gnade Gottes, die in den Gläubigen auch die Welt verändern könne, insbesondere auch durch das Gebet für die Feinde. Von ihm hatten die Täufergemeinden in diesem Raum auch den Namen „Mennoniten“ erhalten. Da viele der Gemeinden verfolgt wurden, flohen sie in andere Gebiete, wo sich das Täuferum weiter ausbreitete, unter anderem in Osteuropa und Russland, aber auch Kanada und den Vereinigten Staaten von Amerika. Heute gibt es etwa 1,1 Millionen Mennoniten, in Deutschland sind es rund 5700 Mitglieder in 52 Gemeinden, die in der „Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden“ zusammengeschlossen sind. In den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts kamen zahlreiche deutschstämmige Mennoniten aus Russland nach Deutschland, die meisten von ihnen gründeten eigene Gemeinden. Die Mennoniten sind Gründungsmitglieder des Ökumenischen Rates der Kirchen 1948 und engagieren sich an vielen Stellen der ökumenischen Bewegung.

Baptisten

Die Baptisten (griechisch: die „Täufer“) führen sich selbst zwar nicht direkt auf die Täuferbewegung der Reformation zurück, haben aber auch dort ihre Wurzeln. In England lehnten sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts einige Gemeinden gegen die Abhängigkeit von der anglikanischen Staatskirche auf und forderten eigene kongregationalistische Strukturen. John Smyth (1554–1612), ehemals anglikanischer Geistlicher, floh 1608 mit einer Gruppe Gleichgesinnter nach Amsterdam, wo er sich selbst und anschließend weitere Erwachsene taufte und damit die erste Baptistengemeinde gründete. Sie nahmen Verbindungen zu den Mennoniten auf, einige von ihnen kehrten auch wieder nach England zurück. Kurz darauf entstand in London eine Gemeinde, wo 1641 auch die Taufe durch Untertauchen des ganzen Körpers als Symbol des Begrabenwerdens und Aufstehens praktiziert wurde. Diese Praxis wurde später von den meisten der täuferischen Gemeinden übernommen. Vor allem in den USA wuchsen die Gemeinden rasch. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam die baptistische Bewegung über Johann Oncken (1800–1884) auch nach Deutschland, wo er 1834 die erste Gemeinde in Hamburg gründete. Heute soll es rund 43 Millionen getaufte Baptisten weltweit geben. In Deutschland hat der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden, wie die Baptisten offiziell heißen, rund 83 000 Mitglieder in 900 Gemeinden. Während auf Weltebene ökumenisch die Baptisten zunächst noch zurückhaltend waren, gehörten die Baptisten in Deutschland bereits zu den Gründungsmitgliedern der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen im Jahr 1948.

Marc Witzenbacher

Liturgie der Kirche und Gottesdienste „an den Rändern“

Wenn das Zweite Vatikanische Konzil festhält, dass die „Liturgie der Höhepunkt (ist), dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt“ (Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* Nr. 10), wird die hohe Relevanz deutlich, die das gottesdienstliche Leben für die Kirche hat. Von daher ist die Liturgie keine Nebensächlichkeit, sondern sie ist neben der Verkündigung (Martyria) und dem Leben in Barmherzigkeit (Diakonia) eine der drei Weisen, in der Kirche sich vollzieht, in der wir erleben, dass Kirche ist.

Gottesdienst der Kirche

Der Begriff „Liturgie der Kirche“ ist deshalb eine theologische Notwendigkeit. Er geht über die rechtliche Ordnung durch die Kirche als Ganze hinaus, er betrifft ihren innersten Kern. Er umreißt, dass es Feiern gibt, die so zentral sind, dass sie konstitutiv zum Leben der Kirche gehören: „Denn die apostolische Arbeit ist darauf hingeeordnet, dass alle, durch Glauben und Taufe Kinder Gottes geworden, sich versammeln, inmitten der Kirche Gott loben, am Opfer teilnehmen und das Herrenmahl genießen.“ (SC 10) Hier kommen die beiden zentralen sakramentalen Feiern in den Blick: die Taufe als Schritt des Christ-Werdens und zur Kirche-Gehörens; und die Feier der Eucharistie, in der wir als Getaufte immer wieder die Stärkung und Erneuerung unseres Christseins erfahren. Beide Feiern bauen fundamental die Kirche auf und erhalten sie. Alle anderen sakramentalen Feiern sind auf diese zugeordnet, ebenso die Gebetsgottesdienste der Gemeinde (Stundengebet).

Diese Feiern nehmen die Gläubigen mit in Leiden, Tod und Auferstehung Jesu Christi hinein und geben Anteil an der Voll-

endungsgestalt seines Reiches und seiner Kirche. Deshalb wird die Liturgie der Kirche als Feier des Pascha-Mysteriums bezeichnet: „Seither hat die Kirche niemals aufgehört, sich zur Feier des Pascha-Mysteriums zu versammeln, dabei zu lesen, ‚was in allen Schriften von ihm geschrieben steht‘, die Eucharistie zu feiern, in der ‚Sieg und Triumph seines Todes dargestellt werden‘, und zugleich ‚Gott für die unsagbar große Gabe dankzusagen‘, in Christus Jesus ‚zum Lob seiner Herrlichkeit‘.“ (SC 6)

Sacra und pia exercitia

Die Kirche kennt weitere Gottesdienste, die nicht so relevant sind und dennoch wichtig für die Gemeinden vor Ort. Sie werden als „sacra exercitia“ („heilige Übungen“) bezeichnet, wenn sie auf der diözesanen Ebene geordnet sind, oder als „pia exercitia“ („fromme Übungen“), wenn sie der Frömmigkeit der Gläubigen entspringen (SC 13). Der Kreuzweg, Andachten in den Festzeiten, Rosenkranz- und Marienandachten, Früh- und Nachtschichten, Pilgerfahrten und Taizé-Besuche sowie vieles mehr fallen unter diese relativ offene Begrifflichkeit. Diese Feiern haben Christinnen und Christen geprägt (besonders solange die Messen noch auf Latein gefeiert wurden) und prägen sie noch heute. Sie haben ihre Hochphasen, können aber auch wieder aus der Übung geraten. Ohne im engeren Sinne „Liturgie der Kirche“ zu sein, d. h. ohne zum wesentlichen Vollzug der Kirche zu gehören, haben sie ihre Bedeutung für die Gläubigen in bestimmten Zeiten, Kulturen und Gebieten. Sie sind ein Weg, geistlich immer wieder zum Zentrum des Glaubens und des Gottesdienstes zu gelangen.

Gottesdienste an den Rändern der Kirche

Heute sehen wir noch eine dritte Kategorie von gottesdienstlichen Feiern, die vor Jahrzehnten noch gar nicht im Blick war.

Es sind Formen, die bewusst an den Grenzen der Kirche angesiedelt sind, nicht primär auf Getaufte abzielen und sich aus verschiedenen Initiativen heraus gebildet haben. Sie setzen bewusst niederschwellig an, d. h. erwarten keine Erfahrungen mit gottesdienstlichen Bräuchen und Gegebenheiten. Sie sollen einladend wirken, sind ein Dienst der Kirche für die außerhalb Stehenden, sind bisweilen Feiern „im Vorübergehen“. Sie nehmen „religionsproduktive Tendenzen“ in einer scheinbar säkularen Gesellschaft auf.

So bieten zahlreiche Stadtkirchen eine Kurzandacht zum Mittag oder zum Abend an, wenn die Berufstätigen eine Pause machen oder Arbeitsschluss haben. Als Elemente können eine Kurzlesung aus der Heiligen Schrift, ein Impuls mit wenigen Sätzen, ein Lied oder andere Musik, Gebet und Segen dienen. Die kurzen Einheiten ermöglichen religiöse Erfahrungen, die eine auf Waren und Geld konzentrierte materielle Welt übersteigen. Eine vertiefende Wirkung kann aus der Regelmäßigkeit resultieren sowie aus der Verbindung mit weiteren Anknüpfungspunkten der City-Pastoral: präsenzte Seelsorger und Seelsorgerinnen, Sozialstation, Café, Buchhandlung etc. Immer können die Besucher ihre Nähe oder Distanz zum gottesdienstlichen Geschehen selbst bestimmen.

Eine Form, die auf den individuellen Lebenslauf zielt, ist die „Feier der Lebenswende“. Sie ist eine aus Ostdeutschland stammende Feier von Christen für Nichtchristen an der Schwelle zum Erwachsenenalter und ist an die Jugendweihe angelehnt. Der Feier geht eine Vorbereitungszeit voran, in denen Jugendliche in näheren Kontakt mit den Gemeinden, ihrem Kirchenraum, dem Kirchenjahr und den Bräuchen gelangen. Die eigentliche Feier findet bewusst in der Kirche statt. Die Deutung des bisherigen Lebens durch die Jugendlichen und die Benennung der eigenen Hoffnungen für ein gelingendes Leben werden mit der Heiligen Schrift in Bezug gebracht und ins „Gebet genommen“. Zugleich wird beachtet, dass die Jugendlichen nicht

getauft sind. Man imitiert auch keine sakramentale Handlung. Die Feier bietet eine Deutung der Lebenssituation im Horizont christlichen Glaubens, ohne zu vereinnahmen.

Diese aufgezeigte Bandbreite von Gottesdienstformen erscheint in einer Gesellschaft notwendig, in der immer weniger selbstverständlich ist, dass Menschen gläubig sind oder gar zur Kirche gehören. Sie ist ein Angebot aus dem Zentrum der Kirche, aus dem Glauben heraus – eine Einladung an die Einzelnen, die eigene Existenz in das Licht des Christus-Glaubens zu stellen.

Friedrich Lurz

Heilige des Monats: Mutter Teresa

Als „Engel der Armen“ hatte man Mutter Teresa schon zu Lebzeiten bezeichnet. Vielen galt sie als Inbegriff der Nächstenliebe und des selbstlosen Einsatzes für die Armen. Agnes Bojaxhiu, wie sie mit bürgerlichem Namen hieß, war Ordensgründerin und erhielt den Friedensnobelpreis. Ihr unermüdlicher Einsatz in den Slums von Kalkutta machte die zierlich wirkende Frau weltberühmt. Doch Mutter Teresa war stark und sie verdeutlichte in ihrer Arbeit, dass Gott gerade bei den Schwachen ist und seine Barmherzigkeit den Ärmsten der Armen besonders gilt. Sie selbst wurde aber auch von Zweifeln geplagt und ging durch große Dunkelheiten. Jedoch hielt sie am Glauben fest und wurde für viele wichtiges Vorbild und wegweisende Ratgeberin.

Frühe Entscheidung für das Ordensleben

Agnes Bojaxhiu wurde am 26. August 1910 in der heutigen mazedonischen Hauptstadt Skopje geboren, das damals noch zu

Albanien gehörte. Ihr Vater starb, als sie acht Jahre alt war. Von ihrer Mutter und den Geistlichen der Jesuitenpfarre zum Heiligen Herzen Jesu wurde ihr Glaube nachhaltig geprägt. Schon im Alter von zwölf Jahren hatte sich Agnes entschlossen, Ordensfrau zu werden. So reiste sie 1928 nach Irland, um sich dort den „Schwestern von Loreto“ anzuschließen. In der Nachfolge von Theresia von Lisieux erhielt sie den Ordensnamen Theresia. Ihr Noviziat brachte sie nach Nordindien, wo sie im Mai 1931 die erste Profess ablegte, 1937 folgten die ewigen Gelübde. In Kalkutta arbeitete sie zunächst als Lehrerin an einer Schule des Ordens, deren Direktorin sie 1944 wurde. Ihre Schülerinnen, bei denen sie sehr beliebt war und mit denen sie eine innige Verbindung hatte, nannten sie bereits nur noch „Mutter Teresa“.

Ein Herz für die Armen

Das furchtbare Elend, das sie in den Slums der Millionenstadt Kalkutta erlebte, drängte sie dazu, etwas zu unternehmen. Zusammen mit ihren Schülerinnen ging sie in die Slums und leistete medizinische Hilfe. Auf einer Zugfahrt im Jahr 1946 hatte sie schließlich ein visionäres Erlebnis. Christus rief sie zu den Ärmsten der Armen und forderte sie auf, eine Ordensgemeinschaft zu gründen. Rund zwei Jahre prüfte sie sich und bat schließlich den Erzbischof von Kalkutta, ihr die Exklaustrierung zu gewähren, also als Ordensfrau außerhalb des Klosters und des Ordens zu wirken. Am 17. August 1948 zog sie den blau-weißen Sari, die Tracht der bengalischen Frauen, als Zeichen der Verbundenheit mit dem indischen Volk an. Sie ging zunächst nach Patna, rund 400 Kilometer von Kalkutta entfernt, wo sie sich medizinisch weiterbildete, und kehrte dann nach Kalkutta zurück. Im Armenviertel kümmerte sie sich um die Kranken und Sterbenden und gründete eine Schule für die verwahrlosten Jugendlichen. Viele ihrer früheren Schülerinnen halfen „Mutter Teresa“ bei ihrem Dienst für die Armen. So entschloss sich Teresa dazu,

am 7. Oktober 1950 mit ihren Gefährtinnen den Orden „Missionarinnen der Nächstenliebe“ zu gründen. Der Orden wurde vom Erzbischof von Kalkutta approbiert und 1965 durch Papst Paul VI. anerkannt.

Ausbreitung des Ordens

Das Mutterhaus in Kalkutta war das Geschenk eines Muslimen, der aus der Stadt wegzog und sein Haus den engagierten Schwestern überließ. Von dort aus konnte Mutter Teresa als Generaloberin weitere Niederlassungen in Indien, Venezuela, Italien und Tansania gründen. Schließlich waren auf allen Kontinenten Krankenhäuser, Schulen, Internate und Sterbehospize der Missionarinnen der Nächstenliebe präsent. Auch in den damals kommunistischen Ländern wie der Sowjetunion und in Albanien konnten Einrichtungen der Missionarinnen entstehen. Bereits 1963 gründete sie auch einen männlichen Zweig des Ordens, 1976 sowie 1979 entstanden kontemplative Zweige der Schwestern und der Brüder, 1984 eine Priesterkongregation. Mutter Teresa war bald auf der ganzen Welt bekannt und wurde vielfach für ihren unermüdlichen Einsatz geehrt. Den Friedensnobelpreis nahm sie 1979 „zur Ehre Gottes und im Namen der Armen“ entgegen. Als sie am 5. September 1997 starb, wirkten rund 4 000 Ordensschwestern in 610 Niederlassungen in 123 Ländern als „Missionarinnen der Nächstenliebe“.

Frühzeitiger Prozess der Kanonisierung

Papst Johannes Paul II., der sich häufig mit Mutter Teresa getroffen hatte, eröffnete bereits zwei Jahre nach ihrem Tod das Seligsprechungsverfahren – entgegen der üblichen kanonischen Frist, die erst fünf Jahre nach dem Tod ein solches Verfahren erlaubt. 2003 sprach er die Ordensfrau, die schon zu Lebzeiten als Heilige galt, selig. Am 4. September 2016 konnte sie

schließlich von Papst Franziskus heiliggesprochen werden. Zu der Zeremonie kamen mehr als 100 000 Menschen auf den Petersplatz. 13 Staatsoberhäupter, darunter auch der indische Ministerpräsident, nahmen an dem Gottesdienst teil. Im Anschluss lud Papst Franziskus 1 500 Obdachlose aus ganz Italien zum Essen ein, serviert von 250 „Missionarinnen der Nächstenliebe“.

Marc Witzenbacher

Vor 125 Jahren starb Adam Opel

Kurz vor seinem Tod soll Adam Opel über ein Automobil gesagt haben, dass dieser „Stinkkasten“ es zu nicht mehr bringen werde als zum Spielzeug der Millionäre, die nicht mehr wissen, wie sie ihr Geld wegwerfen sollen. Der Begründer der Automobilbauer-Dynastie hat selbst gar keine Autos gebaut, sondern mit einer Firma für Nähmaschinen den Grundstein für den Erfolg von „Opel“ gelegt.

Lehre zum Schlosser

Adam Opel wurde 1837 in Rüsselsheim als Sohn eines Schlossermeisters geboren. Wie seine Brüder machte Adam zunächst bei seinem Vater eine Schlosserlehre und ging anschließend auf Wanderschaft, unter anderem zu Nähmaschinenfabriken in England und Frankreich. Zurück in Rüsselsheim begann er daher, Nähmaschinen zu bauen und optimierte deren Fertigung so, dass er es 1884 in seiner Firma schließlich auf 18 000 Nähmaschinen im Jahr brachte. Möglich wurde dies auch durch die finanziellen Mittel seiner Frau: Die Gastwirtstochter Sophie Scheller, die Adam Opel 1868 geheiratet hatte, konnte durch den Gewinn in einer Lotterie das Startkapital für die industrielle Fertigung der Maschinen stellen. 1886 begann Opel auch mit

der Produktion von Fahrrädern und wurde rasch zum größten Fahrradhersteller Deutschlands. Adam Opel war ein Meister darin, die Herstellungsprozesse zu beschleunigen, und baute die Firma nach und nach zu einem großen Unternehmen aus. Doch war Adam Opel nicht nur erfolgreicher Unternehmer, sondern engagierte sich auch für seine Mitarbeiter. 1872 gründete er eine Krankenversicherung für seine Beschäftigten. Am 8. September 1895 starb Adam Opel. Drei Jahre nach seinem Tod begann seine Frau Sophie, die zusammen mit den Söhnen die Leitung der Firma übernommen hatte, mit der Automobilproduktion, die den Namen Opel schließlich weltberühmt machen sollte.

Marc Witzemberger

Rosch Haschana – das jüdische Neujahr

Am 19. September beginnt nach jüdischer Zeitrechnung das Jahr 5781. Als Beginn zählt die Erschaffung der Welt, die nach jüdischer Tradition auf das Jahr 3760 vor Christus datiert wird. Dabei wird nicht an einem bestimmten Datum für die Welterschaffung festgehalten, auch im Judentum werden die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen anerkannt. Die Verbindung von Jahresbeginn und Erschaffung der Welt bekräftigt aber den Glauben an den Schöpfer. Vermutlich hat der Jahresbeginn im Herbst seinen Grund darin, dass die bäuerlichen Erntearbeiten abgeschlossen waren und ein neues Erntejahr vorbereitet wurde. Die Termine des jüdischen Festjahres und des Kalenderjahres entsprechen sich nicht, weil es in Monate von abwechselnd 29 bzw. 30 Tagen eingeteilt wird und daher nur 354 Tage hat. An das Kalenderjahr und das Sonnenjahr wird es daher mit Schaltmonaten angepasst. So verschieben sich jährlich die Termine der Feste gegenüber dem

Kalenderjahr, ähnlich wie es auch bei der Terminierung des Osterfestes ist.

„Kopf des Jahres“

In der Bibel wird der Neujahrstag nicht selbst genannt, sondern als „Tag der Erinnerung“ oder „Tag des Schofarblasens“ (Num 19, 1) erwähnt. Erst in talmudischer Zeit kam die heute gebräuchliche Bezeichnung „Rosch haschana“, wörtlich „Kopf des Jahres“, auf. Von dieser Bezeichnung her wünschen auch wir uns zum Neujahr einen guten „Rutsch“. Die Neujahrstage sind nach jüdischer Tradition Gerichtstage, an denen im Himmel nach einem in der Liturgie gebrauchten Bild das „Buch der Erinnerungen“ aufgeschlagen wird, in dem die Handlungen der Menschen eingeschrieben sind. So wird das Urteil für das kommende Jahr gefällt, aber noch nicht ausgeführt, denn der Mensch kann durch Buße, Gebet und Wohltätigkeit noch seinen Weg verändern. Zehn Tage später ist dann der Jom Kippur, der „Versöhnungstag“, an dem das Urteil „besiegelt“ wird. Daher ist auf jüdischen Grußkarten zum Neujahr auch oft der Wunsch „gutes Einschreiben“ zu finden.

Blasen des Widderhorns

Am Neujahrstag wird traditionell der Schofar, das Widderhorn, geblasen (vgl. Lev 23, 24). Insgesamt werden in einer bestimmten Reihenfolge 100 Töne unterschiedlicher Länge gespielt. Nach der Tora wurde der Schofar geblasen, als das Volk Israel am Berg Sinai die Gebote empfing (vgl. Ex 19, 13), er gilt zudem als Symbol der Opferbereitschaft Abrahams gegenüber Gott, da Abraham einen Widder opferte, nachdem er die Probe bestanden hatte, ob er bereit wäre, seinen eigenen Sohn zu opfern (vgl. Gen 22, 1–19). So erinnern die Schofartöne an die Ursprünge und die innige Beziehung, die Gott zu seinem Volk

unterhält. Gleichzeitig rütteln die Töne auf, sich wieder neu auf Gott auszurichten.

Bräuche zum Neujahrstag

Im Lauf der Zeit haben sich viele Traditionen gebildet, wie das Neujahrsfest in den jüdischen Familien begangen wird. So ist es beispielsweise üblich, eine Scheibe Brot oder ein Apfelstück in Honig zu tauchen, um sich gegenseitig ein „süßes“ Jahr zu wünschen. Viele tragen an Neujahr weiße Kleider, auch wird eine weiße Kopfbedeckung, die Kippa, getragen, der Kantor und der Rabbiner haben weiße Gewänder an. Weiß gilt als die Farbe der Reinheit. Eine weitere Tradition ist es, am Meer, einem See, einem Brunnen oder einem Fluss seine Taschen auszuleeren. Man wirft, zurückgehend auf einen Spruch aus dem Propheten Micha (vgl. Mi 7, 19), nach dem Gott die Sünden ins Meer versenkt, symbolisch die Sünden ins Wasser.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT in der Corona-Krise

Liebe Leserinnen und Leser,

es sind nun schon Wochen, während derer die Corona-Krise unser Leben einschränkt. Und wenn Sie dies lesen, ist die Situation vielleicht schon wieder anders. Viele Gottesdienste sind entweder gar nicht oder nur mit starken Einschränkungen möglich. Fehlt den einen das Singen und die „Stimmung“ der gemeinsamen Gottesdienste, fehlt den anderen vor allem die ungestörte Messfeier und die Möglichkeit zum Empfang der Eucharistie.

In vielfacher Weise scheinen wir momentan auf uns selbst geworfen, wenn wir unseren Glauben leben und feiern wollen.

Und doch sind wir in einer Situation, in der Christinnen und Christen über die Jahrhunderte immer wieder waren, wenn Sie ohne „kirchliche Strukturen“ leben mussten. Sei es bei einem Aufenthalt in einem fremden Land mit anderer Religion oder Konfession, sei es als Siedler und Kolonisten in neu besiedelten Landstrichen, sei es auf der Flucht. Wie die Gläubigen dieser Zeiten und Situationen können wir darauf vertrauen, dass unsere einfachen Mittel des Gebets und der Feier nicht umsonst oder wirkungslos sind, sondern uns mit Gott und miteinander verbinden. Für uns alle gilt die Zusage Jesu Christi: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Mt 18,20)

MAGNIFICAT bietet auch in der gewohnten Gestalt dazu einige Mittel. Mit den Texten zur Eucharistiefeier können wir einen kleinen Wortgottesdienst feiern und sind zugleich mit der großen Liturgie der Kirche verbunden. Auch wenn wir z. B. nicht das Wort Gottes durch jemand Kompetenten ausgelegt bekommen, können wir in der Familie oder kleinen Gruppen einander zusagen, was uns an einem Bibeltext aufgeht und bewegt.

In das Gebet am Morgen und am Abend, ob wir es nun alleine vollziehen oder zu zweit oder dritt, können wir unsere ganzen Ängste, Zweifel, Hoffnungen und Freuden einbringen. Sowohl die Psalmen mit ihrer eigenen Sprache, aber auch die Hymnen bieten Ansatzpunkte, dem Leben unter den Bedingungen von Corona eine Richtung zu geben. Die Bitten und Fürbitten haben viele Ansatzpunkte, für die an Corona Erkrankten, die Einsamen, aber auch die Verstorbenen zu beten.

Und wir dürfen gewiss sein: Gott hört uns, Gott weiß um uns und Gott geht mit uns auch auf schweren Wegen. Möge der Segen Gottes Sie und Ihre Lieben allzeit begleiten.

Ihre MAGNIFICAT-Redaktion

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Oktober 2020

Mit den Psalmen
danken

Halleluja!
Dankt dem HERRN, denn er ist gut,
denn seine Huld währt ewig.

Psalm 118 – Vers 1

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Evangelist Lukas

Gero-Codex,
Reichenau, vor 969
Hs. 1948, fol. 3v,
© Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt

Der Gero-Codex ist ein Evangelistar, das 298 Evangelienabschnitte in der Reihenfolge des Kirchenjahres enthält. Im Widmungstext (fol. 8r) ist der Schreiber (wohl eher nicht auch der Buchmaler) als Anno, ein Mönch von der Benediktinerabtei auf der Insel Reichenau, ausgewiesen. Nach ihm wird eine ganze Gruppe von Reichenauer Handschriften als Anno-Gruppe (früher Eburnat-Gruppe) bezeichnet. Im Widmungsgedicht (fol. 7r) wird die Handschrift an Gero „Basilicae petrie custos“, den Hüter der Petrus-Basilika übereignet. Da der Kölner Dom dem heiligen Petrus geweiht ist, nimmt man an, dass die Handschrift für Erzbischof Gero von Köln angefertigt wurde, allerdings noch zu der Zeit, als er nicht Erzbischof, sondern Domkustos in Köln war, da er auf den beiden Widmungsbildern (fol. 6v und 7v) nicht in erzbischöflichen Gewändern dargestellt ist. Daraus ergibt sich die zeitliche Festsetzung vor 969, da Gero in diesem Jahr zum Erzbischof von Köln gewählt wurde. Somit ist der Gero-Codex die älteste erhaltene Handschrift aus dem Skriptorium auf der Reichenau.

Die 176 Pergamentblätter der Handschrift messen 29,7 x 22,2 cm. Die Bibeltexte sind in karolingischer Minuskel geschrieben. Der Codex enthält acht ganzseitige Miniaturen, darunter die vier Evangelisten hintereinander zu Beginn der Handschrift (hier auch unser Titelbild), die genannten Widmungsbilder, eine Maiestas Domini und eine Darstellung der drei Frauen am Grab. Für viele dieser Bilder hat das karolingische Lorscher Evangeliar eine Vorbildfunktion.

Unser Titelbild zeigt den Evangelisten Lukas, der „sein“ Evangelienbuch in der Hand hält und der von seinem Attribut, dem Stier, begleitet wird.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

„Er ist gut“: nach Franz Rosenzweig ist dies der „Stammsatz der Erlösung“ (vgl. das September-Editorial). Diese drei Worte zu sprechen heißt nach Rosenzweig bekennen: der Eine, der die Welt erschaffen hat, erweist in seiner Schöpfung seine Güte und Treue. Einander aufgrund dieses Bekenntnisses zum Dank aufzufordern bewirkt, dass die Geschöpfe im Lobgesang, den sie gemeinsam dem Schöpfer darbringen, sich in Einklang miteinander bringen, so verschieden sie auch sind. Indem die vielen dem Einen ihren Dank darbringen, werden sie von ihm her untereinander geeint.

Nun lässt sich aus christlicher Sicht einwenden, Erlösung sei doch im Kreuz Jesu geschehen. Das gegen Rosenzweigs Sicht anzuführen, würde freilich die Frage übersehen, wie denn die vielen erlöst werden sollten. Nicht ohne Grund, so lässt sich argumentieren, feiert die Christenheit „Eucharistie“, Danksagung. Noch dazu spielt die Liturgie an prominenter Stelle, kurz vor den Einsetzungsworten Jesu, Psalm 118 ein – unter den Psalmen vielleicht der österlichste. Er klingt, als sänge ihn der Gottesknecht in Jes 53 oder der verzweifelt Rufende in Ps 22. Dieser Gerechte, der gelitten hat und jetzt gerettet ist, wird zum Vorsänger der dankenden Versammlung. Er fordert sie zu Beginn und am Schluss auf, in seinen Lobpreis einzustimmen: „Danket JHWH, denn er ist gut; denn seine Huld währt ewig!“ Mehrfach wird sein Erzählen von Bedrängnis und Rettung unterbrochen von Rufen der vielen (vgl. 15 f. 20. 23–27). Wenn das Hoschia-Na und das Benedictus (25 f.) rufen: „Ach, JHWH, bring doch Rettung! ... Gesegnet sei, der da kommt im Namen JHWHs!“ – dann bittet die Versammlung um die Erlösung, die dem Einen schon zuteilgeworden ist, und empfängt sie, indem sie vereint an seiner Seite Lob und Dank darbringt.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Nimm und lies!

Das Fest des Evangelisten Lukas begeht die Kirche am 18. Oktober. Was wir über die historische Person wissen, die das dritte Evangelium und die Apostelgeschichte geschrieben hat, ist nicht viel.

Wer war Lukas?

Die beiden Werke, die er geschrieben hat, geben über ihn selbst keine Auskunft. Im Briefwerk des Apostels Paulus wird ein Mitarbeiter namens Lukas mehrmals erwähnt (z. B. Phlm 24). In Kol 4, 14 wird zusätzlich gesagt, dass Lukas Arzt war. In 2 Tim 4, 11 erfahren wir, dass Lukas den Paulus auf Teilen seiner Missionsreisen begleitet hat. Doch wird nirgendwo gesagt, dass dieser Lukas auch der Verfasser biblischer Schriften sei. Erst spätere Kirchenväter des 2.–4. Jahrhunderts schlagen diese Brücke und stellen den Evangelisten als Paulusbegleiter dar. Sie berichten auch, dass Lukas in Antiochia in Syrien geboren sei. Die heutige Forschung sieht das Lukasevangelium als das Werk eines gebildeten Christen mit jüdischen Wurzeln, der ein gehobenes Griechisch schrieb und nicht aus Palästina stammte. Es ist wohl zwischen 75 und 80 n. Chr. entstanden, da die Zerstörung Jerusalems im Jahr 70 n. Chr. in Lk 19, 41–44 noch drastisch vor Augen steht.

Ein besonders lebendiger Blick auf das Leben Jesu

Das dritte Evangelium wird zwar unter die synoptischen Evangelien gezählt, weil es mit dem Markus- und dem Matthäusevangelium viele vergleichbare Teile gemeinsam hat, es unterscheidet sich aber trotzdem von diesen, weil es einige biblische Geschichten überliefert, die wir nur hier finden. So gehören beispielsweise die Weihnachtsgeschichte (Lk 2, 1–20), das Beispiel

vom barmherzigen Samariter (Lk 10,30–37), das Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lk 15, 11–32) und die Emmausgeschichte (Lk 24, 13–35) zu den Perikopen, die nur Lukas überliefert. Sie malen das Bild eines barmherzigen Gottes, der uns in Jesus Christus nahe ist und unseren Lebensweg begleitet. Und sie fordern uns auf, diese Barmherzigkeit Gottes an andere Menschen weiterzugeben. Weil Lukas gerade in der Kindheitsgeschichte Jesu viele Geschichten ganz lebendig erzählt und die Figur der Gottesmutter bei ihm ganz besonders menschlich nahe geschildert wird, wurde er in der Tradition auch als Maler, besonders der ersten Marienikonen, verehrt. Er malt mit Worten Bilder von einem menschlich nahen Gott.

Das Bild des Lukas

Ursprünglich beziehen sich die Evangelistenbilder in der Buchmalerei auf spätantike Autorenportraits und zeigen die Evangelisten beim Niederschreiben ihres Textes. Die Inspiration der Evangelisten wurde in der westlichen Buchmalerei meistens durch die vier Evangelistensymbole ausgedrückt, welche die Verbindung zur himmlischen Sphäre darstellen. In der MAGNIFICAT-Ausgabe Oktober 2015 haben wir ein solches Beispiel gesehen, das bereits aus karolingischer Zeit stammte. Unser Titelbild knüpft aber an das Lorscher Evangeliar an, das um 810 in der Hofschule Karls des Großen entstanden ist. Doch schauen wir es uns zunächst genauer an: In zarten, stark mit Weiß vermischten Farben wird ein zweistreifiger Hintergrund in eine einfache Bogenarchitektur mit dreifüßigen goldenen Basen, blau hinterlegten Säulen mit gold-roten Blumenornamenten, gold-roten Knotenkapitellen und einem grün gefüllten Bogen mit gold-roten Leisten gestellt. Ein schmaler grüner Streifen bildet die Basis für das Bildfeld. Der Evangelist sitzt auf einer großen, rot verkleideten Sitzbank mit Zierstreifen. Seine Füße ruhen auf einer Fußstütze vor der Sitzbank. Lukas hat das linke Bein über

das rechte gelegt und zeigt dadurch eine leichte Drehung, die den ganzen Körper durchzieht. Auch der Kopf ist dem Betrachter nicht frontal zugewandt, sondern leicht gedreht; der Blick geht auf das Evangelienbuch (es zeigt Schreiblinien, aber keinen Text), das er mit beiden Händen vor sich hält. Die Kleidung des Evangelisten besteht aus einer grünen Tunika mit goldenen Streifen und blauer Zeichnung der Falten; darüber ein graues Obergewand mit verschiedenfarbigen Faltenzeichnungen. Die rechte Schulter ist nicht vom Mantel bedeckt, stattdessen hängt ein Mantelzipfel an dieser Seite herab. Das Gesicht des Lukas ist jugendlich, bartlos und mit mittellangen, dunklen Haaren. Ein goldener Nimbus umgibt das Haupt. Das Schreibpult, das vor dem Evangelisten steht, ist ein sehr fantasievolles Gebilde aus verschiedenfarbigen, vegetabil anmutenden Teilen. Es wird oben durch eine schräg stehende Schreibplatte abgeschlossen, unter der ein goldenes Tintenhorn hängt. Doch der Evangelist schreibt nicht. Er scheint sein Evangelium dem Betrachter entgegenzuhalten, als wolle er sagen: „Nimm und lies!“

In einem farblich abgesetzten Streifen erscheint im oberen Teil des Bogens ein Stier mit Flügeln und einem goldenen Codex zwischen den Vorderläufen. Auch der Stier trägt einen Heiligenschein. Er ist in den Sphären des Himmels gezeigt, aber er nimmt keinen Kontakt zum Evangelisten auf. Es ist also nicht die Inspiration des Lukas gezeigt, sondern der Stier ist hier sein Attribut, das ihn von den anderen Evangelisten unterscheidet. Dies fußt auf Offb 4, 6–7, wo Löwe, Stier, Mensch und Adler als die vier Wesen an Gottes Thron genannt werden (ähnlich schon in Ez 1, 10). Schon seit dem 2. Jahrhundert werden diese vier Lebewesen den vier Evangelisten zugeordnet und zwar in der Weise, dass Lukas mit dem Stier verbunden wird.

In der Miniatur aus dem Lorschener Evangeliar, von deren Tradition der Maler wohl in irgendeiner Weise wusste, ist der Evangelist sehr viel kleiner dargestellt, er wirkt weniger monumental. Unser Miniaturist stellt ihn vereinfacht dar, legt mehr

Wert auf das Zeichnerische. In karolingischer Zeit wurde noch viel mehr Wert auf perspektivische Darstellung und auf körperliche Logik gelegt. Die ottonische Kunst der Reichenauer Tradition adaptiert diese Vorlagen aber in sehr viel spirituellerer, weniger räumlich denkender Form. Die Einfachheit und räumliche Unbekümmertheit ist somit besonders gut geeignet, geistliche Inhalte darzustellen. Es ist geistliche Malerei.

Heinz Detlef Stäps

Du hast mich aus der Tiefe gezogen

Danken denken mit dem 30. Psalm

Der Psalter ist wohl so verstörend facettenreich und so befreiend vielstimmig wie das Leben. Die biblischen Psalmen wenden sich an Gott in Klage und Anklage, in flehender Bitte, in jubelndem Lobpreis und in Dank. Darüber hinaus hat man Psalmen unterschieden, die in besonderer Weise auf die Gottesstadt Jerusalem und den Tempel bezogen sind, die Zionspsalmen. An Feierlichkeiten des Jerusalemer Königiums knüpfen die Königpsalmen an; die sogenannten Weisheitspsalmen meditieren das Gelingen des Lebens, Fragen von Gut und Böse, die Ordnung der Schöpfung und Gottes Tora. Treffend hat man gesagt, dass jeder einzelne Psalm „eine gute Mischung aus Konventionalität und Originalität“ darstellt.

Von David

Der 30. Psalm (*siehe Seite 174f.*) gehört zu den Dankliedern. Die im Psalter häufige Kennzeichnung „Von David“ muss nicht notwendig als Autorenangabe gelesen werden, sondern kann im Hebräischen auch: „Psalm – im Hinblick auf David“ bedeuten; das betende Ich wird mit dem verfolgten und bedrängten König verglichen, mit ihm identifiziert. David sucht Hilfe beim Herrn, der im Tempel oder seinem himmlischen Palast wohnt. Und der Beter, die Beterin, dankt, wie einst David, für erfahrene Rettung.

Aus der Tiefe gezogen

Unser Psalm ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil (V. 2–6) fordert sich das betende Ich selbst zum Gotteslob auf, zum Dank an den Herrn, der es gerettet und seine hämischen Feinde ent-

machtet hat. Gedankt wird für eine Rückkehr ins Leben. Im Hebräischen finden sich hier konsequent Bilder vom Herausziehen aus der Tiefe, aus einer Zisterne, die als Gefängnis verwendet wird, und aus dem Herrschaftsbereich der Unterwelt („Reich des Todes“). Ebenso ist von Heilung von schwerer Krankheit die Rede. Krankheit zum Tode.

Doch seine Güte ein Leben lang

Der Gerettete ruft sodann zu einem Festlied auf, das von starken Gegensätzen lebt: Gottes Zorn währt nur einen Augenblick, doch seine rettende Güte umfängt das ganze Leben. Und auf den Abend, der die Nacht der Bedrohung, der Angst und des Schmerzes einläutet, folgt unweigerlich der Morgen; Licht und Leben kehren zurück. Grund zu jubeln, zu herzlichem Dank.

Im sicheren Glück

Der zweite Teil des 30. Psalms schaut zurück auf eine Zeit vor der Not. Eine enge Freundin erfuhr von heute auf morgen von ihrer schweren, vielleicht sogar tödlichen Erkrankung. Schockstarre! Oder, im Blick auf die globale Gemeinschaft, denken wir an die Corona-Krise. Ich erinnere mich, wie komplett anders, wie befremdet ich schon in den ersten Tagen der Krise Bilder und Filme sah, die Menschen zeigten: unbefangen einander auf Tuchfühlung nah, in Restaurants und Bars, im Kino und Konzertsaal, beim Feiern und beim Sport. Großeltern und Enkel vereint, beieinander Jung und Alt. „Im sicheren Glück“, das schien uns hier lange Zeit eine kollektive Selbstverständlichkeit; meine ganze Lebenszeit. Das Leben ist kein Ponyhof, wir wissen es wohl alle. Aber im Grunde geht es uns doch recht gut, hierzulande. Und dann dies, Absturz, Verlust der alten Gewissheiten. Todesschrecken fährt in die Glieder, lähmt alle Glieder. Schreckenstarre, der Totenstarre nah. So jedenfalls hat es der Psalmist erlebt.

Kann Staub dich preisen

Der Beter, die Beterin, begreift, dass „Gesundheit und Wohlstand“, wie es in dem vertrauten Geburtstagslied heißt, keine Selbstverständlichkeiten, sondern Gottes Geschenk sind. Was für ein Riesenschritt. Und nun verhandelt er, verhandelt sie, mit Gott. Rette mich! Meinen Tod kannst du, Gott, nicht ernsthaft wollen! Kann Staub dich preisen? Werde ich, von dir gerettet, nicht umso glaubhafter deine Treue bezeugen können? Deine Lebens-Liebe? Deine Lebensmacht?

Ein Lied zu Tempelweihe und Erntedank

Der 30. Psalm wurde und wird im Judentum als Festpsalm zum Gedenktag der Tempelweihe gesungen, also zu Chanukka, dem Einweihungsfest, zur Erinnerung an die Wiedereinweihung des Jerusalemer Tempels 164 v. Chr. nach seiner Schändung, und zur Feier der Befreiung von tödlicher Bedrohung durch die damaligen Fremdherrscher, die Seleukiden. Und zugleich war dieser Psalm ein Erntedankpsalm. Nach dem Zeugnis der Mischna, der Grundlage des Talmud, stimmten die Leviten den 30. Psalm an, wenn die Erstlingsgaben in den Tempelvorhof gebracht wurden. Beides, die Rettung aus der Hand der übermächtigen Feinde wie das Einfahren der Früchte menschlicher Arbeit, liegt nicht in Menschenhand.

Widerhall von etwas Göttlichem

Der bedeutende katholische Theologe und Religionsphilosoph Romano Guardini (1885–1968) hat auch über das Danken und die Tugend der Dankbarkeit nachgedacht. Geben und Danken, so sagt es Guardini, heben den Menschen aus dem Funktionieren der Maschine wie aus dem Triebssystem der Tiere hinaus. Geben und Danken seien „Widerhall von etwas Göttlichem“.

Grundakt aller Frömmigkeit

Romano Guardini bezeichnet als „Grundakt aller Frömmigkeit, zu wissen, und einverstanden zu sein, und zu bekennen: Du Gott bist. Und bist genug. Du hast gewollt, dass ich sei, und dafür hab Dank!“ Wenn wir das erfahren, so Guardini weiter, verdunsten unsere falschen Sicherheiten, unser Glaube an nützliche, unabänderliche Mechanismen und der Stolz auf unsere so großartigen Kulturleistungen. Doch all dies, so Guardini weiter, bedeutet nicht die Vernichtung des Ichs, sondern sein Aufleben. Erst so werden wir lebendig.

Des Menschen bedürftig

Am Ende denkt Romano Guardini so gewagt wie bescheiden über Gottes Dankbarkeit nach: Ist Gott dankbar? Dankt Gott? Alles gehört ihm! Und doch hat sich der biblische Gott stets des Menschen bedürftig gezeigt, hat sich radikal bedürftig gemacht, zuletzt und zuhöchst, wie Christen glauben, in Christus. Wenn Menschen danken, wenn sie Gott danken? Dann sei etwas in Gott, wagt Guardini zu sagen, auf das wir von ferne mit dem Wort Dankbarsein hindeuten dürften – nur kurz; dann versinke es ins Geheimnis.

Susanne Sandherr

Erntedank

Das andere Oktober-Fest

Selten war Ernte in den Medien so präsent wie in diesem Jahr. Leider nicht im guten Sinne: Da ist die schwere Heuschreckenplage, die vor allem Ostafrikas Ernten bedroht und schon vernichtet hat. Und da ist hierzulande das Corona-Virus,

das den unverzichtbaren Dienst erfahrener Erntehelfer, Männer und Frauen aus Osteuropa, ins Wanken brachte. Dort die Katastrophe, die millionenfach Leib und Leben bedroht. Hier die Gefährdung von Wohlstand und wirtschaftlicher Selbstständigkeit und Sicherheit. Dennoch Erntedank feiern? Ja. Dieses Jahr wird das Fest seine ganz eigene Prägung haben. Aber christlicher, biblisch inspirierter Erntedank war schon immer mehr als ein lautstarkes Jubelfest.

Das Jahr der Kirche

Das Jahr der Kirche ist heilsgeschichtlich orientiert und kennt darum kein eigenes Erntedankfest. Und doch spielt Erntedank in vielen Gemeinden, in Stadt und Land, eine große Rolle. Der Erntedanksonntag gehört im Gefühlshaushalt der Gemeinden inzwischen durchaus zu den Höhepunkten des Kirchenjahres. Mit dem Weihnachtsfest kann er natürlich nicht mithalten, mit dem Dreifaltigkeitssonntag zweifellos, vielleicht sogar mit Pfingsten?

Dank für die Frucht der Erde

Einen einheitlichen Zeitpunkt, zu dem die Christenheit Erntedank feiert, gibt es nicht. Das liegt in der Natur der Sache; gernget wird weltweit zu unterschiedlichen Zeiten. In Deutschland feiern katholische Gemeinden am ersten Oktobersonntag die Eucharistie als „Dank für die Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit“. Der Altar ist von Erntedank-Gaben, von Brot und Trauben, aber auch Äpfeln und Kürbissen, Nüssen und Sonnenblumen umgeben. Segnungen der Erntedank-Gaben sind vielerorts gebräuchlich, ebenso Opfergang oder Prozessionen mit den Gaben. Der erste Sonntag im Oktober, der Sonntag nach Michaeli (29. September), hat sich als Termin für den Erntedank auch in den evangelischen Gemeinden durchgesetzt.

Die Sorge für das gemeinsame Haus

Von Ernteterminen ist heute der Großteil der Bevölkerung in unseren Breiten unabhängig. Egal, wie die Ernte ausfällt, und wenn sie ganz ausfiele – wir kommen durch den Winter. Die Welt ist ein Dorf geworden, wir werden mit Produkten aus aller Herren Länder versorgt. Auch wenn manches teurer wird, die Regale der Supermärkte bleiben gefüllt, das ganze Jahr. Warum also Erntedank, und woher die sogar wachsende Beliebtheit des Festes? Sicher ist seine sinnliche Fülle, die Greifbarkeit, ein Aspekt. Was für eine Freude, diese Augenweide, im Altarraum, welche Farbenpracht! Und Danken gehört wohl zum Menschsein, jedenfalls zum Geschöpfsein, auch wenn wir uns immer unerbittlicher als „Selfmademen“ (und Selfmadewomen) begreifen und Selbst-Sicherheit und Selbst-Sicherung uns zur zweiten Natur geworden sind. Das wachsende ökologische Bewusstsein mag ein anderer Grund sein. Bewahrung der Schöpfung, des gemeinsamen Welt-Hauses, nicht Raubbau an der Natur! Wie konnten wir Christen das nur vergessen? Man denke an die Enzyklika „Laudato si‘. Über die Sorge für das gemeinsame Haus“ von Papst Franziskus aus dem Jahre 2015, aber auch an die „Fridays for Future“-Bewegung in der jungen Generation.

Und der menschlichen Arbeit

Wenn wir am ersten Oktobersonntag Gott, dem Geber aller Gaben, „für die Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit“ danken, dann sind neben „Mutter Erde“ und „Bruder Wasser“ auch jene Geschwister im Blick, denen wir unsere „Ernte“ ebenfalls verdanken, Bauern und Bäuerinnen in unserem Land und ihre Mitarbeiter aus anderen Ländern, aber auch die Menschen weltweit, die dafür sorgen, dass der Tisch hier reich gedeckt bleibt. Sorge um das gemeinsame Haus bedeutet auch, sich um Lebenschancen für die Menschen-Geschwister zu sorgen, weltweit.

Herzliche Einladung

Im Lukas-Evangelium findet sich das Gleichnis vom reichen Kornbauern (Lk 12, 15–21), der nur um sich selbst kreist und ausschließlich mit sich selbst spricht. Gott allein unterbricht dieses Selbstgespräch, etwas schroff: „Du Narr!“ (V. 20) Die dreifache Torheit dieses ganz klug kalkulierenden Mannes, die Torheit der totalen eigenen Lebenssicherung, die Torheit der Gottvergessenheit und schließlich die Torheit, die eigene Endlichkeit zu leugnen, die kenne ich ganz gut. Wie gut, dass Gott uns unterbricht. Erntedank zu feiern ist eine solche Unterbrechung, eine schöne Unterbrechung. Was gilt für mich, wo stehe ich, zwischen: „Jeder ist seines Glückes Schmied“ – und: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest“ (1 Kor 4, 7)? Die Eucharistie als „Dank für die Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit“ zu feiern, Erntedank so zu feiern, ist Einladung zum Innehalten, zum Nachdenken, zur Andacht; ist Einladung zu frohem Geben (2 Kor 9, 7), befreitem Empfangen und befreiendem Dank. Nehmen wir diese freundliche Einladung an!

Susanne Sandherr

Nun danket alle Gott

Ein Lied von Zeit und Ewigkeit

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 51.

Nun danket alle Gott – dieses Dank- und Bittlied ist mir zwar nicht „von Mutterleib“, aber doch „von Kindesbeinen an“, aus dem katholischen Elternhaus, vertraut. Unser Vater wünschte sich das Lied sogar zu seinen Exequien. Dabei war es eigentlich erst mit dem „Katholischen Kirchengesangbuch“ der Schweiz (KKG) 1966 (Nr. 754) und dem „Gotteslob“ von 1975

(Nr. 266) römisch-katholisch breit rezipiert worden. Heute bedaure ich, meinen Vater zu seiner Wahl nicht gefragt zu haben. Zu verständlich war mir wohl sein – zu guten Lebzeiten – geäußelter Wunsch. Der Choral wurde 1955 bei der Begrüßung der offiziell letzten zurückkehrenden deutschen Kriegsgefangenen im Lager Friedland angestimmt. Auch das war unserem Vater zweifellos präsent und mochte zur Verbundenheit mit dem Lied beigetragen haben.

Der Choral von Leuthen

„Nun danket alle Gott“ ist heute ein über alle konfessionellen und nationalen Grenzen hinweg bekanntes und beliebtes Lob- und Danklied. Ja, es übergreift nicht nur Konfessionen und Völker, sondern verbindet sie. In der langen Geschichte des Liedes ist es immer wieder in politischen Zusammenhängen eingesetzt, manchmal wohl auch missbraucht worden. Als „Choral von Leuthen“ habe ich das Lied als Jugendliche unbefangen abgespeichert. Mit der Person und dem Mythos Friedrich II. ist das Lied verknüpft; nach der Schlacht bei Leuthen (1757) soll es die preußische Armee spontan und einmütig angestimmt haben. Der Choral entwickelte sich zur vaterländischen Dankhymne par excellence.

Tisch-Gebetlein

Vermutlich um 1630 verfasste Martin Rinckart (1586–1649), protestantischer Dichter, Musiker und Theologe, das später vertonte Gebet „Nun danket alle Gott“. Möglicherweise entstand es im Zusammenhang mit der Hundertjahrfeier des Augsburger Bekenntnisses, jener Schrift, die die protestantischen Reichsfürsten 1530 zur Verteidigung der Reformation dem Kaiser übergaben und die als „Confessio Augustana“ zur maßgeblichen Bekenntnisschrift des Luthertums wurde. Zuerst erschien

Rinckarts Gedicht 1636 in seinem „Jesu Hertz-Büchlein“ als „Tisch-Gebetlein“.

Frömmigkeit in Gesängen

Die wirkmächtige Verbreitung des Chorals begann 1647 mit seiner Aufnahme in Johann Crügers einflussreiches Gesangbuch „Praxis Pietatis Melica“ (Übung der Frömmigkeit in Gesängen). Dem Theologen, Komponisten und Musikpädagogen Johann Crüger (1598–1662) wird zumeist auch die Melodie von „Nun danket alle Gott“ zugeschrieben, während andere Rinckart selbst für den Urheber halten. Das Lied erfuhr in Text und Melodie durch die Jahrhunderte mancherlei Änderungen; die ökumenische Fassung in EG (321) und GL (405) ist sprachlich modernisiert, bleibt aber dem Original treu.

Gotteslob aus der Geschichte

Rinckarts ursprünglich nicht strophisch gegliedertes Gebet basiert auf drei Versen aus dem Buch Jesus Sirach (Sir 50, 22–24); in der Zählung der Lutherbibel: Sir 50, 24–26. Die Kapitel 44 bis 50 des Buches besingen die Größe und Herrlichkeit Gottes, die sich in der Geschichte Israels an großen und weisen Menschen zeigt. Gerühmt werden zunächst Vätergestalten der vorstaatlichen und, in einem zweiten Schritt, Propheten und Könige der staatlichen Zeit. Der dritte Teil, das 50. Kapitel, würdigt einen einzigen Mann, den Hohepriester Simon II., der um 200 v. Chr. wichtige Restaurierungsmaßnahmen am Jerusalemer Tempel und in der Stadt durchführen ließ. In den Versen 50, 22–24 mündet das bisherige, geschichtsbezogene Gotteslob des Sirach-Buches in die Aufforderung zum unmittelbaren, direkten Gotteslob: „Und nun lobpreist den Gott des Alls, / der überall große Dinge tut, // der unsere Tage erhöht von Mutterleib an / und an uns handelt nach seinem Erbarmen!“ (V. 22)

Dem folgt der Wunsch: „Er gebe uns Fröhlichkeit des Herzens / und dass Frieden sei in unseren Tagen, / in Israel für die Tage der Ewigkeit.“ (V. 23) Gottes treues Erbarmen und befreiendes Wirken „in unseren Tagen“ erbittet der dritte Vers (V. 24).

Poetische Paraphrase und Gloria patri

Die ersten beiden Strophen unseres Liedes sind Nachdichtungen der Bibelverse (Sir 50, 22–24). Den biblisch inspirierten Strophen hat der Dichter eine „Gloria patri“-Strophe angefügt, ein Lob des dreieinen Gottes auf der Grundlage des liturgischen Preises der Dreifaltigkeit, der sogenannten „Kleinen Doxologie“ (Lobpreis).

Verschränkung von Zeit und Ewigkeit

Martin Rinckarts großes Danklied beginnt mit einem „Nun“. Dieses „Nun“ bezieht sich zunächst auf die Zeit des Singens, die auf diese Weise bezeichnet und eröffnet wird. Musik ist selber geformte Zeit, und die durch das Nun eröffnete und durch den ersten Satz qualifizierte Zeit entfaltet sich im Lied zum absoluten „Jetzt“, zur Gegenwart im Angesicht Gottes. Aus dem Aufruf zum Lob wird in der Zeit des Singens selber Lob; sie fallen in eins. In diesem Lob verbindet sich unsere begrenzte irdische Zeit und Gegenwart, das „Nun“ der ersten Strophe, mit Gottes eigener, anderer Zeit, mit einer Gegenwart, die Fülle und Ewigkeit ist: der „ewigreiche Gott“ (2. Strophe).

Von Mutterleib und Kindesbeinen an

Die zeitlichen Dimensionen des Menschenlebens kommen in unserem Lied ins Wort – und verbinden sich wundersam mit Begriffen der Ewigkeit. „Nun“, „von Mutterleib und Kindesbeinen an“ (1. Strophe), „in unserm Leben“ (2. Strophe) – wan-

deln sich in das zeitübersteigende „fort und fort“, „hier und dort“ (2. Strophe), „jetzt und immerdar“ (3. Strophe). So verwandelt sich irdische Zeit, Gott kommt in unsere Zeit. Gottes ganz andere Zeit wandelt unsere Zeit, Ewigkeit leuchtet schon jetzt anfanghaft auf: im fröhlichen Herzen, im edlen Frieden, im Ende von Not. Zeit und Ewigkeit verbinden sich – in Gottes Handeln „hier und dort“, und im inspirierten Gotteslob, „so jetzt und immerdar“. – Ob unser Vater etwas davon gehört hat?

Susanne Sandherr

Die altkonfessionellen Kirchen

Als „altkonfessionelle“ Kirchen werden katholische, lutherische und reformierte Kirchen bezeichnet, die im 19. Jahrhundert aufgrund des Protestes gegen verschiedene Entwicklungen in ihren Mutterkirchen entstanden sind. Sie fühlen sich an das „alte“ Bekenntnis gebunden. Allerdings haben diese im Wortsinn „konservativen“, also bewahrenden Bewegungen im Verlauf ihrer Geschichte zuweilen eine größere Bereitschaft für Reformen gezeigt als ihre Ursprungskirchen. So entwickeln sie ihr kirchliches Leben in einer fruchtbaren Spannung zwischen Tradition und Innovation.

Die alt-katholischen Kirchen

Am 18. Juli 1870 verkündete Papst Pius IX. die dogmatische Konstitution des Ersten Vatikanischen Konzils „pastor aeternus“ (Der ewige Hirte). In ihr wurde festgelegt, dass der Papst eine unmittelbare Machtbefugnis in der gesamten Kirche besitzt (Jurisdiktionsprimat) und bei einer Verkündung „ex cathedra“, also als offizieller Lehrer der Kirche, unfehlbar ist. Gegen diese Entscheidung entstanden in unterschiedlichen Ländern Protes-

te. In Deutschland kamen 1871 unter der Führung des Theologen Ignaz von Dollinger mehr als 300 Delegierte in München zu einem Kongress zusammen und trafen erste Vorbereitungen für eine autonome alt-katholische Kirche. Weitere Kongresse fanden 1872 und 1873 in Köln statt. Am 4. Juni 1873 wählten 69 von 77 Priestern und Laien in Köln den Breslauer Theologieprofessor Joseph Hubert Reinkens zum Bischof. Er erhielt eine nach römischem Recht gültige Bischofsweihe durch den Deventer Bischof Hermann Heykamp. Von Papst Pius IX. wurde Reinkens jedoch umgehend exkommuniziert. In weiteren Kongressen wurde die Synodal- und Gemeindeordnung festgelegt, die im Mai 1874 zur ersten Synode und der Gründung des „Katholischen Bistums der Alt-Katholiken in Deutschland“ führte. Ähnliche Entwicklungen gab es in den Niederlanden, der Schweiz und in Österreich. 1889 schlossen sich die alt-katholischen Kirchen in der sogenannten *Utrechter Union* zusammen, zu der noch heute die meisten alt-katholischen Kirchen gehören. Das Utrechter Bistum hatte sich schon im 18. Jahrhundert von Rom unabhängig erklärt. Die alt-katholischen Kirchen berufen sich auf die Lehren und Prinzipien der alten Kirche des ersten Jahrtausends. Gleichwohl beschlossen schon die ersten Synoden weitreichende Reformen: Im Gottesdienst wurde die Muttersprache eingeführt; die Zölibatspflicht wurde aufgehoben. Seit 1994 steht auch Frauen das Bischofs- und Priesteramt offen. Die alt-katholische Kirche, die sich von Beginn an in der ökumenischen Bewegung engagiert hat und Gründungsmitglied des Ökumenischen Rates der Kirchen ist, zählt in Deutschland rund 15 000 Mitglieder in 60 Gemeinden.

Die alt-lutherischen Kirchen

Alt-lutherische Kirchen sind eine Frucht der Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts. Da einige Gruppen dabei ihre konfessionellen Wurzeln wiederentdeckten, wuchs ihr Wider-

stand gegen die zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingeführten Unionen aus lutherischen und reformierten Kirchen, die sich beispielsweise in Preußen, Baden und Nassau an den neu zugeschnittenen Territorien nach dem Wiener Kongress orientierten. Da sie sich der lutherischen Lehre verpflichtet fühlten, kam für sie eine Union mit Kirchen reformierter Tradition nicht in Betracht. In anderen Regionen entstanden ähnliche Gruppen aus dem Protest gegen die liberale Theologie. Durch die Auswanderungsbewegung haben sich alt-lutherische Kirchen und Bewegungen auf alle Kontinente ausgebreitet. In Deutschland schlossen sich drei lutherische Kirchen 1972 zur *Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche* (SELK) zusammen, die rund 34 000 Mitglieder in 120 Gemeinden hat. Daneben bestehen noch kleinere Kirchen wie etwa die *Evangelisch-lutherische Kirche in Baden*. Genauso wie die anderen altkonfessionellen Kirchen gestalten die alt-lutherischen Kirchen ihr Leben nur aus den Gaben der Mitglieder. Auf Weltebene tun sich viele alt-lutherische Kirchen aufgrund der Lehrunterschiede bis heute schwer, sich ökumenisch zu engagieren. In Deutschland jedoch gehören die alt-lutherischen Kirchen meist als Vollmitglied der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) an und haben neben der *Charta Oecumenica* auch die gegenseitige Taufanerkennung unterzeichnet.

Die alt-reformierten Kirchen

Die aus einer ähnlichen und teilweise gleichen Geschichte wie die alt-lutherischen Kirchen entstandenen alt-reformierten Kirchen gibt es vor allem in den Niederlanden und Norddeutschland sowie den USA und Südafrika. In Deutschland ist die *Evangelisch-altreformierte Kirche in Niedersachsen* (EAK) mit 7 000 Mitgliedern in 14 Gemeinden die kleinste der altkonfessionellen Kirchen. Trotz einiger Annäherungen und einer weitgehen-

den Kooperation hat sie sich die Eigenständigkeit gegenüber der Evangelisch-reformierten Kirche, die eine Gliedkirche der Evangelischen Kirche in Deutschland ist, bewahrt und ist Freikirche geblieben. Wie auch in anderen reformierten Kirchen bestimmt der Heidelberger Katechismus das Denken und Leben der alt-reformierten Kirche. In eigenen Lehr-Gottesdiensten wird der Katechismus gelesen und ausgelegt. Die Psalmen bestimmen das geistliche Liedgut. Wie die alt-lutherischen Kirchen standen auch die alt-reformierten Kirchen der Ökumene zunächst skeptisch gegenüber, 1973 trat die EAK jedoch der ACK in Deutschland bei und ist dort Vollmitglied.

Marc Witzenbacher

Wechselbeziehung von Liturgie und Dogmatik

In der Theologie wird gerne das Begriffspaar „lex orandi – lex credendi“ („Gesetz des Betens – Gesetz des Glaubens“) verwandt. Es geht zurück auf Prosper von Aquitanien (5. Jh.), der die Formel prägte: „Das Gesetz des Betens soll das Gesetz des Glaubens bestimmen“ („legem credendi lex statuat supplicandi“). Damit wird ein Zusammenhang zwischen liturgischem Beten und Glaubensinhalt festgehalten. Das ist auch folgerichtig, sind doch Gottesdienst und Glaubenszeugnis („Martyria“) zwei der drei Vollzugsformen und Erkennungszeichen der Kirche in ihrem Glauben an Jesus, den Christus. Damit wird nicht nur ein Zusammenhang ausgesagt, sondern eine wechselseitige Korrektur ermöglicht. Wer hier aber wen korrigiert, das wurde und wird recht unterschiedlich gesehen.

Beispiel Eucharistiegebet/Konsekrationsworte

Ein Beispiel, an dem die Spannung deutlich werden kann, ist das Eucharistiegebet der Messe. Denn die Theologie des Mittelalters und dann vor allem der Frühen Neuzeit konzentrierte sich in der Wahrnehmung fast ausschließlich auf die Einsetzungsworte, die Worte Jesu beim Letzten Abendmahl, die innerhalb des damals einzigen Eucharistiegebets der katholischen Kirche (dem „Canon Romanus“, unserem ersten Hochgebet) zitiert wurden. Aus diesen Einsetzungsworten wurde die ganze Eucharistietheologie abgeleitet, nicht aus dem umgebenden Gebet. Besonders in der Reformationszeit wurde das „ist“ in den Aussagen „Das ist mein Leib“ und „Das ist mein Blut“ zum entscheidenden Streitpunkt zwischen den Gruppierungen. Man ging also zunächst von einem liturgischen Befund aus, extrahierte aber einen Teil aus einem bestimmten Aussage-Interesse und stellte diesen ganz in das Zentrum der theologischen Betrachtung.

Die gewonnenen dogmatischen Aussagen führten zur Veränderung in der Liturgie: Der Einsetzungsbericht wurde im Messbuch in einer eigenen Schrifttype gedruckt, die Worte Jesu in Großbuchstaben geschrieben, um dem Priester die eigene Sprechweise anzuzeigen, die einen Konsekrationsmoment kennzeichnen sollte. Immer wichtiger wurde die Elevation, das Erheben der konsekrierten Hostie und des konsekrierten Kelches, um eine eucharistische Anbetung zuzulassen. Letztlich wurde aus einem Gebet, das ursprünglich auf die Kommunion zielte, eine Wandlung, die eine eucharistische Verehrung ermöglichte.

Faktisch wurde in den letzten hundert Jahren diese Einseitigkeit korrigiert, hat die Liturgie die Dogmatik verändert. Denn die junge Liturgiewissenschaft entdeckte die Bedeutung des ganzen Eucharistiegebets wieder. Durch den Vergleich mit Eucharistiegebeten der östlichen Kirchen konnte die Relevanz des ganzen Gebets für das eucharistische Geschehen erschlossen

und konnten die Besonderheiten der römischen Tradition als Eigenheiten, bisweilen auch Zuspitzungen aus bestimmten Problemstellungen heraus, verstanden werden. Das Eucharistiegebet stellt sich nun als zusammenhängendes Gebet dar, beginnend mit dem Lobpreis Gottes über das Gedenken seines Heilshandelns in der Geschichte, vor allem aber in Jesus Christus, bis zur Bitte um Sendung des Geistes in die Feier. Der Geist bewirkt, dass die Gaben konsekriert und wir in der Kommunion gewandelt werden, um Anteil an der Vollendung zu erhalten. Entsprechend haben die neueren Hochgebete, die in der Liturgiereform nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil entstanden, genau diese Gebetsdimension herausgestellt und schon im Hören erkennbar gemacht. Der Einsetzungsbericht ist weiterhin herausgehoben, aber er ist erkennbar in das Gebet eingeordnet, das als Ganzes den Sinn der Eucharistie erschließt.

Feiergestalt und Sinngestalt

Der Innsbrucker Liturgiewissenschaftler Hans Bernhard Meyer (1924–2002) hat eine sehr wichtige Unterscheidung eingebracht, wenn man die Liturgie betrachtet und mit der Dogmatik in Beziehung setzen möchte. Denn das theologisch-rationale Sprechen der Dogmatik ist ein anderes als das Sprechen im Gebet oder das poetische Reden in Liedern innerhalb der Liturgie. Meyer unterscheidet die Feiergestalt und Sinngestalt, die beide aneinander gebunden sind. Die Feiergestalt bezeichnet den materialen Ausdruck gefeierter Liturgie, umfasst ihre sowohl in der Stiftung Jesu als auch in den Bedingungen des Menschen gründenden wesentlichen Elemente und Vollzüge. Die Sinngestalt ist Resultat einer liturgiethologischen Reflexion über die Feier. Erst die Sinngestalt kann aufgrund eines ähnlichen systematisch-theoretischen Sprechens wirklich mit der dogmatischen Theologie in Dialog treten.

Beispiele gelungener und problematischer Wechselbeziehungen

Problematisch wurde die Beziehung immer dann, wenn die Liturgie als Steinbruch für dogmatische Aussagen verwendet wurde. So benutzte Augustinus das Vorkommen eines Exorzismus in dem zu seiner Zeit schon vielfach auf Kinder angewandten Taufritus, um die Existenz der Erbsünde zu begründen. Sein Argument war, dass der Exorzismus einen wirklichen Makel auslöschen muss, sonst wäre er unsinnig. Augustinus beachtete dabei nicht, dass dieser Ritus für Erwachsene ohne Anpassung auf die neue Situation der Kindertaufe vollzogen wurde. Er hatte direkt auf die Feiergestalt zugegriffen, statt die komplexere Sinngestalt mit der Dogmatik in Dialog zu bringen.

Ein gelungenes Beispiel, bei der eine dogmatische Festlegung aufgrund genauerer Kenntnis der Liturgie und ihrer Entwicklung getroffen wurde, ist die durch Pius XII. erlassene Konstitution „*Sacramentum ordinis*“ von 1947. Bis dahin wurde seit dem Mittelalter von der Theologie die Übergabe des mit Wein gefüllten Kelches und der Patene mit Brot als zentrale sakramentale Handlung der Priesterweihe angesehen; diese wurde aus der mit einem Begleitsatz verliehenen Vollmacht, die Eucharistie zu feiern, definiert. Die Konstitution legte nun aufgrund besserer Einsicht in die Geschichte und den Vollzug der Weiheliturgie die Handauflegung als zentralen sakramentalen Akt fest und als entscheidendes Wort das gedenkend-bittende Gebet.

Friedrich Lurz

Seliger des Monats: Jakob Kern

Als der Österreicher Jakob Kern im Juni 1998 von Papst Johannes Paul II. auf dem Heldenplatz in Wien seliggesprochen wurde, ehrte der Papst damit auch einen Europäer, für den die grenzüberschreitende Versöhnung schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts selbstverständlich war.

Frühe Entscheidung zum Priestertum

Franz Alexander Kern wurde am 11. April 1897 als drittes Kind einer Arbeiterfamilie in Wien geboren. Mit elf Jahren kam er nach Hollabrunn in das erzbischöfliche Seminar, wo er seine schulische Ausbildung absolvieren sollte. Er fiel durch eine gewissenhafte Haltung und sein häufiges Gebet vor dem Tabernakel auf. Früh fühlte er seine Berufung, Priester zu werden. Im April 1912 wurde er Mitglied des Dritten Ordens des heiligen Franziskus. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs musste er das Seminar verlassen, da er zum Militär eingezogen wurde. Im Sommer 1916 erlitt er bei Kämpfen an der italienischen Front einen Lungen- und Leberdurchschuss. Wegen dieser lebensgefährlichen Verletzung wurde er vom Militärdienst befreit. Seitdem durchlitt Kern eine Existenz zwischen Leben und Tod.

Hass mit Versöhnung überwinden

Kern konnte sein Theologiestudium schließlich wieder aufnehmen, hatte aber unter der Verwundung sehr zu leiden. Zudem prägte ein Erlebnis sein weiteres Wirken. Als er vom Austritt des Prämonstratenser-Chorherren Isidor Bogdan Zahradnik aus der Abtei Strahov bei Prag hörte, war Franz Kern schockiert. Zahradnik gründete eine tschechische Nationalkirche und warb dafür auch in Wien, wo Kern an einer Veranstaltung teilnahm

und erschüttert über den aufkommenden Egoismus und Nationalismus war. So reifte in ihm der Gedanke, mit seinem Leben den entstandenen Schaden der Zwietracht wiedergutzumachen und den Hass durch Versöhnung zu überwinden. Er versuchte, anstelle von Zahradnik in den Prämonstratenserorden in Strahov einzutreten. Dies war aber nicht möglich, so ging Kern in das Prämonstratenser-Chorherren-Stift in Geras, das nur 10 Kilometer von der tschechischen Grenze entfernt ist. Immer mehr sah er, dass er anstelle von Zahradnik als Priester die Liebe und Gemeinschaft der Kirche predigen sollte.

Unermüdlicher Seelsorger

1920 wurde er als Novize in Geras aufgenommen. Er wählte den Ordensnamen Jakob, setzte sein Theologiestudium fort und wurde 1922 zum Priester geweiht. Rasch wurde er zu einem beliebten Seelsorger. Physisch wurde er aber immer schwächer, seine Wunde wurde größer, zahlreiche Operationen folgten. Im Krankenhaus besuchte er die deutlich gesünderen Patienten. Am 20. Oktober 1924 starb er am Operationstisch. Just an diesem Tag hätte Jakob Kern nach vier Jahren im Orden der Prämonstratenser seine ewigen Gelübde abgelegt. Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung wurde er beerdigt. Schon zu Lebzeiten sah man ihn als einen Heiligen an: Kern, der ständig mit seiner Lungenverletzung kämpfte, der in einen Orden eintrat, um die Stelle eines Ausgetretenen einzunehmen. Und Jakob Kern, der Europäer: Bereits 1920 war er in mehreren Ländern zu Hause, Österreich und Südtirol waren selbstverständlich, in Strahov bei Prag hätte er gerne gelebt, das ging 1920 nicht. Jakob Kern suchte bereits am Beginn des Jahrhunderts das Verbindende, er ging den Weg der Versöhnung über Staatsgrenzen hinweg. Sein Gedenktag ist der 20. Oktober.

Marc Witzenbacher

30 Jahre vereintes Deutschland

Am 3. Oktober 1990 trat die ehemalige Deutsche Demokratische Republik der Bundesrepublik Deutschland bei. Nach dem überraschenden Fall der Mauer im November 1989 war die Vereinigung der beiden deutschen Staaten zunächst nicht im Blick. Auch die Länder der ehemaligen Alliierten blieben skeptisch, ein wieder vereinigtes Deutschland in Europa zuzulassen. Die britische Premierministerin Margaret Thatcher und der französische Präsident François Mitterrand machten aus ihrem Zweifel auch öffentlich keinen Hehl. So blieb zunächst die Perspektive, zwei deutsche Staaten bestehen zu lassen. Bundeskanzler Helmut Kohl wirkte daher auf eine Konföderation der beiden Staaten hin.

Weg zur Vereinigung

Doch die Politiker hatten den tiefen Wunsch des Volkes unterschätzt, ein geeintes Deutschland zu erreichen. Im Westen sprach sich Bundeskanzler Kohl schließlich bald für eine schnelle Wiedervereinigung aus, im Osten gewannen die Befürworter der Vereinigung im März 1990 bei der Volkskammerwahl. Es kam zu Verhandlungen zwischen der neuen Regierung unter Ministerpräsident Lothar de Maizière und der Bundesregierung sowie zu Gesprächen mit den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs, denn sie hatten seit 1945 das Recht, über „Deutschland als Ganzes“ zu entscheiden. Mit der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion wurde am 1. Juli 1990 das westdeutsche Wirtschaftssystem in der DDR übernommen und die D-Mark als Währung eingeführt. Der im September geschlossene Zwei-plus-Vier-Vertrag regelte die außenpolitischen Bedingungen der Deutschen Einheit, die schließlich am 3. Oktober 1990 mit dem Einigungsvertrag vollendet wurde.

Marc Witzenbacher

150 Jahre Erstes Vatikanisches Konzil

Kaum ein Jahrhundert ist für die römisch-katholische Identität so prägend geworden wie das 19. Jahrhundert. Nach den Erschütterungen durch die Reformation und den Anfragen der Aufklärungsbewegung verurteilte das Erste Vatikanische Konzil einige „Irrtümer der Zeit“ und stärkte die Rolle des Papstes. Rund 300 Jahre hatte es keine allgemeine Kirchenversammlung mehr gegeben, als Papst Pius IX. für Dezember 1869 ein Konzil in Rom einberief. Der tiefen Krise, in der sich die Kirche befand, wollte Pius durch das Konzil entgegenwirken: Der Kirchenstaat wurde infrage gestellt, der Liberalismus prägte die politischen Bewegungen. Dass der Papst nicht mehr über eine weltliche Macht verfügen sollte, sahen einige deutsche Bischöfe eher positiv. Wilhelm Emmanuel von Ketteler, Bischof von Mainz, sah in einem möglichen Verlust politischer Macht die Chance, der Kirche mehr Freiheit zu verschaffen und sich auf die geistlichen Aufgaben konzentrieren zu können. Die Unfehlbarkeit des Papstes in Fragen des Glaubens sahen viele kritisch. So begann das Konzil unter erschwerten Bedingungen. Nur zwei der 51 vorgelegten Dokumente wurden verabschiedet. Weil viele Bischöfe schon abgereist waren, konnte für das Unfehlbarkeitsdogma aber eine Mehrheit erreicht werden. Der Deutsch-Französische Krieg war ausgebrochen, Rom vom Königreich Italien annektiert, das Konzil am 20. Oktober 1870 schließlich auf unbestimmte Zeit vertagt. Von der päpstlichen Unfehlbarkeit machte bisher nur Pius XII. Gebrauch, als er 1950 die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel als Dogma verkündete.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

November 2020

Mit den Psalmen
leben und sterben

Ja, du hast mein Leben dem Tod entrissen,
mein Auge den Tränen, meinen Fuß dem Straucheln.
So gehe ich meinen Weg vor dem HERRN
im Land der Lebenden.

Psalm 116 – Verse 8–9

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Mantelteilung des heiligen Martin

Meister des Riedener Altars,
Schwaben um 1460/70,
© Diözesanmuseum Rottenburg

Die Altartafel mit der Mantelteilung des heiligen Martin wird dem Meister des Riedener Altars zugeschrieben. Dieser war um 1440–1475 tätig und erhielt seinen Notnamen von einem Altarretabel, das für die Klosterkirche St. Mang in Füssen gemalt wurde und später in Einzeltafeln in die Kirche St. Urban in Rieden bei Füssen verbracht wurde. Die Martinstafel wird um 1460/70 datiert und ist im schwäbischen Raum, vielleicht in Ulm, gemalt worden. Dies zeigt der Vergleich mit einer Johannes-Tafel des Meisters des Riedener Altars in der Staatsgalerie in Stuttgart.

Unsere Tafel war Teil eines Altarflügels und bildete ursprünglich eine der Werktagsseiten eines Altarretabels aus der Pfarrkirche St. Martin in Günzburg. Eine Quelle des 19. Jahrhunderts berichtet, dass sich eine Mantelteilung von diesem Altar erhalten habe. Es war ein Klappaltar, und auf der anderen Seite befand sich ein Bild der Festtagsseite, von dem unser Titelbild aber zu unbekannter Zeit getrennt wurde. Eine Tafel mit der Anbetung der Könige im Diözesanmuseum in Rottenburg könnte eine Tafel von der Festtagsseite desselben Altars gewesen sein (eine weitere Tafel mit der Verkündigung an Maria ist wahrscheinlich in Günzburg erhalten).

Der heilige Martin wird hier als Reiter gezeigt, der sich leicht zu dem am Boden kauernenden Bettler herabneigt und ihm ein Stück seines roten Mantels herablässt, den er mit seinem Schwert zerteilt hat. Im Himmel aber erscheint Christus und hält denselben Mantel in der Hand.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Wer mit den Psalmen lebt, bekommt es darin oft mit Not und Tod zu tun. Wie ein roter Faden durchziehen Klagen das Psalmenbuch, die Gott Bedrängnis und Leid vor Augen stellen. Doch lebt darin auch das Vertrauen, dass, wer auf Gott baut, im Letzten nicht scheitert. Dieses Vertrauen kann wachsen, wenn ich Gottes Handeln in meinem Leben erkennen lerne. Deshalb spreche und singe ich Psalmen. Denn, so Paulus: „Der Glaube kommt vom Hören.“ (Röm 10, 17) Psalmen lehren mich lauschen, wahrnehmen, *mit den Augen zu hören*, wie Friedrich Nietzsche einmal gesagt hat. Mit Psalmen leben: das heißt, bei Gott in die Schule zu gehen. „Godgeleerdheit“, das niederländische Wort für Theologie, drückt das wunderbar aus. Wer mit Psalmen lebt, kann sich von Gott bei der Hand genommen fühlen und mit Reinhold Schneider vertrauen: „Der Weg endet ja nicht, wo wir meinen; der Weg führt uns durch die Wand hindurch, und am wahren Ende des Weges ist alles gut.“

Lässt sich also mit den Psalmen sterben – und *leben*? Ich kann dazu nichts sagen. Ich sehe nur Verse wie Ps 149, 5: „In Herrlichkeit sollen die Frommen frohlocken, sie sollen jauchzen auf ihren *Lagern*.“ Dieser Psalm besingt den endzeitlichen Sieg JHWHs und seiner Getreuen (ja: singt ihn herbei; nicht umsonst kommt er im Stundengebet *sonntags* vor). Insofern klingt hier durchaus das Totenlager an. Ein Vor-Schein der Auferstehung? Die Begnadeten JHWHs als Verstorbene, die mit ihrem Hallelujah die Unheilmächte in die Schranken weisen? – Und ich sehe Ps 118, 17: „Ich werde nicht sterben, sondern leben, um die Taten des Herrn zu verkünden.“ Ein Vers, den die Kirche von früh an auf Jesus hin gelesen hat. Gilt er nicht auch von Menschen, die seinen Weg gegangen sind? Die mitten unter uns glaubhaft vom Leben künden, wie auf Erden, so im Himmel? Vielleicht kennen Sie solche Menschen.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

... das habt ihr mir getan

Wenn wir am 11. November den Gedenktag des heiligen Martin begehen, werden in vielen Gemeinden die Kinder mit Laternen durch die Straßen ziehen und ein hoch zu Ross sitzender Mann wird die Szene der Mantelteilung mit einem gespielten Bettler nachstellen. Diese Szene bezieht sich auf die Überlieferung des Sulpicius Severus, eines Zeitgenossen des heiligen Martin, der schon zu dessen Lebzeiten an einer Lebensbeschreibung arbeitete. Hierin erzählt er, wie dieser als junger römischer Soldat am Stadttor von Amiens im kalten Winter seinen Mantel mit einem unzureichend bekleideten Bettler teilte. Nachts sah Martin dann in einer Traumvision Christus mit diesem Mantelstück bekleidet.

Martin (316–397) war zu dieser Zeit noch Soldat. Er war noch nicht getauft und hatte den Kriegsdienst noch nicht quittiert. Er war auch noch kein Mönch, kein Bischof von Tours, all das sind spätere Stationen seines Lebens, die hier noch nicht thematisiert werden. Seine Jugend und die eigentlich ganz andere Lebensweise als Kriegshandwerker machen die Tat des Martin umso erstaunlicher.

Martin als Edelmann, der Bettler als Leprakranker

Auf unserem Titelbild sehen wir Martin auf einem prächtig gezäumten Apfelschimmel sitzen. Das goldschimmernde, pelzverbrämte Gewand, die eng anliegende Hose und der modische Hut kennzeichnen Martin eher als Edelmann denn als Soldat. Das Gesicht und die langen, blonden Haare weisen auf seine Jugend hin. Der goldene Nimbus zeichnet den Heiligen aus. Über dem Wams trägt er einen leuchtend roten Mantel, den er mit der Linken hält, um ihn mit dem Schwert in der Rechten zu teilen. Das Pferd weicht in Schrittstellung zurück vor dem Bettler, der direkt vor ihm auf der Straße kniet. Durch die

einfache, eng anliegende Haube, die Bettlertasche, den Stock und die verbundenen und geschienten Beinstümpfe ist er nicht nur als Armer, sondern auch als Verkrüppelter, als Leprakranker, gekennzeichnet, der ganz auf die Hilfe anderer angewiesen ist. Er kann sich nur mithilfe des Stockes auf den Holzbrettern an den Unterschenkeln fortbewegen. Er trägt einen einfachen Wams, der Arme und Beine nackt lässt und ihn gegen die Kälte des Winters sicher nur unzureichend schützt. Mit der Rechten fasst er nach dem Mantelstück, das von der Hand des Martin herunterhängt. Die Blicke der beiden begegnen sich.

Die Szene spielt vor dem Stadttor von Amiens, das rechts durch ein kulissenartig flaches Torgebäude angedeutet ist. Idealtypisch aufgefasste Bäume schließen die Szene nach hinten ab, wo ein dunkler Hintergrund eine Nachtstunde annehmen lässt. Der felsige Weg, der von einem Grasstück nach hinten begrenzt wird, ist mit einigen Steinen belegt, die den Weg der Malerei des 15. Jahrhunderts hin zu einer realistischen Wahrnehmung der Wirklichkeit dokumentieren, da hier (wie auch bei den beiden Standbeinen des Pferdes und beim Bettler) Schlagschatten zu sehen sind. Das Licht beleuchtet die Szene von rechts vorne.

Christus erscheint dem Martin im Traum

Die eigentliche Leistung des Malers besteht aber darin, dass er mit dieser Szene der Mantelteilung deren theologische Deutung verbindet, indem er oben links in einem Wolkensaum Christus als Halbfigur mit Nimbus darstellt, der das andere Ende des roten Mantels in Händen hält. Die Inschrift auf dem Spruchband in gotischer Textura nimmt auf die Überlieferung des Sulpicius Severus Bezug: „martinus adhuc katechominus hac veste me contextit“ – „Martin, der noch Katechumene ist, hat mich mit diesem Gewand bekleidet“.

Dieser Satz führt in die inhaltliche Tiefe des Bildes hinein. Die barmherzige Tat des Martin galt nur vordergründig dem

Bettler. Nach Mt 25, 40 („... was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“, Sulpicius Severus verweist ausdrücklich auf diese Bibelstelle) galt sie letztendlich Christus. Auch wenn weder der Bettler noch Christus das Gewand wirklich umlegen, beide halten es nur mit der Hand, ist die Bekleidung beider gemeint, wie der Text unmissverständlich darlegt.

Dementsprechend ist die Diagonale die Hauptkompositionslinie des Bildes. Dabei geht es aber nicht, wie zunächst zu vermuten, um die Gabe des Martin, der auf der einen Seite den Mantel nach rechts unten zum Bettler, auf der anderen Seite aber auch nach links oben zu Christus gäbe. Der Ursprung der Gabe ist eindeutig Christus und somit wird auch die Zentralstellung, die Martin einnimmt, relativiert. Die Diagonale ist als durchgängige, herabfallende Linie aufgefasst. Wie ein Wasserfall strömt die Gabe von der Halbfigur Christi im Wolkenraum über Martin zum Bettler. Martin wird somit zum Mittler, zum Wasserrohr, durch das die Gabe Christi den Bettler erreicht. Ausgangspunkt ist aber der Herr im Himmel. Entgegen dem Text ist dieser im Bild eher der Gebende als der Empfangende. Er ist die Quelle der Barmherzigkeit, die Martin an den Bettler weitergibt. Auf diese Weise ist auch für moderne Augen einsichtig, dass Martin und der Bettler nicht auf einer Ebene stehen, sich nicht auf Augenhöhe begegnen, denn durch die Transparenz der irdischen hin zur himmlischen Wirklichkeit, mit welcher der Maler den göttlichen Ursprung des Handelns Martins sichtbar macht, muss eine formale Abstufung zwischen Gott und Mensch und in der Fortführung auch zwischen Martin und Bettler eingeführt werden.

Vorbild für eine diakonale Kirche

So beschreibt dieses Bild einen klaren Auftrag für jeden Einzelnen, aber auch für unsere ganze Kirche: Wir sollen Christus

nachahmen in seinem Dienst für die Menschen. Dafür ist der heilige Martin ein Vorbild, ein Beispiel, aber auch er ist ein Beauftragter, er handelt nicht im eigenen Ermessen. Im Grunde lädt dieses Bild den Betrachter ein, sich in diesen Strom der Gnade zu stellen, den der wunderbare Fluss des roten Mantels symbolisiert. Wir müssen keine heroischen Taten vollbringen, es geht nur darum, diesen Fluss nicht zu unterbrechen, sondern ihn weiterfließen zu lassen zu den anderen – durch uns hindurch.

Heinz Detlef Stäps

Der 90. Psalm

Von Ewigkeit zu Ewigkeit

Jetzt ist schon wieder was passiert.“ So heißt es in schöner oder unschöner Regelmäßigkeit in Wolf Haas' Kriminalromanen um den Ermittler Simon Brenner. Leben und Sterben, und was für ein Leben, und was für ein Sterben, das beschäftigt Menschen nicht nur in Kriminalromanen. Das bewegt Menschen auch nicht erst seit der Covid-19-Krise. Warum leben wir überhaupt, wenn wir doch sterben müssen? Warum ist in so vielen Menschenleben der Tod lebensbestimmend? So fragen Menschen seit Menschengedenken. Die Vergänglichkeit des Menschen, des von Gott mit Leben begabten Menschen, ist auch der Ausgangspunkt des 90. Psalms (*Text siehe auf den Seiten 28–30*), der in der Perspektive des Schöpfertums und der alles umfassenden Königsherrschaft Gottes steht.

Du warst unsere Zuflucht

Der 90. Psalm eröffnet das vierte Buch des biblischen Psalters (Ps 90–106). Er ist der einzige Psalm, der Mose zugeschrieben wird; dies weist auf einen Neubeginn nach der gescheiterten Davidsdynastie hin (vgl. Ps 89). Der 90. Psalm ist ein Klage- und Bittgebet angesichts der Vergänglichkeit menschlichen Lebens. Er beginnt mit dem Blick auf die gute Ordnung des Kosmos in Raum und Zeit; die ersten beiden Verse sind ein hymnisches Bekenntnis zum Schöpfergott. Sie betonen, dass Schutz und Zuflucht findet, wer sich an Gott hält. Bedrohliches ist in der Welt, das wird deutlich, wenn Gott als Wohnung/Versteck bezeichnet wird – das hebräische Wort umfasst beide Aspekte –, doch der Herr (im hebräischen Wortlaut: „mein Herr“) ist der alle unsere Bilder und Vorstellungen übersteigende, vor und nach aller Zeit Waltende und Wirkende, er ist jener, der „von Ewigkeit zu

Ewigkeit“, vom Anfang der Weltzeit bis zum Ende der Weltzeit, die Schöpfung umfängt. Gottes Gott-Sein erschöpft sich nicht mit der Schöpfung, doch in Gott sind seine Geschöpfe geboren, ausdrücklich genannt ist die menschliche Generationenfolge, in die der Beter sich stellt.

Denn tausend Jahre sind für dich wie ein Tag

Die folgenden Verse 3–6 beklagen die Vergänglichkeit des Menschen und stellen sie Gottes Ewigkeit gegenüber. Gottes unendliche, alle Grenzen überwindende Lebensfülle, und das unablässige Kommen und Gehen der Menschengeschlechter, in dem der einzelne Mensch untergeht: wie geht das zusammen? Gott selbst rafft die Menschen hinweg, weil er die Sterblichkeit verfügt hat. Die Kette der Generationen ist wie das Gras, das morgens aufsprießt und tagsüber wächst, um am Abend zu verwelken. Eine Geschichte des dauernden Wachsens, Verwelkens, Vertrocknens, sinnlosen Sterbens. Darum auch sinnlosen Lebens? Sieht und versteht Gott überhaupt des kurzlebigen „Menschleins“ Not? Oder ist seine Währung, die Ewigkeit, schlechterdings nicht übersetzbar in unsere kleine Münze?

Das ist doch kein Leben

Nun kommt es zu einer Anklage Gottes (V. 7–10). Die Beter halten Gott vor, dass eine derart prekäre, vom Tod bedrohte Lebensspanne gar kein Leben sei. Gemäß der traditionellen Vorstellung ist der Tod „der Sünde Sold“, und wie von den „Freunden“ Ijobs wird hier auf die vielen verborgenen, unbewussten Sünden angespielt, die Gottes Zorn heraufbeschwören. Wenn dem so ist, wenn wir in fortwährender Gottesangst leben müssen, was ist das für ein Leben? Dann kann unsere Zeit sich nicht erfüllen, unsere Tage werden einfach zur Neige gehen. Der Psalmbeter geht von einer menschlichen Lebensspanne von 70 Jahren aus,

durch Gottes kraftvolle Taten können es sogar 80 Jahre werden. Doch das ist auch kein Trost. Das von Gottes Zorn bedrohte Leben ist nur sinnlose Mühsal; „rasch geht es vorbei“ (V. 9). Wie ein Vogel wird es davonfliegen. Alles verfliegt. Was bleibt?

Dann gewinnen wir ein weises Herz

Das Zentrum des Psalms (V. 11–12) öffnet eine Doppelfrage („Wer kennt die Gewalt deines Zornes ...“, V. 11), deren Stil an die Fragen Kohelets erinnert. Sie stellt das zuvor eingeführte Gottes- und Menschenbild und dessen Todeslogik infrage und bringt so die Wende. Der Psalm bittet nicht um ewiges Leben, sondern um die rechte Lebensweisheit, mit der Vergänglichkeit und Begrenztheit des Lebens so umgehen zu können, dass jeder einzelne Augenblick als kostbare Gabe und Aufgabe des guten Schöpfergottes angenommen werden kann. „Unsre Tage zu zählen, lehre uns ...“ (V. 12) Der Psalm appelliert an Gott als Lehrer des Lebens! Und an die Möglichkeit des Menschen, „ein weises Herz“ zu gewinnen.

Dann wollen wir jubeln und uns freuen alle unsere Tage

Der folgende Abschnitt (V. 13–16) appelliert an JHWH, er möge sein Erbarmen und seine Huld mitten im vergänglichen Leben seiner Knechte und Mägde erweisen: „Sättige uns am Morgen mit deiner Huld!“ (V. 14) Der Morgen steht für die Lebensmacht Gottes, die nächtlichen Schrecken, und letztlich dem Todesschrecken, ein Ende setzt und Leben in Fülle schenkt – und so Grund zum Jubeln gibt, „all unsre Tage“ (V. 14).

Unauslöschliche Leuchtspur

Die beiden Verse (15 und 16) vor dem abschließenden Segenswunsch bitten Gott darum, das Leben seiner „Knechte“ so zu

begleiten, dass trotz und inmitten ihrer Vergänglichkeit etwas bleibt – nämlich die unauslöschliche Leuchtspur der göttlichen Zuwendung und des göttlichen „Glanzes“ bzw. der göttlichen „Pracht“ (so der hebräische Wortlaut); wie im Leben der Väter und Mütter Israels so auch im Leben der „Knechte“ heute und dem ihrer Kinder und Kindeskinde.

Lass gedeihen das Werk unserer Hände

„Lass das Werk unserer Hände gedeihen“! (V. 17) Der Segenswunsch erbittet am Ende, Gottes Güte und Freundlichkeit möge seine Knechte befähigen, in ihrem Leben durch ihr „weises Herz“ und durch ihre Tatkraft das Leben zu stärken – geleitet und begleitet vom guten Schöpfer des Lebens und gegen alle Todesmächte, die in das Leben hereinragen. Wo und weil Gott mitwirkt, da erhält das zerbrechliche „Werk unserer Hände“ Anteil an Gottes Ewigkeit selbst.

Susanne Sandherr

Selig sind, die da Leid tragen

Johannes Brahms' „Ein deutsches Requiem“

Als Requiem wird die Messe für Verstorbene bezeichnet, nach den ersten beiden lateinischen Worten des Eröffnungsverses: „Requiem aeternam“, ewige Ruhe. Bereits für das 2. Jahrhundert ist die Eucharistiefeyer am Grab bezeugt, und das Requiem entwickelte sich zum festen Bestandteil der Begräbnisliturgie. Als weitere Termine für das besondere Gedenken der Toten mit einer Eucharistiefeyer übernahm man aus vorchristlicher Tradition den 3., 7., teils auch den 9., sowie den 30. oder auch 40. Tag und das Jahrgedächtnis; im 9./10. Jahrhundert

kam als allgemeiner Totengedenktag Allerseelen auf. Im Laufe der Jahrhunderte wurden die österlich-freudigen Elemente des Requiems, deutlich etwa im Halleluja und Gloria, zurückgedrängt, Gerichtsmotive traten in den Vordergrund. Seit dem 13. Jahrhundert und bis 1969 ist die Sequenz „Dies Irae“ (Tag des Zornes) festes Element des Requiems. Gemäß der Forderung des II. Vaticanums, „deutlicher den österlichen Sinn des christlichen Todes“ auszudrücken, wurden im Missale Romanum (Römisches Messbuch) von 1970 und entsprechend im Deutschen Messbuch die Formulare für Messen für Verstorbene erneuert.

Vom Kirchenraum in den Konzertsaal

Mehrstimmige Requiem-Vertonungen bilden seit dem späten 15. Jahrhundert einheitliche Zyklen, Grundlage der Vertonung bleibt bis zur Gegenwart das Missale Romanum von 1570. Im Zeichen des barocken Repräsentationsstrebens entstehen festliche und prunkvolle Kompositionen. Im 19. Jahrhundert wandeln sich Requiem-Vertonungen schließlich oft zu Stücken für den Konzertsaal und für Musikfeste. Seinem eigenen Entstehungsanlass entgegen, wird Mozarts „Requiem“ hier zum Vorreiter; es wird primär als Kunst- und Meisterwerk rezipiert – genossen. Johannes Brahms’ „Deutsches Requiem“ löst sich ganz von den liturgischen Texten.

Geistlicher Trostgesang

Der Komponist, Pianist und Dirigent Johannes Brahms wurde 1833 in Hamburg geboren und starb 1897 in Wien. Sein früher Förderer war Robert Schumann (1810–1856). Brahms galt bald als konservativer Antipode Franz Liszts (1811–1886) und Richard Wagners (1813–1883). Berühmt wurde er 1867 mit seinem „Deutschen Requiem“, das keine Totenmesse ist, sondern ein – geistlicher – Trostgesang für die Lebenden. Der 33-Jährige

schreibt 1867 einem Kollegen und Freund: „Ich habe nun meine Trauer niedergelegt und sie ist mir genommen; ich habe meine Trauermusik vollendet als Seligpreisung der Leidtragenden.“

Eine lange Reifezeit

Ein so junger Mann schreibt ein „Requiem“, ohne Auftrag, mit geringer Erfahrung mit einem großen Klangkörper aus Solisten, Chor und Orchester? Möglicherweise reichen Vorarbeiten zum Text und musikalische Skizzen bis in die für Brahms einschneidenden 1850er-Jahre zurück, in denen er die Krankheit und den frühen Tod des väterlichen Freundes Robert Schumann miterlebte. Gesichert ist eine Schaffensphase im Jahre 1861. Nach dem Tod der Mutter 1865 nahm Brahms die seither ruhende Arbeit an der Requiem-Komposition wieder auf. Das „Deutsche Requiem“ wurde schließlich in drei Fassungen uraufgeführt, im Dezember 1867 in Wien (die Sätze I–III), am Karfreitag 1868 im Bremer Dom, vollständig, aber mit Einschüben u. a. aus J. S. Bachs „Matthäuspassion“ und G. F. Händels „Messias“. Die Uraufführung der vollständigen siebensätzigen Fassung, nun erweitert um das Sopransolo „Ihr aber habt nun Traurigkeit“ in Satz V, fand 1869 im Leipziger Gewandhaus statt.

Bibel komponieren

Brahms „Deutsches Requiem“ war von Anfang an nicht für den liturgischen Gebrauch, sondern für Konzertsaal oder Kirchenkonzert konzipiert. Es fußt nicht auf den Texten des lateinischen Requiems, vielmehr stellte Brahms eine eigene Sammlung von Bibelstellen zu einem Ganzen zusammen und machte sie zur Grundlage eines „Requiems“. Im 19. Jahrhundert war es zwar üblich geworden, Requiem-Kompositionen auch im Konzertsaal aufzuführen, und im deutschsprachigen Raum entstanden Requiens, die für den liturgischen Gebrauch bestimmt waren, aber

nicht auf dem Text der lateinischen Totenmesse basierten (etwa Franz Schuberts „Deutsches Requiem“). Dennoch war Brahms Vorgehen einzigartig und blieb im 19. Jahrhundert weitgehend ohne Nachahmer.

Die Posaune ruft zur Auferstehung

Das „Komponieren“ begann beim „Deutschen Requiem“ lange vor der Entstehung der Musik. Brahms war ein hervorragender Bibelkenner. Er wählte seine Texte in einer Bibelausgabe von 1537, wodurch sich die archaische Sprache seines „Requiems“ erklärt. Sein Werk zielt nicht auf die möglichst eindringliche Schilderung von Tod, Gericht und drohenden Qualen, sondern auf Trost für die Trauernden. „Die Posaune ruft nicht zum Gericht, sondern sie verkündet die Auferstehung.“ (Hans Gal)

Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben

Johannes Brahms großes Trost-Werk wäre nur klingende Vertröstung, wäre es nicht getragen und erfüllt von der biblischen und christlichen Hoffnung, dass die Toten selig sind (VII. Satz: Offb 14, 13). Ist Brahms „Deutsches Requiem nach Worten der Heiligen Schrift“ ein geistliches Werk? Der Musikwissenschaftler Thomas Kohlhase bringt die Botschaft des „Requiems“ auf den Nenner: „Trost den Trauernden – Erlösung den Toten“. Allein die geistliche Lektüre der frei und fein ausgewählten und „komponierten“ Schrifttexte, die die sieben Sätze des „Requiems“ tragen, könnte Antwort genug sein. Die beste Antwort aber gibt das Werk selbst, wenn wir seinen dramatischen Weg vom ersten („Selig sind, die da Leid tragen ...“: Mt 5,4 und Ps 126,5–6) bis zum letzten Satz („Selig sind die Toten, die in dem Herren sterben von nun an ...“: Offb 14, 13) mitgehen: und schweigen und hören.

Susanne Sandherr

Ewige Glückseligkeit

Das Ziel des christlichen Lebens wird häufig als „ewige Glückseligkeit“ beschrieben. Was kann man darunter verstehen? Glückseligkeit ist mehr als „Glück“, wenn man darunter einen glücklichen Zufall oder ein Gefühl sieht. Glückseligkeit bedeutet mehr als die Erfüllung aller Wünsche. Der Katechismus der Katholischen Kirche verweist bei der Beschreibung dieser Erwartung des eigentlichen, höchsten und endgültigen Glücks des Menschen auf die Seligpreisungen Jesu (Mt 5, 3–12): Die Seligen, griechisch *makaroi*, lateinisch *beati*, das sind diejenigen Menschen, die Gott schauen werden (Mt 5, 8). So ist daher auch das letzte Ziel des Menschen das Himmelreich, die Schau Gottes (*visio beatifica*), die Teilhabe an der göttlichen Natur, das ewige Leben (KKK Nr. 1726). Wer Gott schaut, hat alle Güter erlangt, die man sich nur denken kann, beschreibt Gregor von Nyssa diesen Zustand.

Glück als Lebensziel

Schon in der Antike wurde das Glück als das eigentliche Ziel des menschlichen Lebens verstanden. „Das Glück ist das Endziel allen menschlichen Handelns“, schreibt Aristoteles in seiner Nikomachischen Ethik. In der mittelalterlichen Theologie wurde das Glück den Fragen der letzten Dinge zugeordnet, weil die wahre Glückseligkeit darin besteht, das höchste Gut zu erlangen. Dieses höchste Gut kann nur Gott selbst sein. Da die Schau Gottes in diesem Leben nicht möglich ist, kann die wahre, die ewige Glückseligkeit nur im Jenseits erfüllt werden. „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir“, beschreibt dies Augustinus. Gleichwohl gibt es auch schon in diesem Leben Anteil an dieser Glückseligkeit, die in der Ewigkeit völlig erfüllt sein wird.

Ein völlig veränderter Zustand

Die ewige Glückseligkeit ist daher keine Existenz im Schlaraffenland oder in einem Paradies nach menschlichen Vorstellungen, denn dies würde den Menschen immer wieder nur dazu führen, nach irgendwelchen Gütern zu streben. Daher kann die wahre Glückseligkeit nur darin bestehen, eins mit dem höchsten Gut, Gott selbst, zu werden. Die ewige Seligkeit besteht darin, dass wir Gott genießen (*frui*), wie es Thomas von Aquin sagt. In ihm ist alles erfüllt, was wir uns wünschen. Ewiges Leben ist demnach nicht einfach eine Verlängerung unseres jetzigen Lebens, sondern die Verwandlung in eine völlig neue, veränderte Existenz (vgl. 1 Kor 15, 35–49). Ewige Glückseligkeit ist also ebenso wenig wie das ewige Leben ein Zeitbegriff, sondern ein Qualitätsbegriff. Damit wird die ewige Liebesgemeinschaft mit Gott beschrieben, die als ein „ständiges Jetzt“ erscheint, wie es der christliche Philosoph Boëthius umschrieben hat.

Leben „nach“ dem Tod?

Die Ewigkeit lässt die Zeit hinter sich, daher ist es eigentlich nicht richtig, vom Leben „nach“ dem Tod zu sprechen. Für die Toten laufen keine zeitlichen Prozesse mehr ab, es gibt auch kein Vergehen mehr. Daher wird der „Tod nicht mehr sein“ (Offb 21, 4). Und die ewige Seligkeit ist ein Gemeinschaftserlebnis. Dies wird durch die Bilder vom Hochzeitsmahl deutlich, mit denen Jesus die ewige Vollendung umschreibt. Nach biblischer Auffassung hört der Mensch nach seinem Tod auf, ein Geschöpf zu sein, da wir Anteil an der göttlichen Natur erhalten (1 Petr 1, 4). Durch die Einheit mit Christus wird allen, die an ihn glauben, die göttliche Natur zuteil. Damit sind wir in das göttliche Leben hineingenommen und lieben Gott nicht nur mit unserer menschlichen, sondern auch mit seiner göttli-

chen Liebe. Und deswegen können wir auch den schauen, der im „unzugänglichen Licht“ (1 Tim 6, 16) wohnt.

Marc Witzemberger

Das Weizenkorn muss sterben

Ein Lied vom Leben

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 37.

Der katholische Theologe und Priester Lothar Zenetti, geboren 1926 in Frankfurt am Main, gestorben ebendort 2019, wurde mit 17 Jahren als Luftwaffenhelfer eingezogen. Ich denke an die jungen Männer in unseren Familien, an die Väter und Großväter von Freunden und Freundinnen, denen eben dies widerfuhr. 1944 kam Zenetti als Rekrut nach Wien und zur Offiziersausbildung nach Dänemark. Bei Kriegsende geriet er in amerikanische und schließlich in französische Kriegsgefangenschaft. In dieser Zeit wurde er Seminarist im sogenannten „Stacheldrahtseminar“ von Chartres, das zwischen 1945 und 1947 von Abbé Franz Stock geleitet wurde, einem Wegbereiter der deutsch-französischen Freundschaft. 1946 zurückgekehrt in seine Heimatstadt, schrieb er sich nach dem Abitur an der Hochschule St. Georgen für Katholische Theologie und Philosophie ein. 1952 schloss Zenetti sein Studium ab und wurde im selben Jahr sakramental ordiniert.

Theologe und Poet

Lothar Zenetti war seit 1962 als Jugendpfarrer der Stadt und von 1969–1995 als Gemeindepfarrer tätig. Von 1982–1992 wirkte er als Katholischer Hörfunkbeauftragter beim Hessischen Rundfunk. Sein Werk umfasst Publikationen zu religions-

pädagogischen, liturgischen und pastoralen Themen sowie eine Vielzahl zum Teil vertonter Gedichte und Erzählungen. „Das Weizenkorn muss sterben“ aus dem Jahr 1971 gehört zu seinen bekanntesten Liedern. Die Melodie stammt von Johann Lauermann. Im „Gotteslob“ ist das Lied unter den Gesängen zu Agnus Dei / Kommunion zu finden (Nr. 210).

Geheimnis des Glaubens

In vier dichten, kurzen Strophen wird das „Geheimnis des Glaubens: Im Tod ist das Leben“ entfaltet (1). „Das Weizenkorn muss sterben, / sonst bleibt es ja allein“ (1). Aber wer wäre radikaler allein als ein Toter? Das ist doch die gängige Vorstellung. Hoffentlich war er beim Sterben nicht allein! Und hat er oder sie uns nicht allein gelassen? Dies fragen wir als, wie man sagt, Hinterbliebene – Zurückgelassene, Verlassene. Wir fühlen uns im Stich gelassen. Von allen guten Geistern verlassen. Verlassen jedenfalls von diesem einen guten Geist, diesem geliebten Menschen. „Von guten Mächten wunderbar geborgen“, schrieb Dietrich Bonhoeffer, der den Tod nicht suchte, aber das Leben wagte, in der Haft – und er hatte dabei durchaus auch seine Braut und die Familien im Blick. Im Johannes-Evangelium ergreift Jesus nach seinen Jüngern Andreas und Philippus das Wort: „Amen, amen, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht.“ (Joh 12,24) Hier wird der bekannte Topos von „Stirb und werde!“ in einer bildlichen Form aufgegriffen, die an Abbildungen von Ähren als Symbolen neu geschenkter Fruchtbarkeit in antiken Mysterienkulten erinnert. Doch dabei wird ein Akzent gesetzt, der alles neu macht: Christus selbst ist das Weizenkorn, das in die Erde fällt und nicht allein bleibt, sondern „viel Frucht bringt“, die Rettung aller Menschen, die ihm nachfolgen, mit ihm gehen, zu ihm stehen, auf ihn sehen.

Verschenkte sich wie Brot

Rund um das Mittelmeer, das „mare nostrum“, „unser Meer“, ist in biblischen Zeiten neben Wasser Brot das Lebens-Mittel schlechthin. Es wurde aus Gersten- oder Weizenmehl hergestellt. Vor dem Essen, das Gemeinschaft stiftete, wurde der Brotfladen in Stücke gebrochen. Denken wir an die zahlreichen Erzählungen um Brot und Hunger nach Brot im Alten und Neuen Testament, an die Bedeutung von Gastfreundschaft und Mählern als Zeichen des Bundes und der Freundschaft mit Gott und der Menschen untereinander. Denken wir an die Speisungswunder Jesu (Joh 6, 1–15), an die „Brotreden“ des Johannes-Evangeliums. Denken wir an die Einsetzungserzählungen, an die Gesten und Worte Jesu beim letzten Abendmahl, das die christliche Gemeinde als Gedächtnismahl des Todes und der Auferstehung des Herrn feiert. All dies steht im Hintergrund der zweiten Strophe. Die Brotgabe steht für die Gabe des Lebens, die Jesus als vom Himmel gekommenes Brot, als fleischgewordenes Gotteswort selber ist. „Im Tod ist das Leben.“

Soll selber sein wie Brot

Die dritte Strophe wendet den Blick auf die feiernde Gemeinde. „Wer dies Geheimnis feiert, soll selber sein wie Brot.“ Soll sich verzehren lassen „von aller Menschennot“. Ist das nicht realitätsfremd? Eine absurde Überforderung? „Wir können nicht alle retten.“ „Das Boot ist voll.“ Sich verzehren lassen „von aller Menschennot“? Wem wäre damit gedient? „Geheimnis des Glaubens: Im Tod ist das Leben.“

Als Brot für viele Menschen

Wir sind erwählt! Wie wunderbar. Die anderen sind jetzt also abgewählt, oder etwa nicht? Oder habe ich da etwas missver-

standen? „Als Brot für viele Menschen / hat uns der Herr erwählt.“ Erwählt als Brot? Als Brot für viele Menschen. Da mag ich mir gar nicht vorstellen, wer da alles vorstellig wird, an dieser großen Tafel. Aber, nur Mut. Nur Mut zu Gottes Fantasie: „Wir leben füreinander, / und nur die Liebe zählt.“

Manna ist eine Frage

Die Bibel erzählt vom Manna, dem Himmelsbrot, mit dem das Volk Israel in der Wüste überleben kann. Die Israeliten finden die Krümel auf dem Boden und fragen: Was ist das? Was ist das für ein Brot? (Ex 16, 14.31) „Manna“ ist eine Frage; dieses Wort bedeutete im Hebräischen eigentlich: „Was ist das?“ So fragen wir Christen auch in der Eucharistiefeier. Was ist das für ein Brot, das du uns gegeben hast? In das du uns verwandeln willst? Geheimnis des Glaubens.

Susanne Sandherr

Die Apostolische Bewegung

Unter der Apostolischen Bewegung versteht man sämtliche kirchlichen Gemeinschaften, in denen das wiederhergestellte Apostelamt eine zentrale Rolle spielt. Wenn auch ihr Ursprung in den Erweckungsbewegungen des vorletzten Jahrhunderts viele verbindet, hat sich die Bewegung in zahlreiche verschiedene Zweige und Gruppen aufgeteilt. Die bekannteste Gemeinschaft ist im deutschsprachigen Raum die Neuapostolische Kirche, die in Deutschland mit rund 330 000 Mitgliedern die größte der sogenannten Freikirchen oder kleineren Kirchen ist und weltweit über neun Millionen Angehörige hat.

Neues Apostelamt

Ihre Wurzel hat die Bewegung in den Katholisch-apostolischen Gemeinden des 19. Jahrhunderts. Sie entstanden nach den sogenannten Albury-Konferenzen. Auf seinem Landsitz Albury hatte der Londoner Bankier Henry Drummond zwischen 1826 und 1830 immer wieder Anhänger aus biblisch-charismatischen und apokalyptisch ausgerichteten Kreisen eingeladen, um die Gegenwart und nahe Zukunft auf der Grundlage der prophetischen Bücher der Bibel zu beleuchten. Die Konferenzteilnehmer waren überzeugt, dass der Welt unmittelbar das Gericht und die Wiederkunft Jesu Christi bevorstehe und anschließend ein tausendjähriges Friedensreich auf Erden entstehen werde. Als die Teilnehmer an den Konferenzen aus der Anglikanischen Kirche ausgeschlossen wurden, bildeten sie eine eigene Kirche, die Katholisch-apostolische Gemeinde. Zwölf von ihnen wurden zu Aposteln berufen, was sie als die Wiederherstellung des Apostelamtes in der Endzeit verstanden.

Aussendung in die Welt

Am 14. Juli 1835 wurden die Apostel feierlich in ihre endzeitliche Mission entsandt. Ihrer Überzeugung nach konnten die Menschen in der bald zu erwartenden Endzeit nur durch die mit dem Apostelamt und einer entsprechenden Ämterstruktur errichtete Kirche gerettet werden. Als Sakramente wurden Taufe und Abendmahl behalten, hinzu kam noch die sogenannte Versiegelung, bei der durch Handauflegung der Heilige Geist mitgeteilt wird. Mit ihr wurden die Gläubigen in die Gemeinde aufgenommen. Jedoch blieb die zu Lebzeiten der ersten Apostel erwartete Wiederkunft Jesu Christi aus. Nach dem Tod des letzten Apostels gelangte die Mission an ihr Ende, die Gemeinden hielten aber an der Naherwartung und den entwickelten Tradi-

tionen fest. Mittlerweile hatten sich die Gemeinden in Europa weiter ausgebreitet.

Neuapostolische Kirche

Aufgrund unterschiedlicher Auffassungen über die Rolle des Apostelamtes trennte sich 1863 die Hamburger Gemeinde von der Katholisch-apostolischen Kirche. Sie nannte sich in Unterscheidung zu den anderen Gemeinden zunächst „neuapostolische Gemeinde“, zudem wurden weitere Gemeinden gegründet und eine Kirchenstruktur gebildet. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts nannte sich die Kirche „Neuapostolische Gemeinde“ und ab etwa 1930 „Neuapostolische Kirche“ (NAK). Geleitet wird die NAK vom Stammapostel, der seinen Sitz in Zürich hat. Er ist richtungweisend in theologischen Fragen und gewährleistet die kirchliche Einheit. Die Neuapostolische Kirche ist gegliedert in rechtlich selbstständige Gebietskirchen, die jeweils von einem Bezirksapostel (Kirchenpräsident) geleitet werden. Seit 2013 ist der Franzose Jean-Luc Schneider Stammapostel. Ein Jahr zuvor wurde erstmals mit einem Katechismus umfassend die Lehre der NAK dargestellt, er bildete zudem eine wichtige Grundlage für die ökumenischen Gespräche. Die NAK hatte in dieser Zeit einen enormen Wandel durchgemacht. In früheren Jahren hatte sich die Kirche komplett abgeschottet, was auch dazu führte, dass sich bis heute vielfach die Auffassung hält, es handele sich um eine Sekte. Doch seit 2001 hatte die Leitung der NAK den Kontakt mit den anderen Konfessionen gesucht, es schlossen sich intensive Gespräche auf verschiedenen Ebenen an. 2013 beschloss die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK) eine Phase der Kommunikation und Reflexion, in denen auch alle strittigen Themen und Lehren, wie etwa die Spendung der Sakramente für Entschlafene, diskutiert wurden. Dies führte schließlich zur Aufnahme der

NAK als Gastmitglied in der ACK. In einigen regionalen ACKs ist die NAK bereits Vollmitglied.

Weitere apostolische Kirchen

Neben der NAK bestehen im deutschsprachigen Raum noch weitere apostolische Kirchen. Das „Apostelamt Jesu Christi“ entstand aus einer Abspaltung von der NAK im Jahr 1902. Die Ämterstruktur und die apostolischen Traditionen behielten die Gemeinden aber bei. Wie in allen anderen Kirchen der Apostolischen Bewegung dienen die Amtsträger grundsätzlich ehrenamtlich. Das „Apostelamt Jesu Christi“ hat sich schon früher als die NAK der Ökumene geöffnet und wurde von der ACK als Gastmitglied aufgenommen. Gleiches gilt auch für die „Apostolische Gemeinschaft“. Auch sie war aus Reform- und Protestbewegungen innerhalb der NAK entstanden. Ihre Gemeinden befinden sich vor allem in Sachsen und Thüringen sowie im Rheinland. 2014 wurde die Apostolische Gemeinschaft als Gastmitglied in der ACK aufgenommen. Auch wenn das Tempo und – wie auch in anderen Kirchen – die Einstellungen zur Ökumene unterschiedlich sind, gehört die Apostolische Bewegung heute in Deutschland zu den ökumenisch aktiven Kirchen.

Marc Witzemberger

Die Wechselbeziehung von Liturgie und Leben

Wir haben im letzten Monat die Wechselbeziehung von Gottesdienst und Dogmatik betrachtet, die das Verhältnis von Liturgie und Martyria (Lehre, Zeugnis) widerspiegelt. So

kamen zwei der drei Existenzweisen von Kirche zur Sprache. Die dritte, noch nicht betrachtete Existenzweise der Kirche ist die Diakonia, die zunächst auf die Werke der Barmherzigkeit verweist. Im weiteren Sinne umreißt dieser Begriff aber das ganze Leben der Menschen und der Kirche in der Welt. Es geht ganz erheblich um den Alltag der Menschen, an dem sich ihr Christsein erweist oder erweisen soll. Die Wechselbeziehung dieses Bereichs mit dem Gottesdienst gilt es abschließend skizzenhaft in den Blick zu nehmen.

Die politische Dimension gottesdienstlichen Handelns

Dass unser Gottesdienst auch eine politische Dimension hat, ist für viele ein Gedanke, der Befremden oder Widerstand, vielleicht den Verdacht der „Verzweckung“ hervorruft – diese Gefahr ist auch immer gegeben. Aber etwa für Christen in der Verfolgung oder für solche, die starke soziale Ungleichheit erleben, wie in Südamerika oder Afrika, ist diese liturgische Dimension ganz selbstverständlich. Denn das normale Leben kann nicht vom Gottesdienst getrennt werden.

Der christliche Glaube hat immer einen herrschaftskritischen Impuls, denn Herr ist allein „Jesus Christus“. Die Kirche lebt in der Welt, darf sich aber nicht in der Welt verlieren. Weil sie ihrer Vollendung am Ende der Zeit entgegenlebt, kann keine Herrschaft auf Erden schon das Reich Gottes repräsentieren. (Allerdings hat die Kirche oftmals durch Befürwortung von Herrschaftsverhältnissen diese zementiert, so im Mittelalter.) Den herrschaftskritischen Impuls konnten etwa die Kirchen im Dritten Reich gegen den Nationalsozialismus einbringen: Beispielsweise die Feier der Komplet durch die Jugendlichen wurde damals zu einer bewussten wie beliebten Gegenfeier zum Nazi-Regime.

Ein anderes Beispiel sind viele Gemeinden in Lateinamerika, die Gemeinschaft nicht nur liturgisch leben, sondern eben auch im Teilen, in der Unterstützung gegen Ungerechtigkeit, in der

Solidarität im Alltag. Deshalb ist es vor Ort so wichtig, dass die Gemeinden sich dort auch ohne Priester zum Gottesdienst versammeln können, um in der Feier die geistgewirkte Gemeinschaft zu erfahren, die sie über die Feier hinaus im Leben trägt.

Der liturgische Blick auf den Alltag

In der sonntäglichen Eucharistiefeier sind es vor allem zwei Akte, die in der Feier selbst das Leben außerhalb in den Blick nehmen.

Es sind dies zunächst die Fürbitten. Das „Allgemeine Gebet“ oder „Gebet der Gläubigen“ ist nach dem Konzil wieder eingeführt worden, war aber schon in der Antike von den Gläubigen hoch geschätzt. Für andere, speziell alle Notleidenden, zu Gott zu beten, entspricht biblischen Forderungen (1 Tim 2, 1–4; 2 Kor 1, 11; Eph 6, 18) und ist gelebte Nächstenliebe. Heute sollen die Fürbitten für die Anliegen der Weltkirche und der Orts-gemeinde, die Regierenden, die Notleidenden, alle Menschen und das Heil der ganzen Welt beten. Bewusst geht der Blick auf die Welt, wo sie nicht „in Ordnung“ ist, wo Menschen Schlimmes erfahren. Das darf und soll auch benannt werden – bloß sollten Fürbitten nicht zur Anklage anderer und Rechtfertigung unser selbst werden. Hier ist der Ort, auch aktuelle Anliegen, die die Gemeinde bewegen, vor Gott zu bringen. Dies ist eine Haltung, die um die Grenzen des eigenen Handelns weiß, um unseren kurzen Blick, um unsere Mutlosigkeit. Es ist eine Haltung, die von Gott die Verwandlung der Welt erbittet – damit wir vielleicht, mit von Gott geschenkter neuer Kraft, unseren Anteil an diesem Wandel einbringen.

Der zweite Moment, an dem die Welt außerhalb der Feier in den Blick kommt, ist die Gabenbereitung. Denn in der Antike brachten die Gläubigen ihre vielfältigen Gaben in Form von Nahrungsmitteln an dieser Stelle dar, um ihr Eingehen in die Hingabe Jesu Christi an den Vater zu vollziehen. Aus die-

sen Naturalgaben wurden einige wenige ausgewählt und für die weitere Eucharistiefeyer genutzt, während der Rest später den Bedürftigen der Gemeinde zugutekam. Ein Ausfluss dieser Gabensammlung ist heute unsere Geldkollekte. So technisch-materiell sie zunächst wirkt, so ist sie oft mit weitreichenden sozialen Aufgaben verbunden, sei dies in der Gemeinde, im Bistum oder in noch größerem Kontext. Hier wird in der Eucharistiefeyer nicht nur der Not gedacht, sondern die gespendeten Gaben werden zur Beseitigung der Not außerhalb des Gottesdienstes verwandt.

Die ethische Dimension des Gottesdienstes

Wir müssen aber noch einen Schritt weiter gehen, denn der Gottesdienst wirkt nicht nur in den Alltag anderer, sondern eben auch in unseren eigenen Alltag, in unser eigenes Leben. Unser Gottesdienst ist immer auch Einübung in die christliche Existenz. Wir kommen als Menschen mit unseren Grenzen im Glauben, vielleicht auch mit der Erfahrung von Schuld, in den Gottesdienst, der uns verändern möchte. Denn er entlässt uns anders, als wir in ihn hineingegangen sind. Nur verhalten wird dies in der Entlassung „Gehet hin in Frieden“ formuliert, obwohl das Hinaustragen eines inneren Friedens in unseren Alltag schon Wesentliches umfasst.

Wir sollten ernst nehmen, dass durch Gott in der Taufe unsere Existenz gewandelt ist und wir als „neue Menschen“ leben. Dieser Existenzwechsel erfährt in jedem Gottesdienst, besonders aber in der Eucharistie, seine Erneuerung und Festigung. Gottes Wort wirkt an uns, bestärkt uns im Glauben. In Akten der Umkehr (Bußakt) und der Zuwendung (Friedensgruß) lassen wir den alten Menschen erneut hinter uns und wenden uns einander in neuer Weise zu. Die Kommunion vereinigt uns mit Christus und lässt uns – bei aller Verschiedenheit – untereinander mehr zu einer sakramentalen Einheit in Christus werden.

Es ist diese Stärkung in der Eucharistie, die uns befähigt, aber auch in die Pflicht nimmt, im Alltag uns weiter in der christlichen Existenz einzuüben.

Friedrich Lurz

Das neue Lesejahr nach Markus

Das Markus-Evangelium ist die älteste auf uns gekommene Darstellung des Lebens Jesu. Das Evangelium wurde in den Jahren nach 70 n. Chr. in griechischer Sprache in Rom verfasst, wo auch seine Erstadressaten zu suchen sind. Markus orientiert sich an den gerade beliebten Lebensdarstellungen (Viten) großer Männer der Geschichte. Ziel der Viten ist es, die dargestellten Personen, vor allem Könige und Generäle, in charakteristischen Szenen aus ihrem Leben plastisch vor Augen zu führen und ihre Lebensweise den Lesern so zur Nachahmung zu empfehlen. Wenn Markus Anekdoten und Erzählungen aus dem Leben Jesu zusammenträgt, will er den Lesern Jesus als Lebensbegleiter nahebringen. Was für eine Provokation! Ein gekreuzigter, als Aufrührer hingerichteter Jude aus dem hintersten Winkel des römischen Reiches, so einer soll ein Vorbild sein und mit einer Vita gewürdigt werden? Zudem nennt Markus seine Erzählung nicht Vita, sondern „Evangelium“: Gute Nachricht. Seine Erzählung beginnt mit einem Paukenschlag: „Anfang des Evangeliums von Jesus Christus, Gottes Sohn“ (Mk 1, 1).

Ein anderes Evangelium

Als *das* „Evangelium“, *die* Gute Nachricht, galt der Herrschaftsantritt des römischen Kaisers Vespasian im Jahre 69 n. Chr. General Vespasians Machtübernahme, bei der sein Vernichtungsschlag gegen die Rebellen in Palästina eine entscheidende

Rolle spielte, stand nach einem Jahr bürgerkriegsartiger Wirren für Befriedung und innere Sicherheit, Ruhe und Ordnung. Die römische Welt atmete auf. Und ein Ruck ging durch das Reich: Wenn dieser Aufsteiger es nach ganz oben geschafft hat, dann kann ich in Loyalität zu ihm auch Karriere machen! Das Evangelium nach Markus ist eine Gegenerzählung. Es handelt vom Beginn eines ganz anderen Reiches, der Gottesherrschaft, und vom Weg eines ganz anderen Herrschers, des Messias-Königs, des Gottes- und Menschensohns Jesus.

Aufsteiger und Absteiger

Vespasian ist ein Aufsteiger, Jesus ein Absteiger, so sieht es aus: ein am Ende gegeißelter, verspotteter und gekreuzigter König. Wie kann es sein, dass Jesu Weg eine „Gute Nachricht“ wert ist? Markus macht mit dem ursprünglich offenen Schluss seiner Erzählung (Mk 16, 1–8) deutlich, dass es an seinen Lesern und Leserinnen liegt, ob Jesus König und ob sein Evangelium in alle Welt verkündet wird. Folgen sie diesem König nach? Wird ein Ruck durchs Reich gehen? Kann Jesu Weg nach unten, der Weg solidarischer Liebe, auch unser Weg sein? Der Lohn dafür ist nicht nur jenseitig, sondern ein neues Leben in einer geschwisterlichen Gemeinschaft.

Weiterlernen

Markus will den Weg Jesu für den Glaubensweg des Einzelnen durchsichtig machen. Die Handlung des Evangeliums spielt an fünf Orten mit Symbolkraft: in der Wüste (1, 1–15), an beiden Ufern des Meeres von Galiläa (1, 16–8, 21), auf dem Wege (8, 27–10, 52), zwischen Berg und Tempel von Jerusalem (11, 1–15, 41), und schließlich beim Grabmal (15, 42–16, 8). In der Mitte des Evangeliums stehen die Erzählungen vom Wege: Jesus ist mit den Jüngern allein unterwegs. Er geht ihnen voraus

und weist ihnen, nun unverschlüsselt, den Weg. Seine Lehre aber ist hart: Mein Königsweg ist der Weg ans Kreuz. Darum untersagt Jesus den Jüngern, ihn mit dem geläufigen Ehrentitel Messias/Christus zu bezeichnen, bevor sich ihr Verständnis vertieft hat. Sie müssen weiterlernen: Wer Jesus wirklich ist, kann nicht an einem Titel, sondern nur an seinem Weg abgelesen werden.

Der Dienstweg als Königsweg

Das Markus-Evangelium benennt Jesus mit Würdetiteln, die in der jüdischen Tradition für herausragende Heilsgestalten verwendet werden: Menschensohn, Christus bzw. Messias, Gottessohn. Doch was er vom Weg Jesu erzählt, steht auch in Spannung zu diesen Titeln, schreckt auf. Ja, Jesus ist in Wahrheit der Menschensohn, der zum endzeitlichen Gericht erwartet wird – und wird doch auf Erden selbst verurteilt und hingerichtet. Ja, Jesus ist in Wahrheit der Messias-König, von dem man erwartet, dass er die Feinde aus dem Land treibt – doch es sind dann nicht die römischen Besatzer, sondern andere „Dämonen“, von denen er befreit. Ja, Jesus ist in Wahrheit Gottes Sohn – „der Erste“ ist er aber nur, indem er anderen dient (10,42–45). Jesu Königs-Weg ist der Dienst-Weg, und sein Weg des Dienens, des Liebes-Dienstes an den Kleinen und Verachteten, wird den Männern und Frauen in seiner Nachfolge zugemutet und zugebraut.

Absoluter Neuanfang

Während Jesus in Galiläa durch seine Predigten und Heilungen regen Zulauf hat, zerfällt in Jerusalem sein Anhängerkreis: Seine Schüler fliehen (14,50). Während Jesus in Galiläa sogar die zweifelnde heidnische Bevölkerung vom anderen Ufer für sich und seine Botschaft einnehmen kann, gelingt es ihm in Jerusa-

lem nicht, seine Gegner, die Hohepriester und Schriftgelehrten, zu gewinnen. Die beiden Eckpunkte der Erzählung, Wüste und Grab, korrespondieren. Beides sind Orte des Todes, doch es entspricht biblischer Erfahrung, dass Gott gerade in der lebensfeindlichen Wüste einen Neuanfang setzt mit seinem Volk Israel. Nur so können die Leser, die am Ende des Evangeliums ins Grab geführt werden, darauf hoffen, dass gerade an diesem Ort radikalen Abbruchs von einem absoluten Neuanfang erzählt werde. Und es geschieht. Ein Bote tritt auf und verkündet den Frauen, und durch sie allen Jüngern und Jüngerinnen Jesu, frohe Botschaft. Botschaft des Auferstandenen, Botschaft vom Auferstandenen. Die Leere wird zum Ort der Fülle. Jesu letztes Versprechen ist eingelöst: „Er geht euch voraus nach Galiläa; dort werdet ihr ihn sehen, wie er es euch gesagt hat.“ (16,7; vgl. 14,28)

Auf dem Weg

Jesus, der Auferstandene, ist der geliebte Sohn. Er ist allen voraus und ruft alle zurück, an den Ort des Anfangs und auf den Weg des Leben- und Liebenlernens, hinter ihm her. „Auf ihn sollt ihr hören.“ (9,7)

Susanne Sandherr

Diaspora-Sonntag am 15. November

Der dritte Sonntag im November steht im Zeichen der Diaspora. Die Kirche betet am sogenannten „Diaspora-Sonntag“ besonders für die Katholiken in Nord- und Ostdeutschland, in Nordeuropa und im Baltikum, die dort in einer Minderheit leben. Bundesweit wird in allen Gottesdiensten sowie in den Vorabendmessen für das Bonifatiuswerk der deutschen Katholi-

ken e. V. gesammelt. Das Hilfswerk für den Glauben unterstützt die katholischen Minderheiten mit gut 1 000 Fördermaßnahmen und Projekten.

Das Leitwort des Diaspora-Sonntags „Werde Hoffnungsträger“ lädt ein, unsere Hoffnung weiterzutragen und konkret erfahrbare Hoffnungszeichen zu setzen. Zeugnisse gelebter Hoffnung sind notwendiger denn je.

Hoffnung steht im Mittelpunkt

In diesem Jahr ist wie selten zuvor bewusst geworden, wie wichtig die Hoffnung ist in einer Welt, die aus den Fugen gerät. Fragen nach Leben und Tod stellen sich neu oder anders. Ohne die Hoffnung, dass Gott uns im Blick behält und dass seine Liebe das letzte Wort haben wird, können wir in Krisenzeiten in Gefahr geraten, den Lebensmut zu verlieren. Christliche Hoffnung heißt jedoch nicht nur, von einer besseren Zukunft zu träumen, sondern sich tatkräftig für ein besseres Heute einzusetzen, weil Gott uns die Erde anvertraut hat und uns in jedem Menschen begegnet.

Das 1849 gegründete Bonifatiuswerk leistet Hilfe zur Selbsthilfe in den Diaspora-Regionen Deutschlands, Nordeuropas, Estlands und Lettlands. Seine Kinder- und Jugendhilfe unterstützt z. B. soziale Engagements wie Kinderhospizdienste, Straßenkinderprojekte und Mutter-Kind-Initiativen.

Die Glaubenshilfe fördert eine innovative missionarische Pastoral. Sie fördert z. B. religiöse Kinderwochen, Sakramentenunterricht und erstellt katechetische Materialien. Die Bauhilfe unterstützt die Errichtung oder Renovierung von Orten des Gebetes und der Begegnung, damit Glaube entdeckt und gelebt werden kann. Die Verkehrshilfe hilft, das Gemeindeleben lebendig zu gestalten. Weite Wege zum Gottesdienst, zum Kommunion- oder Firmunterricht, zum Seniorentreff können mit den rapsgelben BONI-Bussen bewältigt werden.

Materialien zum Diaspora-Sonntag, wie z. B. das Themenheft und das Gottesdienstimpulsheft zum Leitwort „Werde Hoffnungsträger“, können unter www.bonifatiuswerk.de heruntergeladen werden. Im Online-Shop finden sich Bücher, Hefte und religionspädagogische Materialien.

Sr. Theresita M. Müller SMMP

Seliger des Monats: Bernhard Lichtenberg

Bernhard Lichtenberg war unerschrocken und machte aus seiner Meinung keinen Hehl. Die Verfolgung der Juden, die Zerstörung der Synagogen im November 1938 – Bernhard Lichtenberg prangerte dieses Unrecht an, auch von der Kanzel. Seine prominente Wirkungsstätte war die Berliner Sankt Hedwigs-Kathedrale, in der er nach seinem Tod auch die letzte Ruhe fand.

Gebet für die Juden

Nach den Ereignissen des November 1938 betete Bernhard Lichtenberg jeden Tag öffentlich für die Juden, die Christen jüdischer Abstammung und andere Opfer des NS-Regimes, was letztlich auch dazu führte, dass er am 23. Oktober 1941 von der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) festgenommen wurde. Doch trotz der brutalen Verhörmethoden nahm Lichtenberg nichts von dem zurück, was seine tiefste Überzeugung war. Den Nationalsozialismus prangerte er als „unchristlich“ an, denn jeder Mensch sei ein Bild und Gleichnis Gottes, das es zu respektieren und zu achten gelte. Im Auftrag des Berliner Bischofs übernahm Lichtenberg schließlich die Leitung des „Hilfswerks beim Bischöflichen Ordinariat“, das „nichtarische“ Christen unterstützte und Juden beim Auswandern oder Untertauchen

half. 1941 protestierte er zudem beim Reichsärztführer gegen die Maßnahmen zur Vernichtung „unwerten Lebens“, das sogenannte Euthanasie-Programm.

Verurteilt wegen „Kanzelmissbrauchs“

Die Nationalsozialisten stuften daher Bernhard Lichtenberg als „unbelehrbaren Fanatiker“ ein und verurteilten den Berliner Dompfropst im Mai 1942 unter Ausschluss der Öffentlichkeit wegen „Kanzelmissbrauchs“ und Verstößen gegen das „Heimtückegesetz“ zu zwei Jahren Gefängnis. Aber auch vor Gericht nahm Lichtenberg nichts zurück: „Ich gebe der Überzeugung Ausdruck, dass der Staat durch einen für die Juden betenden Bürger keinen Schaden erleidet“, sagte Lichtenberg vor der Verkündung seiner Verurteilung. Seine Haft verbrachte Lichtenberg in Berlin-Tegel. Ein Angebot, unter der Auflage, künftig nicht mehr zu predigen, auf freien Fuß gesetzt zu werden, lehnte Lichtenberg ab. So wurde der mittlerweile 67 Jahre alte Priester in „Schutzhaft“ genommen und sollte ins Konzentrationslager Dachau gebracht werden, wo zahlreiche Priester gefangen waren. Doch Bernhard Lichtenberg, der schwer herzkrank war, verstarb schon auf dem Weg am 5. November 1943 in der fränkischen Stadt Hof. Die Polizei gab den Leichnam frei, bevor die Gestapo eingreifen konnte, und so wurden Lichtenbergs sterbliche Überreste am 11. November nach Berlin gebracht und dort fünf Tage später unter großer Anteilnahme der Bevölkerung beigesetzt.

Bereits früh politisch engagiert

Bernhard Lichtenberg war schon vor der Herrschaft der Nationalsozialisten politisch aktiv. Geboren wurde er am 3. Dezember 1875 im niederschlesischen Ohlau. Er studierte Theologie in Innsbruck und Breslau und wurde im Jahr 1900 zum

Priester geweiht. Er war Kaplan, Kurat und schließlich Pfarrer in verschiedenen Gemeinden Berlins. Nach der Gründung des Bistums Berlin wurde er 1932 zunächst zum Dompfarrer der Sankt Hedwigs-Kathedrale berufen und sechs Jahre später zum Dompropst ernannt. Schon während der Zeit des Ersten Weltkriegs engagierte sich Lichtenberg politisch. Von 1913 bis 1920 saß er für die Zentrumsparlei im Charlottenburger Stadtparlament, und von 1920 bis 1930 war er Bezirksabgeordneter im Wedding. Und schon damals war er den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge. Anfang der 1930er-Jahre hetzte Joseph Goebbels, damals Gauleiter von Berlin, gegen Lichtenberg. Bereits 1933 wurde Lichtenbergs Wohnung erstmals von der Gestapo durchsucht. Doch er ließ sich keine Angst machen und protestierte öffentlich gegen die unmenschlichen Zustände in den Konzentrationslagern, von denen ihm berichtet worden war. Für diese „Gräuelpopaganda“ wurde er von der Gestapo misshandelt, gab aber seine Informanten nicht preis.

Protest gegen staatliches Unrecht

Lichtenberg habe das christliche Liebesgebot „ohne jede Einschränkung durch Religion, Rasse oder Herkunft ernst genommen“, würdigte ihn der Berliner Erzbischof Heiner Koch, als er anlässlich der Renovierung der Sankt Hedwigs-Kathedrale Lichtenbergs sterbliche Überreste in die Kirche Maria Regina Martyrum überführen ließ. In der Gedenkkirche für die christlichen Hitler-Gegner werden sie ruhen, bis die Kathedrale umgebaut ist. 1996 war Lichtenberg als Märtyrer durch Papst Johannes Paul II. bei dessen Berlin-Besuch im Olympiastadion seliggesprochen worden. Lichtenbergs Taten und sein unerschrockener Protest gegen staatliche Gewalt sind längst weit über Berlin hinaus bekannt. 2004 verlieh ihm die israelische Gedenkstätte Yad Vaschem für seinen Einsatz für die Juden postum den Titel „Gerechter unter den Völkern“. Seit 2014 findet jährlich an sei-

nem Gedenktag eine überdiözesane Wallfahrt zu seinem Grab statt. Sein Gedenktag ist der 5. November.

Marc Witzemberger

Neue Orgelsprache: Vor 130 Jahren starb César Franck

César Franck war einer der wichtigsten französischen Komponisten, Lehrer und Organisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er gilt als Begründer der sogenannten „französischen Schule“ der Musik. Er versuchte, die klassischen Formen der Sonate und der Sinfonie dadurch zu erneuern, dass er alle Sätze eines Werkes aus einem einzigen Grundthema entwickelte. Neben Anton Bruckner und Johannes Brahms zählt Franck zu den Spätromantikern und gilt als wichtigster Bahnbrecher für den französischen instrumentalen Impressionismus.

Mit 22 Jahren Organist in Paris

César Franck wurde am 10. Dezember 1822 im belgischen Lüttich geboren. Schon früh fiel sein technisch großes Können am Klavier auf, er komponierte zudem eigene Stücke. Zunächst wurde Franck am Konservatorium in Lüttich musikalisch ausgebildet. 1837 erhielt er die Zulassung zum Pariser Conservatoire, an dem er in der Klasse von François Benoist, zu dessen Schülern unter anderen auch Camille Saint-Saëns und Louis Lefébure-Wély gehörten, Orgel studierte. Schon im Alter von 22 Jahren erhielt er die Position des zweiten Organisten an der Kirche Notre-Dame-de-Lorette in Paris. Dort fand Franck auch seine Heimat. Zwischen 1851 und 1857 war er an St. Jean-St. François tätig. Von 1858 an bis zu seinem Tod wirkte Franck an der Kirche Sainte-Clotilde. 1890 erlitt er einen schweren Unfall. Er wurde von ei-

nem Pferdeomnibus seitlich angefahren und erholte sich davon nicht mehr. Am 8. November 1890 starb er an einer Brustfellentzündung in seiner Wohnung im Haus am Boulevard Saint-Michel. César Franck ist auf dem Montparnasse-Friedhof begraben.

Kirchenmusiker aus Leidenschaft

Für die Kirchenmusik schlug zeitlebens sein Herz. Franck gab zwar in seiner Stellung als Kirchenmusiker an Sainte-Clotilde die Chorleitung ab und beschränkte sich mehr auf die Aufgabe als „Organiste Titulaire“, aber dies hing mit seiner großen Leidenschaft für die Königin der Instrumente zusammen. Während seiner Tätigkeit wurde eine neue Hauptorgel erbaut, ein Werk des berühmten Orgelbaumeisters Aristide Cavallé-Coll. Mit 60 klingenden Registern auf drei Manualen und Pedal bot die Orgel fast unerschöpfliche und zugleich kraftvolle Klangmöglichkeiten. Die Orgel, auf der Höhe der Zeit und mit allen technischen Raffinessen ausgebaut, musste Franck wie die Erfüllung eines Lebenstraums vorgekommen sein. Franck gab auch Klavierunterricht, unter anderen gehörte Claude Debussy zu seinen Schülern. Aber Franck war auch ein leidenschaftlicher Komponist kirchenmusikalischer Werke. Täglich widmete er sich zwei Stunden eigenen Kompositionen. Meist in Nacharbeit entstanden so zahlreiche Kompositionen, viele für den liturgischen Gebrauch. Mehr und mehr entwickelte Franck dabei seinen persönlichen Kompositionsstil, auch wenn die entstandenen Werke zunächst wenig Beachtung gefunden hatten. Erst spät gelangten seine Werke zu dem Ruhm, den sie verdienten. So beispielsweise das 1879 komponierte Klavierquintett, das in der von ihm mitbegründeten Société Nationale de Musique 1880 uraufgeführt wurde. Das Werk fand eine außerordentlich große Resonanz und zählt bis heute zu den wichtigsten und prägendsten Werken César Francks.

Marc Witzenbacher

Buß- und Betttag am 18. November

In den evangelischen Kirchen wird in diesem Jahr am 18. November der Buß- und Betttag begangen. Obwohl der Buß- und Betttag 1995 als staatlicher Feiertag zur Finanzierung der Pflegeversicherung abgeschafft wurde, ist er dennoch ein wichtiger kirchlicher Feiertag. Er fällt regelmäßig auf den Mittwoch vor dem letzten Sonntag im Kirchenjahr. Dabei geht die Einrichtung des Tages auf den Staat zurück, wobei die Wurzeln solcher Bußtage bis ins antike Rom zurückreichen. Der erste evangelische Buß- und Betttag fand 1532 in Straßburg als Reaktion auf die Türkenkriege statt. Im 16. und 17. Jahrhundert wurden weitere Buß- und Betttage eingeführt. Im Jahr 1878 gab es in den deutschen Ländern 47 Bußtage an 24 Terminen.

Einheitlicher Bußtag seit 1934

Auch wenn bereits 1852 von der Eisenacher Konferenz ein einheitlicher Buß- und Betttag vorgeschlagen wurde, führte erst 1934 die Evangelische Kirche in Deutschland einen allgemeinen Buß- und Betttag ein. 1939 wurde er auf Drängen der Nationalsozialisten auf einen Sonntag verlegt und damit faktisch abgeschafft. Nach 1945 wurde er aber wieder eingeführt, außer in Bayern war er überall gesetzlicher Feiertag. Dort bestimmte man 1952 den Tag auch als Feiertag, jedoch zunächst nur in Regionen mit überwiegend evangelischer Bevölkerung. Von 1981 an wurde der Buß- und Betttag auch in überwiegend katholisch bevölkerten Regionen Bayerns arbeitsfreier Feiertag und seitdem in der gesamten Bundesrepublik einheitlich begangen. Nach der Wiedervereinigung wurde der Buß- und Betttag in allen Bundesländern übernommen und war somit ab 1990 ein deutschlandweiter Feiertag. Seit 1995 ist er nur noch in Sachsen gesetzlicher Feiertag.

Buße meint Sinnesänderung

Der deutsche Begriff „Buße“ führt in der Zielsetzung des Feiertages oft in die Irre. Denn „Buße“ meint an diesem Feiertag keine Wiedergutmachung für begangenes Unrecht, kein Ableiten einer Strafe, sondern vielmehr das Einüben einer Haltung, das Vergewissern einer ständigen inneren Bereitschaft zu Veränderung und Umkehr. In den Gottesdiensten, die nun häufig in den Abendstunden und an vielen Orten auch ökumenisch gefeiert werden, geht es daher um Umkehr und Sinnesänderung: Buße ist anhaltende Selbstbesinnung. An vielen Orten nutzen die evangelischen Kirchen den Buß- und Betttag dazu, auf soziale Missstände hinzuweisen. Materialien und weitere Hinweise, unter anderem auch der Entwurf für einen ökumenischen Gottesdienst zum Buß- und Betttag, finden sich unter www.busstag.de.

Marc Witzenbacher

Gebetstag für Opfer des sexuellen Missbrauchs

Seit 2015 wird auf eine Initiative von Papst Franziskus hin im nahen zeitlichen Umfeld des „Europäischen Tages zum Schutz von Kindern vor sexueller Ausbeutung und sexuellem Missbrauch“ am 18. November ein Gebetstag für Opfer des sexuellen Missbrauchs begangen. Der Gebetstag soll ein Zeichen der Solidarität mit Menschen sein, die Opfer sexuellen Missbrauchs geworden sind. Damit soll nicht nur für dieses Thema sensibilisiert werden, sondern es geht – ähnlich wie beim Buß- und Betttag – auch um eine Sinnesänderung und eine veränderte Haltung. Der Trierer Bischof Stephan Ackermann, Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für Fragen des

sexuellen Missbrauchs Minderjähriger im kirchlichen Bereich und für Fragen des Kinder- und Jugendschutzes, ermutigt Pfarrgemeinden und Verbände, den Gebetstag zu nutzen und dadurch sich den Opfern zuzuwenden und ebenso neue Taten zu verhindern: „Als Kirche übernehmen wir Verantwortung für das Unrecht, das Menschen in der Kirche angetan wurde. Als Gläubige wollen wir mit dem Gebet unsere Solidarität und Nähe ausdrücken“, so Bischof Ackermann. Auf einer eigenen Internetseite der Deutschen Bischofskonferenz können zahlreiche Materialien abgerufen werden, mit denen in der Liturgie der Betroffenen gedacht oder ein eigener Gottesdienst zum Thema Missbrauch gefeiert werden kann (www.dbk.de/themen/sexueller-missbrauch/gebetsstag).

Marc Witzenbacher

Erneuerte Hoffnung: Impulse zum Kirchenjahr

In einer immer hoffnungsärmeren Zeit braucht es mehr Halt gebende Botschaften der christlichen Hoffnung. Davon ist Klaus W. Hälbig, bis 2016 Studienleiter des Referats „Religion und Öffentlichkeit“ an der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, überzeugt. Sein Buch „Die Rückkehr des Bräutigams. Christi Wiederkunft zur Hochzeit als Vollendung der Welt“ spannt dabei den heilsgeschichtlichen Bogen und ordnet ihn den Festen des Kirchenjahres zu. Vom ersten Advent des Kommens Jesu Christi in diese Welt bis zum zweiten Advent, der Wiederkunft Christi und der Vollendung der Welt, entsteht so eine theologisch fundierte Geschichte der Hoffnung, die gerade in Krisenzeiten Halt und Orientierung geben kann.

Kein Paradies auf Erden

Gerade die Coronakrise und die sich darin auch offenbarende Hilflosigkeit der Wissenschaft in solchen Krisen mache offenbar, wie wesentlich der aus der Hoffnung genährte Glaube für den Alltag sein könne: „Als Auferstandener hat Christus den Sieg des Lebens über Sünde und Tod errungen“, schreibt Hälbig im Vorwort seines Buches. Die Gabe Jesu Christi ist der wahre Frieden, den kein Paradies auf Erden geben kann. So plädiert Hälbig, herkommend von den theologischen Grundlagen der Feste des Kirchenjahres, in der Liturgie sowie im Alltag mehr den Blick auch auf die Vollendung des Erlösungsgeschehens zu lenken und von dort her die Feste und das persönliche Leben zu beleuchten. Hälbig sind dabei tiefgründige Beiträge zur Erschließung von Bibel und Kirchenjahr gelungen, die zahlreiche Verweise und überraschende Bezüge aufzeigen. Spannend sind insbesondere die vielfältigen Hinweise auf die Zahlensymbolik. So möchte Klaus W. Hälbig mit seinem Buch die christliche Hoffnung, die Eschatologie („Lehre von den letzten Dingen“), wiederbeleben und vergegenwärtigen.

Marc Witzenbacher

Klaus W. Hälbig, Die Rückkehr des Bräutigams. Christi Wiederkunft zur Hochzeit als Vollendung der Welt, EOS Verlag, Sankt Ottilien 2020, 594 Seiten, ISBN 978-3-8306-8011-6, 39,95 € [D]; 41,10 € [A]

Diesen Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 383) bestellen.

20 Jahre Weltkulturerbe Insel Reichenau

Die Klosterinsel Reichenau im Bodensee ist ein herausragendes Zeugnis der religiösen und kulturellen Rolle eines Benediktinerklosters im Mittelalter. Dies war eines der wesentlichen Argumente, warum vor 20 Jahren am 30. November 2000 die Klosterinsel Reichenau als Kulturlandschaft in die Welterbeliste der UNESCO aufgenommen wurde. So bieten die gut erhaltenen Kirchen der Insel anschauliche und gut erhaltene Beispiele für die klösterliche Architektur zwischen dem neunten und elften Jahrhundert. 724 gegründet, hatte sich das Kloster zu einem der wichtigsten Klöster im süddeutschen Raum entwickelt. Das eigentliche UNESCO-Welterbe sind die drei romanischen Kirchen der Insel. Sie zeigen, wie ein geistiges Zentrum in der Zeit der Karolinger und Ottonen aussah und funktionierte.

Das dreischiffige Münster St. Maria und Markus, früher Klosterkirche, ist heute katholische Pfarrkirche. In St. Peter und Paul, 799 geweiht, ist neben den romanischen Malereien auch die prächtige historische Barockorgel von besonderem Wert. Weltberühmt sind die monumentalen ottonischen Wandmalereien der Kirche St. Georg, das nördlich der Alpen einzige erhaltene Beispiel einer vollständigen Kirchengemäldeausmalung aus dem 10. Jahrhundert. Bis heute hat das Kloster mit seiner Kultur die Insel bis in die Gestaltung der Landschaft hinein geprägt. So ist auf der Reichenau eine mehr als 1000 Jahre andauernde Geschichte eines Klosters lebendig geblieben. Das Kloster selbst wurde 1803 aufgehoben; das Gebäude dient der Gemeinde Reichenau heute als Rathaus.

Einzigartige Handschriften

Zu den wichtigen kunstgeschichtlichen Zeugnissen des Hochmittelalters gehören aber auch die einzigartigen Handschriften der Reichenau, die in ganzen Bilderzyklen das Neue Testament,

das Leben Jesu und die Evangelien illustrieren. Immer wieder zeigt auch ein Titelbild von MAGNIFICAT eine Abbildung aus den berühmten Handschriften der Klosterinsel. Die Buchmalerei des Klosters wurde im Jahr 2003 eigens in das Weltdokumentenerbe der UNESCO aufgenommen.

Marc Witzenbacher

Gottesdienste im ZDF

- Sonntag, 1. November 2020 – 9.30 Uhr, St. Meinrad, Radolfzell (kath.)
- Sonntag, 8. November 2020 – 9.30 Uhr, St. Marienkirche, Berlin (ev.)
- Sonntag, 15. November 2020 – 9.30 Uhr, St. Sebastian, Würselen (kath.)
- Sonntag, 22. November 2020 – 9.30 Uhr, St. Johanniskirche, Schweinfurt (ev.)
- Sonntag, 29. November 2020 – 9.30 Uhr, Elisabethinenkirche, Graz (kath.)

DOMRADIO

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im DOMRADIO ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt DOMRADIO wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf www.domradio.de.
- Sonntags um 10 Uhr überträgt DOMRADIO einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf www.domradio.de. Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie DOMRADIO unter Tel. 0221 / 25 88 60.